

Einführung in die Semantik und Pragmatik
Gesamtskript zu allen Podcastfolgen der Vorlesung

Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf
Institut für Germanistik I
Dr. phil. habil. Simon Kasper



als Podcast: <https://castbox.fm/channel/Einf%C3%BChrung-in-die-Semantik-und-Pragmatik-id3438839?>

auf YouTube: https://www.youtube.com/playlist?list=PLT1YjKTibf1_EuwH7Vzae7bFCPvxZZXi6

in der HHU Mediathek: <https://mediathek.hhu.de/playlist/797>

s.kasper@hhu.de

WiSe 2020/2021

Lizenziert durch CC BY-NC-SA 3.0 DE

Inhaltsverzeichnis

Thematischer Block I: Abgrenzungen	8
Folge 1: Was ist Semantik?	8
1. Einleitung.....	8
2. Die Semantik ist eine Teildisziplin in mehreren Fächern.....	9
3. Nur bestimmte Arten der Bedeutung sind Gegenstand der linguistischen Semantik	10
4. Die linguistische Semantik hat es primär mit Peirce'schen Symbolen zu tun	12
5. Nicht-arbiträre Zeichen gibt es nur innerhalb der Arbitrarität	12
6. Die Semantik hat es mit der Darstellungsfunktion der Sprache zu tun	12
7. Die Semantik ist entweder auf Bedeutung oder auf Referenz fixiert	13
Literatur	14
Leitfragen.....	14
Folge 2: Was ist Pragmatik?	15
1. Einleitung.....	15
2. Pragmatik vs. Pragmatik	16
3. Die Pragmatik hat es mit Peirce'schen Indexen zu tun	17
4. Die Pragmatik hat es mit der Ausdrucks- und der Appellfunktion der Sprache zu tun.....	18
5. Die Pragmatik hat es mit der Äußerungsbedeutung zu tun	18
6. Die Pragmatik hat es mit der Sprecher*innenbedeutung zu tun	19
7. Die Pragmatik hat es mit kontextabhängiger Bedeutung zu tun	19
Literatur	20
Leitfragen.....	20
Folge 3: Was ist der Unterschied zwischen Semantik und Pragmatik?	21
1. Charles William Morris	21
2. Pragmatik = linguistische Untersuchungen mit Referenz zum Äußerungskontext.....	24
3. Pragmatik = Bedeutung minus Wahrheitsbedingungen (Gerald Gadzar)	24
4. Was ist der Kontext?	25
5. Definitorisches Rumgeschiebe	26
Literatur	27
Leitfragen.....	27
Folge 4: Welche Abstraktionsgrade von Bedeutung unterscheidet man und wie hängen sie mit Semantik und Pragmatik zusammen?	29
1. Virtuelle und aktuelle Ausdrücke, virtuelle und aktuelle Bedeutungen	29
2. Ausdrucksbedeutung.....	30
3. Äußerungsbedeutung.....	31
4. Sprecher*innenbedeutung.....	32

Literatur	33
Leitfragen.....	33
Folge 5: Worum geht's bei der Frage nach Bedeutung und warum ist sie kompliziert?	34
1. Was mit sprachlicher Bedeutung gemeint ist, hängt vom Sprachbegriff ab.....	35
2. Was mit sprachlicher Bedeutung gemeint ist, hängt vom Wissensbegriff ab.....	36
3. Lexikon und Grammatik erfordern spezielle Behandlungen	37
4. Die Bedeutung von Funktionswörtern ist begrifflich und referentiell kaum zu fassen	38
5. Die Bedeutung von Abstrakta ist begrifflich und referentiell kaum zu fassen.....	38
Literatur	39
Leitfragen.....	39
Thematischer Block II: Historisches	40
Folge 1: Was hat man in der Antike zur sprachlichen Bedeutung zu sagen gehabt?	40
1. Einleitung.....	40
2. Platon.....	40
3. Aristoteles.....	42
4. Hellenismus und griechische Spätphase	43
Literatur	44
Leitfragen.....	44
Folge 2: Was hat man im frühen und Hochmittelalter zur sprachlichen Bedeutung zu sagen gehabt?	45
1. Augustinus von Hippo.....	45
2. Die Scholastik.....	47
Literatur	49
Leitfragen.....	49
Folge 3: Was hat man von der frühen Neuzeit bis zur Aufklärung zur sprachlichen Bedeutung zu sagen gehabt?	50
1. Der Einfluss der natürlichen Sprache auf das Denken	50
2. Thomas Hobbes.....	51
3. John Locke	51
4. Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716)	52
5. Étienne Bonnot de Condillac	53
Literatur	54
Leitfragen.....	54
Folge 4: Was hat Gottlob Frege mit seiner Aussagen- und Prädikatenlogik zur Semantik beigetragen?.....	55
1. Beginn bei Logik und Arithmetik.....	55

2. Aussagenlogik und natürliche Sprache	56
3. Prädikatenlogik und natürliche Sprache	57
Literatur	59
Leitfragen.....	59
Folge 5: Was hat Gottlob Frege unter sprachlicher Bedeutung (im weiteren Sinne) verstanden?	60
1. Freges Beschäftigung mit Sprache.....	60
2. Freges semantische Ausdifferenzierungen.....	61
3. Kompositionalität.....	62
Literatur	64
Leitfragen.....	64
Thematischer Block III: Themen	65
Folge 1: Was verursacht Mehrdeutigkeit?.....	65
1. Mehrdeutigkeit versus Vagheit.....	66
2. Lexikalische Ambiguität	66
3. Morphologische Ambiguität.....	67
4. Kategoriale Ambiguität.....	67
5. Kompositaambiguität	67
6. Syntaktische Anschlussambiguität	68
7. Thematische Rollen-Ambiguität	68
8. Syntaktische Funktionen-Ambiguität	69
9. Skopus-Ambiguität	69
10. Pronomenbezugsambiguität	70
11. Pragmatische Ambiguität	70
12. Globale und lokale Ambiguität	70
Literatur	71
Leitfragen.....	71
Folge 2: Wie hängen Kompositionalität(sprinzip) und Grammatik(theorie) zusammen? ...	72
1. Was ist mit Kompositionalität gemeint?	72
2. Was leistet das Kompositionalitätsprinzip?	73
3. Klärungsbedürftiges.....	74
Literatur	78
Leitfragen	78
Folge 3: Wie arbiträr ist der Zusammenhang zwischen grammatischen Strukturen und Bedeutungsstrukturen?	79
1. Relative Motiviertheit.....	79
2. „Linking“ und thematische Rollen	80

3. Ikonische Motivation	82
4. Historische Motivation	83
Literatur	84
Leitfragen	84
Folge 4: Wie und was tragen deiktische Zeichen zur Äußerungsbedeutung bei?	85
1. Deixis	85
2. Origo	86
3. Raumdeixis	87
4. Temporaldeixis	88
5. Persondeixis.....	88
6. Sozialdeixis.....	88
7. Textdeixis.....	89
Literatur	90
Leitfragen.....	90
Folge 5: Was setzen Äußerungen jenseits ihrer Hauptaussage voraus?.....	91
1. Voraussetzungen	91
2. Semantische Präsuppositionen	92
3. Pragmatische Präsuppositionen	93
Literatur	95
Leitfragen.....	95
Folge 6: Was und wie viel erschließen wir pragmatisch, weil es nicht gesagt wird?.....	96
1. Verortung	96
2. Die Lücke zwischen der Äußerungs- und der „implikatierten“ Bedeutung.....	97
3. Das Kooperationsprinzip und die Konversationsmaximen.....	98
4. Frege und Grice	100
5. Differenzierungen.....	100
Literatur	102
Leitfragen.....	102
Folge 7: Braucht es zum Verstehen komplexer Ausdrücke mehr als ein Prinzip der Relevanz?.....	103
1. Ausgangspunkt bei Paul Grice	103
2. Die Relevanztheorie von Sperber und Wilson.....	104
3. Inferenz.....	105
4. Beispiel	106
Literatur	107
Leitfragen.....	107

Folge 8: Was tut man noch, indem man etwas (aus)sagt?	109
1. John Langshaw Austin	109
2. Performativa vs. Konstativa.....	110
3. John Searle.....	112
Literatur	114
Leitfragen.....	114
Folge 9: Wie ermittelt man Bedeutung?	116
1. Was ist mit „Bedeutung“ gemeint?	117
3. Muttersprachliche Intuitionen, Introspektion.....	118
3. Verhaltensexperimente.....	120
4. Befragungen	122
5. Korpusstudien.....	124
6. Neurophysiologische Experimente.....	125
Literatur	127
ergänzend:.....	128
Leitfragen.....	128
Thematischer Block IV: Kognitive Semantik.....	129
Folge 1: Wie geht die Kognitive Semantik das Phänomen Bedeutung an?.....	129
1. Bedeutung ist Konzeptualisierung.....	129
2. Das Bekenntnis zur Kognition.....	131
3. Das Bekenntnis zur Symbolizität und Schematizität	133
Literatur	134
Leitfragen.....	134
Folge 2: Wie konstituiert sich Bedeutung in der Kognitiven Semantik?	135
1. Bedeutungen haben ihre Basis in leiblicher Erfahrung	135
2. Verlebte Bildschemata	136
2. Bedeutung ist enzyklopädisch	137
3. Verschiedene Bedeutungsschichten	138
Literatur	139
Leitfragen.....	139
Folge 3: Wie wirkt es sich sprachlich aus, wenn gleiche konzeptuelle Inhalte auf verschiedene Weisen konzeptualisiert werden?	140
1. Grundannahmen	140
2. Spezifität	141
3. Fokussierung.....	141
4. Prominenz.....	142

5. Perspektive	144
6. Konzeptueller Inhalt und konzeptuelle Konstruktion vs. Freges Sinn und Referenz	145
Literatur	146
Leitfragen.....	146
Folge 4: Inwiefern sind sprachliche Ausdrücke „nur“ Zugangspunkte zu Wissenskomplexen?	147
1. Vorgeplänkel.....	147
2. Marvin Minsky und Frames in der Künstlichen Intelligenz	148
3. Charles Fillmores und Frames in der linguistischen Semantik	148
4. Die Framesemantik im Kontext der linguistischen Semantik.....	151
Literatur	153
Leitfragen.....	153
Literaturverzeichnis	155

Thematischer Block I: Abgrenzungen

Folge 1: Was ist Semantik?

Herzlich willkommen zu Ihrem Podcast zur Vorlesung Semantik und Pragmatik im Wintersemester 2020/21 an der HHU. Ich bin Simon Kasper und in dieser Folge spreche ich über die Frage: Was ist Semantik? Ich möchte Ihnen diesmal kurz vorstellen, wie die linguistische Semantik von anderen Fächern oder Teildisziplinen abgrenzbar ist, damit es in den anderen Podcastfolgen klarer wird, inwiefern darin Fragen der linguistischen Semantik behandelt werden. Gleichzeitig wird in weiteren Podcastfolgen auch ergänzt und vertieft, was ich diesmal vorstelle.

1. Einleitung

Die Semantik beschäftigt sich mit dem Phänomen der Bedeutung. Und damit bedanke ich mich für Ihre Aufmerksamkeit und sage *Tschüss* bis... Moooment! Ok, die Semantik beschäftigt sich mit dem Phänomen der Bedeutung. Aber beschäftigt sich die Pragmatik nicht auch mit Bedeutung? Und beschäftigt sich ein Fach wie die Evolutionsbiologie nicht auch mit Bedeutung, wenn sie erforscht, wie beispielsweise die sexuelle Selektion in der Menschen- und Tierwelt funktioniert? Da ist doch die Rede davon, dass jemand oder etwas sexuell selektiert und dafür sind bestimmte Merkmale entscheidend. Geht es dann nicht um die Bedeutung dieser Merkmale? Und überhaupt: Wir! Beschäftigen wir uns nicht auch in jedem wachen Moment mit Bedeutung, wenn wir uns in unserer alltäglichen Lebenswelt bewegen: wenn wir beim Aufwachen auf die Uhr schauen; wenn wir den Busfahrplan lesen; wenn wir auf dem Gehweg einen Hundehaufen entdecken; wenn wir den Jingle vom Messenger auf dem Smartphone hören; wenn wir die Gesichter der Menschen interpretieren, mit denen wir zu tun haben; wenn andere sprachliche Laute von sich geben, und und und... Und in der Mikroökonomie: Geht es da nicht um den Nutzen von Gütern? Ist der Nutzen nicht ein Aspekt von Bedeutung? Was ist also der Unterschied zwischen der Semantik, der Pragmatik, der Evolutionsbiologie, der Ökonomie und uns? Betreiben wir Semantik, wenn wir unterwegs sind und einen Hundehaufen sehen? Und was heißt eigentlich *Bedeutung* in all diesen Zusammenhängen? Ist da jeweils von derselben Bedeutung die Rede?

Ich möchte versuchen, ein bisschen Ordnung in Ihr Denken zu bringen. Dabei stehe ich vor der Herausforderung, wie ich vorgehen soll, um das Feld zu ordnen. Ich könnte beispielsweise vom Begriff der Bedeutung selbst ausgehen und das Feld von dort aufrollen. Dem widme ich aber eine eigene Folge. Ich könnte vom Begriff des Zeichens ausgehen und der Semantik einen Platz im übergeordneten Feld der Wissenschaft vom Zeichen zuordnen. Ich könnte auch historisch vorgehen und vorstellen, wie sich die Beschäftigung mit Bedeutung historisch entwickelt hat und wie am Ende auch so etwas wie eine linguistische Semantik entstanden ist. Dabei müsste ich aber auch die Entwicklungen der Nachbardisziplinen berücksichtigen. Ich könnte institutionell vorgehen und von den wissenschaftlichen Disziplinen ausgehen, die an Gymnasien, Akademien, Lyzeen, Klosterschulen und Universitäten unterrichtet wurden und werden und den Stoff und Umfang der Semantik institutionell definieren. Ich glaube, wenn man

ein einigermaßen adäquates Bild davon haben möchte, was Semantik ist, muss man alle diese Ordnungsfaktoren berücksichtigen. Die Semantik umfassend historisch und systematisch aufzuarbeiten, hat aber noch niemand gewagt. Dafür gibt es gute Handbücher, zum Beispiel die HSK-Bände 6 und 33 zur Semantik, 7 zur Sprachphilosophie und 13 zur Semiotik. HSK steht dabei für die Handbücher Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Aber selbst diese Handbücher können nur in groben Zügen darstellen, was in der Semantik so gemacht wird und auch sie können nicht umhin, das Feld nach verschiedenen Ordnungskriterien zu strukturieren. Dabei sind auch diese Handbücher nicht vollständig. Beispielsweise wird die sehr junge Kognitive Semantik zu Unrecht sehr stiefmütterlich behandelt, wenn nicht sogar komplett ausgelassen. Wenn Sie sich diese Handbücher also anschauen – was ich Ihnen nachdrücklich empfehle –, nehmen Sie sich also noch eines zur Kognitiven Linguistik dazu, in dem Sie auch über die Kognitive Semantik nachlesen können. Im Folgenden werde ich diverse sehr kurze Thesen zur Semantik äußern, die dazu dienen sollen, Themen der Semantik zu charakterisieren und von anderen Beschäftigungsfeldern zu unterscheiden. Die Kognitive Semantik wird auch hier zu kurz kommen. Ihr widme ich dafür eigene Podcastfolgen.

2. Die Semantik ist eine Teildisziplin in mehreren Fächern

Mir sind kein Studienfach und keine eigenständige wissenschaftliche Disziplin bekannt, die *Semantik* hieße, aber mit *Semantik* kann man jeweils einen Teil der Gegenstandsbereiche von verschiedenen Fächern überschreiben. Sie studieren Germanistik. Ein Teil Ihres Studiums behandelt die germanistische Sprachwissenschaft, deren Gegenstand die deutsche Sprache ist. Eine Teildisziplin der Sprachwissenschaft ist die Semantik. Die Semantik beschäftigt sich mit dem Teil des Gegenstandsbereichs Sprache, der sprachliche Bedeutung behandelt. Die Semantik innerhalb der germanistischen Linguistik behandelt also die Bedeutung von deutschsprachigen Ausdrücken. Wenn Sie Philosophie studieren würden, würde ein Teil davon auch die Sprache behandeln. In der Sprachphilosophie würden Sie es ebenfalls mit der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke zu tun bekommen. Die dazugehörige sprachphilosophische Teildisziplin heißt ebenfalls Semantik. Und wenn Sie Informatik studieren, dann bekommen Sie es auch mit der Semantik zu tun. Sie ist die Teildisziplin der Informatik, die sich mit der Bedeutung von künstlichen Sprachen, nämlich von Programmiersprachen, beschäftigt.

Wir können also sagen, die Semantik sei jeweils eine Teildisziplin von Fächern, deren Gegenstandsbereich eine Sprache im weitesten Sinne ist. Damit meine ich ein kombinatorisches System von Symbolen, die spätestens, wenn man sie kombiniert, etwas bedeuten. Darunter fallen natürliche und künstliche Sprachen.

Ihnen werden auch Verwendungen des Ausdrucks *Semantik* begegnen, die nicht die Teildisziplin bezeichnen, sondern ihren Gegenstandsbereich, also die Bedeutung selbst. Da ist dann die Rede von der Semantik von Konnektoren oder von der Semantik der Determinierer und so weiter. Das ist strenggenommen unpräziser Sprachgebrauch.

Natürliche und künstliche Sprachen sind als kombinatorische Systeme Ergebnisse menschlichen Handelns, auch wenn das im Falle der natürlichen Sprachen Ergebnisse

sind, die niemand geplant oder designt hat. Die Merkmale von Lebewesen, die für die sexuelle Selektion entscheidend sind, sind keine kombinatorischen Systeme und auch keine Teile von kombinatorischen Systemen, Hundehaufen auf Gehwegen ebenfalls nicht, Gesichtsausdrücke auch nicht und die meisten Geräusche oder Vibrationen, die Smartphones aussenden, auch nicht. Deshalb hätten wissenschaftliche Disziplinen, die diese Phänomene als Gegenstandsbereiche hätten, auch eher keine Semantik. Das heißt aber nicht, dass diese Phänomene keine Bedeutung haben. Sie sind für uns nämlich durchaus Zeichen.

3. Nur bestimmte Arten der Bedeutung sind Gegenstand der linguistischen Semantik
Bedeutung ist ein hochgradig polysemer Ausdruck. Das heißt, er hat verschiedene Bedeutungsvarianten oder Lesarten, die aber alle miteinander inhaltlich verbunden sind. Nur manche dieser Bedeutungsvarianten sind Gegenstand der Semantik. Eine erste Beispielverwendung des Ausdrucks *Bedeutung*:

(1) *Dass Sie mir zuhören, bedeutet mir viel.*

Was heißt hier *bedeuten*? Es bedeutet, dass die Tatsache, dass Sie mir zuhören, wichtig für mich ist, in meinem subjektiven Interesse liegt, für mich subjektiv relevant ist. Ein weiteres Beispiel:

(2) *Dieser Ruf bedeutet für den Bonobo, dass ein Bodenfeind in der Nähe ist.*

Was bedeutet hier *bedeuten*? Es bedeutet eine natürliche Korrelationsbeziehung: Für den Bonobo ist der Ruf Auslöser für ein Verhalten, das er auch an den Tag legen würde, wenn er einen Bodenfeind selbst wahrnehmen würde. Der folgende Fall ist ganz ähnlich gelagert, aber komplexer:

(3) *Dass ein Hundehaufen auf dem Gehweg liegt, bedeutet, dass irgendein Hundehalter nicht aufgepasst hat oder auf soziales Verhalten keinen Wert legt.*

Was bedeutet hier *bedeuten*? Es zeigt für menschliche Interpret*innen so etwas wie eine komplexe Folgebeziehung an, die kulturelles Wissen einschließt: Sie schließen von einer Wirkung, dem Vorhandensein eines Hundehaufens, auf eine mittelbare Ursache, die sie ermöglicht oder zugelassen hat. Viertes Beispiel:

(4) *Jmd. etwas fragen bedeutet ‚sprachlich eine bestimmte Information von jemandem erbitten‘.*

Was bedeutet hier *bedeuten*? Es bedeutet, dass eine Assoziation zwischen einem sprachlichen Ausdruck und einem Begriff oder Konzept besteht, wobei die Assoziation nicht in der Weise natürlich ist wie die Verbindung zwischen dem Bonoboruf und der Fluchtreaktion. Die Assoziation besteht zudem relativ kontextunabhängig. *Jmd. etwas*

fragen hat in den allermeisten Kontexten diese Bedeutung. Zu diesem Bedeutungsbegriff gehört aber auch kulturelles Wissen beispielsweise darüber, wie man sich verhält, wenn man etwas fragt, also Bedingungen, die beim Fragen erfüllt sein müssen. Wenn man die Bedeutung in diesem vierten Sinne kennt, ist man auch in der Lage, für einen konkreten Kontext in der Wirklichkeit zu entscheiden, ob darin jemand etwas gefragt wird oder nicht. Zentral ist hierbei die Beziehung zwischen sprachlichen Ausdrücken und Dingen oder Sachverhalten in der Wirklichkeit und diese Beziehung ist durch die Begriffe oder Konzepte vermittelt. Letztes Beispiel:

(5) *Stellen Sie mir Fragen!* bedeutet, dass ich Sie auffordere, mir Fragen zu stellen.

Was bedeutet hier *bedeuten*? Es bedeutet wie eben, dass eine Assoziation zwischen einem sprachlichen Ausdruck und einem Begriff oder Konzept besteht, wobei die Assoziation nicht in der Weise natürlich ist wie die Verbindung zwischen dem Bonoboruf und der Fluchtreaktion. Die Assoziation besteht allerdings anders als beim letzten Beispiel nicht kontextunabhängig. Diesmal gehören zur Bedeutung auch Eigenschaften des Äußerungskontextes, darunter, wer mit *Sie* und wer mit *mir* gemeint ist, denn das ändert sich je nachdem, wer das äußert und wer damit angesprochen wird. Außerdem gehört zu dieser Bedeutung von *Bedeutung* enzyklopädisches Wissen oder Weltwissen wie das, wozu Sie mir überhaupt Fragen stellen sollen – Antwort: zu den Podcasts – und dass Sie mir in 20 Jahren wahrscheinlich eher keine Fragen mehr dazu stellen sollen.

Wir haben jetzt vier Bedeutungsvarianten des Ausdrucks *Bedeutung* gefunden:

- erstens als subjektives Interesse, subjektive Relevanz – *es bedeutet mir viel, dass...*,
- zweitens als natürliche Anzeichenbeziehung zwischen Wirkung und Ursache – der Warnruf für den Bonobo,
- drittens als kulturabhängige Anzeichenbeziehung zwischen Wirkung und Ursache – der Hundehaufen,
- viertens die kontextunabhängige, nicht-natürliche und konventionelle Assoziation zwischen sprachlichen Ausdrücken und Begriffen oder Konzepten – *jmd. etwas fragen*,
- fünftens für die kontextabhängige, nicht-natürliche, konventionelle Assoziation zwischen sprachlichen Ausdrücken und Begriffen oder Konzepten – *Stellen Sie mir Fragen*.

Wenn man die Semantik streng abgrenzen möchte, kann man das so tun: Die linguistische Semantik hat es mit der kontextunabhängigen, nicht-natürlichen und konventionellen Assoziation zwischen den kombinatorischen Symbolen, die durch sprachliche Ausdrücke repräsentiert sind, und bestimmten Begriffen oder Konzepten zu tun. Bei einer solchen Abgrenzung sind zum einen die Bedeutungsvarianten „subjektive Relevanz“, „natürliche“ und „kulturabhängige Anzeichenbeziehungen zwischen Wirkungen und Ursachen“ ausgeschlossen; diese Arten von Bedeutung werden eher in der Semiotik, der Wissenschaft der Zeichen im Allgemeinen, behandelt. Zum anderen ist bei dieser Semantikdefinition die kontextabhängige sprachliche Bedeutung ausgeschlossen. Sie ist der Gegenstand der linguistischen Pragmatik.

4. Die linguistische Semantik hat es primär mit Peirce'schen Symbolen zu tun

Der Semiotiker und Philosoph Charles Sanders Peirce hat Zeichentypen voneinander unterschieden, darunter als berühmteste Symbole, Ikone und Indexe. Indexikalische Beziehungen konstruieren wir zwischen Ursachen und Wirkungen. Ein Hundehaufen ist uns ein Index für einen Hund, Rauch für Feuer. Ikonische Beziehungen sind solche, bei denen das Zeichen in bestimmten Hinsichten seinem Bezeichneten ähnelt, so wie das Porträt dem Porträtierten. Symbolisch sind Zeichen, die in einer bloß konventionellen Beziehung zu ihrem Bezeichneten stehen. Dazu zählen die sprachlichen Zeichen. Vor dem Hintergrund dieser Zeichenkonzeption kann man sagen, dass die linguistische Semantik es mit Symbolen zu tun hat. Wenn die Bedeutungen sprachlicher Ausdrücke nur unter Bezug auf den Äußerungskontext bestimmt werden können, so wie bei den deiktischen Ausdrücken *ich*, *hier* und *jetzt*, sind indexikalische Zeichen beteiligt, weil diese Ausdrücke direkt in die Äußerungssituation hinausverweisen, genauer, auf die Person, die spricht, auf den Ort, an dem gesprochen wird, und auf die Zeitspanne, in der gesprochen wird. Die Bedeutungen solcher Ausdrücke fallen deswegen auch in den Gegenstandsbereich der linguistischen Pragmatik.

5. Nicht-arbiträre Zeichen gibt es nur innerhalb der Arbitrarität

Konventionelle Zeichen, also Symbole, sind auch arbiträre Zeichen. Die Zeichenträger stehen in willkürlichen Beziehungen zu ihrem Bezeichneten. Gerade deshalb müssen sie ja konventionell sein, damit sie als Kommunikationsmittel innerhalb einer Sprachgemeinschaft für alle das Gleiche bedeuten können. Es gibt auch Ikonizität in der Sprache, aber sie manifestiert sich vor allem an Symbolen. Wie soll das gehen? Sprachliche Zeichen sind symbolisch, das Einzelzeichen ähnelt in aller Regel also nicht seinem Bezeichneten. Das Wort *drei* und die Ziffer 3 haben keinerlei Ähnlichkeit mit der Zahl 3 oder dem Begriff der Dreiheit. Aber größere Zahlen oder Zahlbegriffe werden durch umfangreichere Wörter und Ziffern ausgedrückt: drei, dreiunddreißig, dreihundertdreißig und so weiter. Es gibt also schon eine Art von Ikonizität. Ein Mehr an begrifflichem Inhalt wird meistens auch mit einem Mehr an sprachlichem Material ausgedrückt. Es gibt also durchaus Ikonizität in der Sprache, die sich innerhalb der Symbolizität der Sprache manifestiert, und in diesem Sinne fallen auch ikonische Zeichen in den Gegenstandsbereich der linguistischen Semantik.

6. Die Semantik hat es mit der Darstellungsfunktion der Sprache zu tun

Karl Bühler hat in seinem Organonmodell der Sprache drei Aspekte am sprachlichen Zeichen unterschieden. Es ist Symptom, indem es etwas über die Produzent*innen ausdrückt, es ist Signal, indem es an die Rezipient*innen appelliert, in einer bestimmten Weise auf das Zeichen zu reagieren, und es ist Symbol, indem es etwas von den Dingen und Sachverhalten in der Wirklichkeit darstellt. Wenn ich sage, dass die Handbücher zur Semantik die Kognitive Semantik stiefmütterlich behandeln, dann könnten Sie das als Symptom meiner Einstellung interpretieren, dass ich das für einen Missstand halte. Sie könnten es zugleich als Signal und Appell verstehen, sich neben dem, was ich Ihnen über die Mainstream-Semantik erzähle, auch mit der Kognitiven Semantik zu beschäftigen.

Außerdem stellt meine Äußerung in symbolischer Form den von Symptom und Signal freien Sachverhalt dar, dass die Semantikhandbücher wenig bis keine Kognitive Semantik enthalten. Was hat das mit der Abgrenzung und Definition der linguistischen Semantik zu tun? Ich gebe Ihnen mit dem Organonmodell noch einen weiteren Referenzpunkt, mit dem Sie die linguistische Semantik abgrenzen können. Denn üblicherweise wird die linguistische Semantik so abgegrenzt, dass nur die Bühler'sche Darstellungsfunktion in ihren Gegenstandsbereich fällt, die Ausdrucks- und Appellfunktionen dagegen in den der linguistischen Pragmatik.

7. Die Semantik ist entweder auf Bedeutung oder auf Referenz fixiert

Die linguistische Semantik hat es mit der kontextunabhängigen, nicht-natürlichen und konventionellen Assoziation zwischen den kombinatorischen Symbolen, die durch sprachliche Ausdrücke repräsentiert sind, und bestimmten Begriffen oder Konzepten zu tun. Gemeinhin werden diese Begriffe und Konzepte im engeren Sinne als *Bedeutung* bezeichnet. Vermittelt über die kognitiven Begriffe oder Konzepte sind die sprachlichen Ausdrücke aber auch auf die Wirklichkeit bezogen, wenn sie in konkreten Kontexten verwendet werden. Wenn ich sage, *Sie finden die Podcastfolgen auf Ilias*, dann konstruieren Sie auf Basis dieses komplexen Ausdrucks nicht nur ein zusammengesetztes Konzept des Ereignisses, sondern das ist ja auch eine Aussage über die Wirklichkeit, so dass Sie das zusammengesetzte Konzept auch auf die Wirklichkeit beziehen. Dieser Bezug zur Wirklichkeit wird gemeinhin *Referenz* genannt. Der Gegenstandsbereich der linguistischen Semantik sind *Bedeutung* und *Referenz*. Zusammen mit dem sprachlichen Ausdruck bilden sie die drei Ecken des semiotischen Dreiecks: Unten links der Ausdruck, oben an der Spitze der Begriff oder das Konzept, also die *Bedeutung*, unten rechts die *Referenz*. Es gibt leider auch zahlreiche andere Ausdrücke für das Paar *Bedeutung* und *Referenz*. Dazu gehören respektive *Sinn* und *Bedeutung*, *Sinn* und *Referenz*, *Begriffsinhalt* und *Begriffsumfang*, *Designation* und *Denotation*, *Intension* und *Extension*. Am dümmsten daran ist, dass *Bedeutung* manchmal für die Begriffe oder Konzepte und manchmal für die Referenten von sprachlichen Ausdrücken verwendet wird. Hier in der Vorlesung werde ich mit *Bedeutung* nie die Referenten meinen. Tatsächlich ist die am weitesten verbreitete Art Semantik mehr an der Referenz als an der Bedeutung interessiert und damit an der Frage, unter welchen formalen oder grammatischen Bedingungen Sätze wahr oder falsch sind. Dies ist die wahrheitsfunktionale Semantik. Die wahrheitsfunktionale Semantik, so könnte man leicht überspitzt ausdrücken, ist nur insofern an den Begriffen und Konzepten interessiert, als diese dabei behilflich sind, die grammatischen Bedingungen zu klären, unter denen Sätze und Äußerungen wahr oder falsch sind. Beispielsweise ist der Satz *Elke lacht* mit seiner morphologischen und syntaktischen Struktur in allen Situationen wahr, in denen gilt, dass es ein Individuum gibt, das Elke heißt, so dass Elke in diesen Situationen etwas tut, auf das der Ausdruck *lachen* zutrifft. Das Ganze wird viel weniger trivial, wenn die Sätze komplexer werden und Quantifizierer, Determinierer, Negationen, Konjunktionen, Vagheit und Mehrdeutigkeit ins Spiel kommen, wie in *Jeder Student liebt eine Professorin*. Wie viele Professorinnen werden hier geliebt, eine oder mehr als eine? Je nach Lesart nehmen manche Linguist*innen verschiedene

tiefengrammatische Strukturen dieses Oberflächensatzes an, und mit diesen Tiefenstrukturen sind die Sätze auch unter verschiedenen Bedingungen wahr. Dass die wahrheitsfunktionale Semantik die formalen, also grammatischen Bedingungen der Wahrheit und Falschheit von Sätzen untersucht, bedeutet aber nicht, dass sie etwas über die faktische Wahrheit von Sätzen sagen würde. Denn dafür müsste sie ja die Wirklichkeit schon richtig erkannt haben. Ob der Satz *Elke lacht* oder der Satz *Das Universum ist unendlich* tatsächlich wahr ist, darüber macht die wahrheitsfunktionale Semantik also keine Aussagen, sondern nur darüber, dass dieser Satz wahr ist, falls Elke tatsächlich lacht bzw. Gott wirklich allmächtig ist und sonst nicht.

Dagegen ist die kognitive Semantik, von der wann anders die Rede sein wird, mehr an den Begriffen und Konzepten interessiert, die Menschen mit sprachlichen Ausdrücken assoziieren, und sie versucht zu klären, was kognitiv vor sich geht, wenn wir Sprache produzieren und verstehen. Dabei ignoriert sie die Wirklichkeit auch nicht, aber ihr geht es mehr darum, wie es sich sprachlich äußert, wenn wir die Wirklichkeit auf eine bestimmte Weise wahrnehmen und konzeptualisieren.

Das wars für heute. Es gibt noch andere Podcastfolgen, die den Fragen gewidmet sind, was Pragmatik ist und was der Unterschied zwischen Semantik und Pragmatik ist. Für dieses Mal sage ich *Danke* und *Tschüss!*

Literatur

Gutzmann, Daniel (2020): Semantik. Eine Einführung. Berlin: Metzler, 1–6. [Online über ULB verfügbar; auf Ilias]

Lyons, John (1991): Bedeutungstheorien. In: von Stechow, Arnim/Wunderlich, Dieter (Hrsg.): Semantik. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung. Berlin/New York: de Gruyter, 1–6. [HSK, Band 6] [Online über ULB verfügbar; auf Ilias]

Meibauer, Jörg/Demske, Ulrike/Geilfuß-Wolfgang/Pafel, Jürgen/Ramer, Karl-Heinz/Rothweiler, Monika/Steinbach, Markus (2015): Einführung in die germanistische Linguistik. Dritte, überarbeitete und aktualisierte Auflage. Stuttgart/Weimar: Metzler, 164–178. [Online über ULB verfügbar; auf Ilias]

Leitfragen

1. Welche Art von Bedeutung(en) ist (sind) Gegenstand der Semantik?
2. Welche Arten von Zeichen sind Gegenstand der Semantik?
3. Was ist der Unterschied von Bedeutung und Referenz?

Folge 2: Was ist Pragmatik?

Herzlich willkommen zu Ihrem Podcast zur Vorlesung Semantik und Pragmatik im Wintersemester 2020/21 an der HHU. Ich bin Simon Kasper und in dieser Folge spreche ich über die Frage: Was ist Pragmatik? Ich möchte Ihnen diesmal kurz vorstellen, wie die linguistische Pragmatik von anderen Fächern oder Teildisziplinen abgrenzbar ist, damit es in den anderen Podcastfolgen klarer wird, inwiefern darin Fragen der linguistischen Pragmatik behandelt werden. Gleichzeitig wird in weiteren Podcastfolgen auch ergänzt und vertieft, was ich diesmal vorstelle.

1. Einleitung

Die Pragmatik befasst sich mit dem Phänomen der Bedeutung. Wenn Sie schon die Podcastfolge *Was ist Semantik?* gehört haben, erinnern Sie sich vielleicht, dass ich zur Semantik genau dasselbe gesagt habe. „Die Semantik befasst sich mit dem Phänomen der Bedeutung.“ Sie vertreten aber ziemlich wahrscheinlich längst die Meinung, dass die Pragmatik nicht dasselbe ist wie die Semantik, obwohl sich beide mit dem Phänomen der Bedeutung befassen. Manche von Ihnen können diese Meinung vielleicht schon ganz gut begründen, andere nicht so gut, aber Sie vertreten sie trotzdem. Warum glauben Sie, dass Semantik und Pragmatik nicht dasselbe sind? Nehmen wir an, Sie glauben das, weil Sie im Vorlesungsverzeichnis die Vorlesung *Semantik & Pragmatik* gefunden haben, die Sie jetzt besuchen (wenn auch nur virtuell). *Semantik & Pragmatik* ist der Titel dieser Veranstaltung, er bezeichnet etwas, das heißt, der zusammengesetzte Ausdruck hat eine Bedeutung. Sie werden den Titel so interpretiert haben, dass die Ausdrücke *Semantik* und *Pragmatik* sich auf zwei verschiedene Sachen beziehen. Sie werden nicht davon ausgegangen sein, dass sie sich jeweils auf denselben Gegenstandsbereich beziehen. Warum sind Sie nicht davon ausgegangen? Semantisch spräche gar nichts dagegen, dass die Ausdrücke *Semantik* und *Pragmatik* dasselbe bezeichnen. Es wären einfach zwei Ausdrücke, die dasselbe bedeuten und dieselbe Referenz haben, so wie *Apfelsine* und *Orange*. Es läge vielmehr daran, wie der zusammengesetzte Ausdruck *Semantik & Pragmatik* hier verwendet wird. Die Konjunktion von zwei Ausdrücken mit derselben Bedeutung als Titel einer Vorlesung würde nicht dem entsprechen, was Sie erwartet haben – und, so kann man sagen, erwarten durften. Sie erwarten nämlich von Äußerungen, dass mit den Teilausdrücken und dem zusammengesetzten Ausdruck auch relevante Informationen ausgedrückt werden. Wenn die Ausdrücke *Semantik* und *Pragmatik* durch ein *und* verbunden sind, aber dasselbe bedeuten, wird diese Erwartung verletzt. Zu Ihrer Erwartung wird beigetragen haben, dass zu Ihrem Weltwissen gehört, dass *Semantik* und *Pragmatik* zwei wissenschaftliche Termini sind und diese in der Regel so definiert werden, dass sie klar und deutlich von anderen Termini unterscheidbar sind.

In der kleinen Ausführung zum Vorlesungstitel *Semantik & Pragmatik* sind jetzt einige Wörter gefallen: auf der einen Seite, was Ausdrücke bedeuten, das hieß hier, was mit ihnen gemeint ist – ihr begrifflicher Inhalt – und worauf sie sich beziehen – Ihre Referenz. Auf der anderen Seite Wörter wie *Verwendung*, wie Ausdrücke also in konkreten Situationen verwendet werden, wie *Erwartung*, was wir also von Äußerungen erwarten,

wie *Relevanz*, wie also in Äußerungen Information verpackt wird, wie *Weltwissen*, das wir bei Verstehen von Äußerungen schon mitbringen.

Als erste grobe Abgrenzung kann man sagen, diese ganzen zuletzt genannten Ausdrücke, *Verwendung*, *Erwartung*, *Relevanz*, *Weltwissen*, die beziehen sich auf Aspekte der Bedeutung, die in den Blick geraten, wenn man nicht nur die sprachlichen Ausdrücke selbst betrachtet, sondern auch die Personen, die sie hervorbringen und interpretieren und die dabei bestimmte Wissensstände mitbringen und mit der Kommunikation praktische Zwecke verfolgen. Damit beschäftigt sich die Pragmatik. Und wenn man von diesem breiten Beschäftigungsfeld die Beschäftigung nur mit den sprachlichen Ausdrücken und ihrem Bedeutungsinhalt und ihrer Referenz abzieht, bekommt man das Beschäftigungsfeld der Semantik. Im Folgenden möchte ich versuchen, das noch ein bisschen zu präzisieren. Ich beginne mit einer historischen und geographischen Einordnung.

2. Pragmatik vs. Pragmatik

Als inhaltlich abgrenzbare und institutionell installierte linguistische Teildisziplin ist die Pragmatik extrem jung. In diesem Sinne existiert sie nämlich erst seit ca. 1960. Da Semantik und Pragmatik unter wechselseitigem Bezug aufeinander definiert werden, müsste man eigentlich sagen, dass die Semantik das gleiche Alter hat. Ich würde allerdings sagen, dass man sich mit semantischen Fragen schon erheblich länger intensiv beschäftigt hat, ohne dass man sie so genannt hätte. Die philosophische Beschäftigung mit Sprache war von Anfang an stark von erkenntnistheoretischen Fragen geprägt, das heißt mit der Beziehung zwischen sprachlichen Ausdrücken, dem Denken und der Wirklichkeit. Anhand des semiotischen Dreiecks, in dem diese drei Elemente die drei Ecken besetzen, lassen sich nicht umsonst weite Teile der Geschichte der Sprachphilosophie erzählen. Davon zeugen auch die historischen Podcasts in dieser Vorlesung.

Wesentlich jünger ist die Idee, dass sprachliche Ausdrücke selbst Wirklichkeit sind und Wirklichkeit machen. Sie machen Wirklichkeit, weil sie von Menschen handelnd hervorgebracht werden. Wenn man diese Idee weiterverfolgt, stellt man schnell fest, dass Sprechen nur eine Handlung unter allen anderen ist, die Menschen sonst noch so vollziehen und dass Sprachhandlungen ebenso Wirklichkeit konstituieren können wie andere Arten von Handlungen. Wie mit dem Backen ein Gebäck geschaffen wird, wird mit dem Beleidigen eine beleidigte Person geschaffen. Dieser Gedanke wird systematisch erst seit relativ kurzer Zeit verfolgt. Vorläufer davon finden sich aber in der historischen Dialektik und Rhetorik.

Es gibt nun zwei große Strömungen der Pragmatik, deren Differenzen bis in die grundlegendsten philosophischen Fragen hineinreichen. Ich kann diese Differenz hier nur andeuten: Es gibt eine vor allem europäische pragmatische Strömungen, die, Zitat, „das Verständnis der Sprache als Handlungszusammenhang und damit eine linguistische und kommunikative Pragmatik methodisch an den Anfang stellen, um auf dieser Basis dann die semantischen und syntaktischen Kategorien als pragmatisch fundierte Unterscheidungen zu begreifen.“ (Kambartel, Pragmatik, 323) Zitat Ende. Anders gesagt, alle sprachlichen Erscheinungen, darunter grammatische Kategorien, Bedeutung und

Referenz, werden unter dem Vorzeichen betrachtet, dass sie Aspekte oder Teile von Sprachhandlungen sind. Daraus folgt, dass syntaktische und semantische Beschreibungen auch selbst Sprachhandlungen sind.

Die zweite große Strömung ist angloamerikanisch geprägt. In dieser Strömung, Zitat, „bildet die Pragmatik mit der Semantik und der Syntax eine Trias, deren Verständnis zunächst durch die Sprachphilosophie und Logik des Logischen Empirismus, hier vor allem durch C. W. Morris und R. Carnap, bestimmt worden ist. Während die Syntax sich dabei mit den rein figurativ-formalen Regeln des Aufbaus korrekt gebildeter Ausdrücke befaßt, die Semantik Möglichkeiten behandelt, diesen Ausdrücken (methodisch nachträglich) ‚Bedeutungen‘ zuzuordnen, wird der Pragmatik hier im allgemeinen die Aufgabe zugewiesen, Abhängigkeiten der Bedeutungsfunktionen von den Verwendungssituationen der sprachlichen Ausdrücke zu untersuchen. [...] In dieser Tradition wird also [...] systematisch von der Syntax über die Semantik zur Pragmatik fortgeschritten, d.h. die Pragmatik [...] *am Ende* lediglich adjungiert [...].“ (Kambartel, Pragmatik, 323) Zitat Ende. Hierbei geht man also mindestens implizit davon aus, dass sich syntaktische und semantische Kategorien unabhängig davon bestimmen lassen, dass sie Teile oder Aspekte menschlicher Handlungen sind, und dass dieser Aspekt unabhängig von ihnen untersucht werden kann.

Zu meinem persönlichen Bedauern ist die zuletzt genannte pragmatische Strömung in der germanistischen linguistischen Pragmatik beinahe unangefochten. Wer mehr wissen möchte, kann sich an dem eben zitierten Artikel *Pragmatik* in der *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie* informieren, die von Jürgen Mittelstraß herausgegeben wurde.

Ich werde jetzt darangehen, den Gegenstandsbereich der Pragmatik zu charakterisieren und dies in einige kurze Thesen packen.

3. Die Pragmatik hat es mit Peirce'schen Indexen zu tun

Nach Charles Sanders Peirce unterscheidet man unter anderem die Zeichentypen Symbol, Ikon und Index. Symbole sind Zeichenträger, die in einer willkürlichen und konventionellen Beziehung zu ihrem Bezeichneten stehen. Bei *Pferd*, *horse* und *equus* lässt nichts von der Laut- oder Schriftgestalt auf die Bedeutung schließen. Man muss die Bedeutung auswendig lernen und die Assoziation besteht nur kraft einer gesellschaftlichen Konvention. Beim Ikon besteht in mindestens einer Hinsicht eine Ähnlichkeitsbeziehung zwischen Zeichenträger und Bezeichnetem wie zwischen einem Porträt und dem Porträtierten. Ikone sind in der Sprache die Ausnahme und sie funktionieren immer auf dem Hintergrund der Symbolizität der Sprache. *Kikeriki* macht nur im Deutschen der Hahn, im Englischen klingt er mit *cock-a-doodle-doo* schon viel englischer. Indexe sind Anzeichen für etwas anderes; Rauch ist ein Anzeichen für Feuer. Zwischen dem Index und dem, wofür es ein Anzeichen ist, konstruieren wir eine Ursache-Wirkungsbeziehung.

Sprachliche Indexe sind beispielsweise deiktische Ausdrücke. Deiktische Ausdrücke sind solche, die Kenntnis des Äußerungskontexts erfordern, damit man versteht, worauf sie sich beziehen. Wenn man verstehen möchte, worauf sich die

Ausdrücke im Satz *Ich war gestern noch da oben* beziehen, muss man die Äußerungssituation kennen. Dann wird man wissen, wer da *Ich* sagt, man wird den Zeitpunkt kennen, relativ zu dem *war* und *gestern* gesagt wird und man wird den Ort kennen, auf den mit *da oben* Bezug genommen wird. Und je nachdem, in welcher Situation das geäußert wird, wird mit diesen Ausdrücken auf ganz anderes Bezug genommen.

Es gibt auch andere Arten von Indexen. Beispielsweise können Stimmmerkmale Indexe für Alter, Geschlecht oder Krankheit sein. Ein Akzent kann ein Index für die geographische oder soziale Herkunft sein. Die Verwendung eines Ausdrucks kann ein Index für die politische Einstellung sein.

Indexe, die konventionell Niederschlag in der grammatischen Struktur einer Sprache finden, fallen auf jeden Fall in den Bereich der Pragmatik. Das gilt für die deiktischen Ausdrücke, das gilt aber eher nicht für die eher natürlichen Indexe der Stimme, des Akzents und die ideologischen Konnotationen von lexikalischen Ausdrücken. Bei diesen ist es umstritten, ob sie in den Gegenstandsbereich der Pragmatik fallen. Sie werden auch linguistisch untersucht, aber viele Pragmatiker*innen würden sie der Soziolinguistik, Variationslinguistik bzw. Diskurslinguistik zuschlagen.

4. Die Pragmatik hat es mit der Ausdrucks- und der Appellfunktion der Sprache zu tun

Etwas ganz Ähnliches wie zu den Indexen kann man hierzu sagen. Nach dem Zeichenmodell von Karl Bühler kann man am sprachlichen Zeichen drei Aspekte unterscheiden: seine symbolische, darstellende Leistung, seine symptomatische, ausdrückende Leistung und seine signalisierende, appellative Leistung. *Es regnet* würde in einer konkreten Äußerungssituation symbolisch den Sachverhalt darstellen, dass es regnet, zugleich Symptom dafür sein, dass die sprechende Person wahrgenommen hat, dass es regnet, vielleicht wäre sogar die stimmliche Färbung dabei Symptom der Resignation, die die Person dabei empfindet, und es könnte ein Signal und ein Appell für die angesprochene Person sein, die Aufmerksamkeit ebenfalls auf diesen Sachverhalt zu lenken oder zu trösten.

Das Zeichen als Symptom in seiner Ausdrucksfunktion und das Zeichen als Signal in seiner Appellfunktion kann man dem Gegenstandsbereich der Pragmatik zuordnen. Die Darstellungsfunktion wäre der Semantik vorbehalten.

Auch hier gilt, dass viele Pragmatiker*innen nicht alle Bühler'schen Symptome und Signale der Pragmatik zuteilen würden, sondern nur manche, nämlich die konventionellen. Dazu wären wahrscheinlich die Illokutionen in der Sprechakttheorie zu zählen.

5. Die Pragmatik hat es mit der Äußerungsbedeutung zu tun

Man unterscheidet in der Linguistik Sätze von Äußerungen. Von Sätzen wird gesprochen, wenn man eine abstrakte, virtuelle sprachliche Einheit meint, zum Beispiel den Satz *Ich war gestern da oben*, ohne dass man sich diesen Satz als von jemandem in einer bestimmten Situation geäußert vorstellt. Eine Äußerung ist dagegen ein konkretes Vorkommnis dieses Satzes in einer echten Äußerungssituation. Von einem Satz kann man eine Ausdrucksbedeutung angeben. Das wäre hier: ‚Eine Person in der Sprechrolle war

einen Tag vor dem Sprechzeitpunkt an einem relativ zu ihr erhöhten und von ihr aus wahrnehmbaren Ort.' Von einer Äußerung kann man eine Äußerungsbedeutung angeben: Reinhold Messner war am 11. August noch oben auf dem Nanga Parbat. Wenn Reinhold Messner am 12. August 1978 von weiter unten mit einer Zeigegeste auf den Gipfel zeigt und sagt, *Ich war gestern da oben*, ist die Ausdrucksbedeutung immer noch die eben genannte, aber die Äußerungsbedeutung ist, dass Reinhold Messner am 11. August oben auf dem Nanga Parbat war.

Zum Gegenstandsbereich der Pragmatik gehört auch das, was hier die Differenz zwischen der Ausdrucksbedeutung und der Äußerungsbedeutung ausmacht.

6. Die Pragmatik hat es mit der der Sprecher*innenbedeutung zu tun

Sie haben jetzt schon von Peirce'schen Indexen, Bühler'schen Symptomen und Signalen sowie von Äußerungsbedeutungen als Gegenständen der linguistischen Pragmatik gehört. Dazu hatte ich gesagt, dass viele Pragmatiker*innen nicht alle Indexe, nicht alle Symptome und Appelle der Pragmatik zurechnen. Warum nicht? Weil sie die Bedeutungsaspekte, die nicht absichtlich kommuniziert werden, von der Semantik und Pragmatik ausschließen möchten. Vieles von dem, was wir paraverbal ausdrücken, ist unbeabsichtigt. Paraverbal heißt, dass wir, indem wir sprechen, neben dem konventionell Ausgesagten mit dem Sprachsignal auch noch Weiteres vermitteln, eben Indexe wie Alter, Geschlecht, Laune, Krankheit usw. Paul Grice hat zwischen natürlicher Bedeutung und nicht-natürlicher Bedeutung unterschieden und mit nicht-natürlicher Bedeutung hat er das gemeint, was eine sprechende Person mit einer Äußerung kommunizieren möchte und dies von der Bedeutung unterschieden, die indexikalisch ist und mit vermittelt wird, aber unabsichtlich, so wie Alter, Geschlecht, Laune, Krankheit.

Die vielen Pragmatiker*innen, denen die Peirce'schen Indexe und die Bühler'schen Symptome und Signale für zu breit für die Pragmatik halten, schränken die pragmatische Bedeutung so ein, dass damit nur erfasst wird, was Sprecher*innen absichtlich kommunizieren. Man spricht dabei von Sprecher*innenbedeutung. Es ist nicht ganz klar, wie viele Bühler'sche Symptome und Signale und Peirce'sche Indexe dann noch zur Pragmatik gehören. Dafür müsste man für die ganzen Themenbereiche der Pragmatik klären, wie sie mit Bühler und Peirce zu fassen sind. Diese Themenbereiche sind das Thema weiterer Podcasts.

7. Die Pragmatik hat es mit kontextabhängiger Bedeutung zu tun

Damit sind wir bei der letzten Charakterisierung und derjenigen, die von den meisten Pragmatiker*innen vertreten wird. Sie entspricht der erwähnten angloamerikanischen Strömung, die die Pragmatik an die vorher und unabhängig begründeten Syntax und Semantik noch dranhängen. Die Pragmatik ist dann die Resterampe an Bedeutung, die übrig bleibt, wenn man die Semantik bereits als wahrheitsfunktionale Semantik bereits etabliert hat, die es mit der konventionellen, kontextunabhängigen Ausdrucksbedeutung mit den Aspekten der Äußerungsbedeutung zu tun hat, die relevant für die Wahrheitsbedingungen von Sätzen sind. Übrig bleiben für die Pragmatik dann die Bedeutungsaspekte, die durch einen konkreten Äußerungskontext der konventionellen

Ausdrucksbedeutung durch Schlussfolgerungen und sozusagen konversationell noch hinzugefügt werden.

Im Falle von *Es regnet* wäre das dann beispielsweise die Bedeutungskomponente, dass die sprechende Person damit die adressierte Person bitten möchte, ihre Aufmerksamkeit auf den Regen zu richten, oder sie zu trösten oder das Fenster zu schließen, damit es nicht reinregnet. Diese sogenannte illokutionäre Information gehört nicht zur Ausdrucksbedeutung von *Es regnet*, nicht zur konventionellen Bedeutung des Satzes, nicht zur kontextunabhängigen Bedeutung des Satzes. Sie ist möglicherweise – darüber kann man diskutieren – indexikalische Information, Symptom oder Signal; auf jeden Fall stellt sie Sprecher*innenbedeutung dar, weil die Aufforderung, den Regen zu beachten, zu trösten oder das Fenster zu schließen die Bedeutungskomponente ist, die die sprechende Person zu kommunizieren beabsichtigt, es handelt sich um Äußerungsbedeutung – in anderen Situationen könnte die Äußerung auch eine andere Äußerungsbedeutung haben –, es ist keine konventionelle Bedeutung, sondern eine konversationelle, sie ergibt sich erst in der konkreten Konversation, und damit ist es auch kontextabhängige Bedeutung. Und genau das meinen die meisten Pragmatiker*innen heute, wenn sie vom Gegenstandsbereich der Pragmatik sprechen: Die kontextabhängige Äußerungsbedeutung und Sprecher*innenbedeutung, die konversationell erschlossen wird.

Das wars wieder mal. Es gibt noch andere Podcastfolgen, die den Fragen gewidmet sind, was Semantik ist und was der Unterschied zwischen Semantik und Pragmatik ist. In weiteren Podcasts werden dann konkrete Themengebiete der Semantik und Pragmatik behandelt, wie Ambiguität, Sprechakte, Präsuppositionen und Implikaturen. Für dieses Mal sage ich aber erstmal *Danke* und *Tschüss!*

Literatur

Levinson, Stephen (2000): Pragmatik. Dritte Auflage. Tübingen: Niemeyer, 6–37. [Zur Anschaffung empfohlen]

Kambartel, Friedrich (2004): Artikel „Pragmatik“. In: Mittelstraß, Jürgen (Hrsg.): Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. Band 3. Stuttgart/Weimar: Metzler, 323–324. [Auf Ilias]

Leitfragen

1. Wodurch unterscheiden sich die zwei Hauptströmungen der Pragmatik?
2. Welche Arten von Zeichen sind Gegenstand der Pragmatik, wenn man sie weit fasst?
3. Womit befasst sich die Pragmatik, wenn man sie eng fasst, wie das die meisten Pragmatiker*innen tun?
4. Was versteht man unter Sprecher*innenbedeutung?

Folge 3: Was ist der Unterschied zwischen Semantik und Pragmatik?

Es mag Ihnen ein bisschen seltsam vorkommen, aber das, was in der Semantik- und Pragmatikforschung getan wird, lässt sich gar nicht so leicht in Definitionen von Semantik und Pragmatik überführen. Es wird zwar munter semantisch und pragmatisch geforscht und die Forscher*innen sagen auch von ihrer Forschung, sie sei semantische oder pragmatische Forschung, aber es gibt keine – oder noch keine – Definitionen von Semantik und Pragmatik, und vor allem von Pragmatik, die für alle diese Forscher*innen zustimmungsfähig wäre.

Ich stelle Ihnen heute ein paar grobe Abgrenzungsversuche vor. Diese Versuche sind prominente Ansätze, aber sie teilen auch eine Eigenschaft, die man kritisch sehen kann und auf die ich erst später im Semester wieder zu sprechen kommen werde. Diesen Ansätzen geht es um sprachliche Bedeutungen, klar, und bei der Semantik und Pragmatik um verschiedene Aspekte sprachlicher Bedeutungen, auch klar, aber diese Ansätze stammen wissenschaftsgeschichtlich aus einer Tradition, die Sprache aus einem speziellen Grund untersucht hat, der gar nicht mal unbedingt so viel damit zu tun hat, was viele von uns an Sprache interessiert. Die zentrale Frage in dieser Tradition ist nämlich, unter welchen Bedingungen Sätze wahr sind, wie man die Wahrheit von Sätzen beurteilen kann. Das kommt daher, dass wichtige Forscher*innen, die im 20. Jahrhundert die theoretischen Weichen für die heutigen Auffassungen über Syntax, Semantik, Pragmatik gestellt haben, aus der Philosophie stammten und genauer gesagt, aus der Wissenschaftsphilosophie. Diese Leute hat vor allem interessiert, unter welchen Bedingungen wissenschaftliche Sätze wahr sind und wie man wahre wissenschaftliche Sätze von falschen wissenschaftlichen Sätzen unterscheiden kann. Konkret geht es um die Frage, wie wissenschaftliche Aussagen auf die Wirklichkeit beziehbar sind und wie man Sätze erkennt, die sich tatsächlich, und solche, die sich nur scheinbar auf die Wirklichkeit beziehen, Sätze wie: *Die Erde ist der Mittelpunkt des Universums. Die Gravitation hat Wellenform. Nachts kann man vom Alb heimgesucht werden.* Ihr wissenschaftliches Vorbild war dabei die moderne Physik. Man wollte erreichen, dass wissenschaftliche Sätze, also auch solche der Sprachwissenschaft und am besten auch solche der Politik-, Sozial- und Geschichtswissenschaften in eine logische Form gebracht werden können, in der sie eindeutig, widerspruchsfrei und auf intersubjektiv zustimmungsfähige Weise auf Beobachtungsdaten bezogen werden können. Dieser Fokus auf die Wahrheit als Übereinstimmung von Sätzen mit der Wirklichkeit kennzeichnet auch noch die Semantik- und Pragmatikkonzeptionen von heute.

1. Charles William Morris

In diesen Kontext gehört auch die erste prominente Abgrenzung von Semantik und Pragmatik, die ich kurz vorstellen möchte, diejenige von Charles Morris aus den 1930er Jahren. Was er in seinem Programm versucht hat, ist Folgendes: Die Ergebnisse der Naturwissenschaften galten als methodisch am strengsten ermittelte und am besten abgesicherte Erkenntnisse. Man wollte ihre methodische Strenge und dann auch die Exaktheit ihrer Resultate in allen Wissenschaften erreichen. Deshalb brauchte es eine Metadisziplin, die für alle wissenschaftlichen Disziplinen eine exakte Terminologie

bereitstellte. Das sollte die Semiotik sein, die Wissenschaft von den Zeichen. Morris: „Die Semiotik stellt eine allgemeine Sprache bereit, die auf jede spezielle Sprache und jedes spezielle Zeichen anwendbar ist und also auch auf die Wissenschaftssprache und die spezifischen Zeichen, die in ihr vorkommen, angewendet werden kann.“ (GdZ, 19) Morris Ende. Jede Wissenschaft hat es in ihrem Gegenstandsbereich mit Zeichen zu tun und die Semiotik hat eben noch einmal darüber die Wissenschaftssprache zum Gegenstand. Wenn wir Linguistik betreiben und über Bedeutung von Sprache nachdenken, bewegen wir uns eine Abstraktionsstufe darunter, wir haben ja meistens Alltagssprache zum Gegenstand. Die semiotische Sprache selbst, die Morris vorgeschlagen hat, sollte dabei schon naturwissenschaftlich aufgeklärt und exakt sein. So, und jetzt geht's in Richtung Semantik und Pragmatik wissenschaftlicher Sätze. Morris weiter: „Man kann den Prozeß, in dem etwas als Zeichen fungiert, Zeichenprozeß oder Semiose nennen.“ (GdZ, 20) Morris Ende. An der Semiose können wir mehrere Aspekte unterscheiden.

1. Das, was als Zeichen wirkt, ist der Zeichenträger.
2. Das, worauf das Zeichen referiert, ist das Designat.
3. Der Effekt oder das Verhalten, den das Zeichen in Rezipient*innen auslöst, heißt Interpretant.
4. Dazu kommen noch die Interpret*innen selbst.

Der Prozess der Semiose ist ein Notiznehmen von etwas. Stellen Sie sich vor, ich sage: *Der neue Podcast steht jetzt online*. Dann nehmen Sie mittelbar, nämlich vermittelt über meine Äußerung, Notiz davon, dass jetzt der neue Podcast online steht. Meine Äußerung ist der Zeichenträger; Ihr Notiznehmen davon, dass der neue Podcast jetzt online steht, ist der Interpretant; dass der neue Podcast jetzt online steht, ist das Designat; Sie sind die Interpret*innen. Morris: „Designat eines Zeichens ist die Gegenstandsart, auf die das Zeichen anwendbar ist, d.h. die Gesamtheit der Objekte, die die Eigenschaften haben, von denen der Interpret durch die Gegenwart des Zeichenträgers Notiz nimmt.“ (GdZ, 22) Im Fall unserer Beispieläußerung sind das keine Objekte, sondern ein Sachverhalt, nämlich dass der neue Podcast jetzt online steht. Nochmal Morris: „Wenn das, worauf referiert wird, als das existiert, worauf referiert wird, ist das Referenzobjekt ein Denotat.“ (GdZ, 22) Morris Ende. Wenn der neue Podcast jetzt also tatsächlich online steht, hat meine Äußerung nicht nur ein Designat, sondern auch ein Denotat, wenn nicht, dann nicht. Das heißt, jedes Zeichen hat ein Designat, aber nicht unbedingt ein Denotat. Die Semantik kann Morris jetzt ganz einfach definieren. Die Semiose, der Zeichenprozess hat nämlich eine semantische Dimension.

Semantische Dimension des Zeichenprozesses:

Zitat Morris: „Die Semantik behandelt die Beziehung der Zeichen zu ihren Designaten und darum zu den Objekten, die sie denotieren oder denotieren können.“ (GdZ, 42) Wenn wir daraus eine Bedeutungsdefinition ableiten wollen, könnten wir sagen: In Bezug auf die semantische Dimension der Semiose umfasst die Bedeutung eines Zeichenträgers das Designat, also das, wovon Notiz genommen wird, und das Denotat, dem der Gegenstand

oder Sachverhalt in der Wirklichkeit entspricht, falls er existiert oder besteht. Morris benutzt das Wort „Bedeutung“ übrigens nicht.

Denken sie immer noch daran, dass Morris dabei vor allem an wissenschaftliche Äußerungen und deren Designate dachte. Und jetzt sagt Morris etwas sehr Wichtiges. „[E]in strenger Aufbau der Semantik setzt eine relativ weit entwickelte Syntaktik voraus. [...] Zum Beispiel kann die ständig wiederkehrende Frage, ob der Sprachstruktur eine Struktur in der Wirklichkeit entspricht, [hier sind wir jetzt bei der Wahrheit!; SK] schwerlich angemessen diskutiert werden, solange die Ausdrücke ‚Struktur‘ und ‚Struktur einer Sprache‘ nicht geklärt sind [...]“ (GdZ, 43) Morris Ende. Das heißt, die Semantik kann erst dann die Beziehung der Zeichen zu ihren Designaten und Denotaten angemessen beschreiben, wenn es schon eine Sprache für die Beziehungen der Zeichenträger zueinander gibt. Mit diesen Beziehungen, die Morris die „syntaktische Dimension der Semiose“ nennt, beschäftigt sich die Syntaktik. Heute würde wir Syntax sagen. In der Semantik gibt es nun auch semantische Regeln und die geben die Bedingungen an, unter denen Zeichen auf Designate und Denotate, auf Gegenstände und Sachverhalte anwendbar sind. Dabei muss die Semantik aber auf syntaktische Gegebenheiten Bezug nehmen. Also, ganz wichtig: Die Semantik ist abhängig von der Syntaktik.

Die Pragmatik hat bei Morris auch ihren Ort und sie betrifft auch einen Aspekt der Semiose, des Zeichenprozesses, die pragmatische Dimension des Zeichenprozesses.

Pragmatische Dimension des Zeichenprozesses

Morris: „Unter Pragmatik verstehen wir die Wissenschaft von der Beziehung der Zeichen zu ihren Interpreten. [...] Da zu den meisten, wenn nicht allen Zeichen lebende Organismen als Interpreten gehören, kann man die Pragmatik hinreichend genau mit den Worten charakterisieren, daß sie sich mit den lebensbezogenen Aspekten der Semiose beschäftigt, d. h. mit allen psychologischen, biologischen und soziologischen Phänomenen, die im Zeichenprozeß auftauchen.“ (GdZ, 52) Und jetzt sagt Morris etwas, was als Bedeutungsdefinition sehr wichtig ist, ohne dass Morris dafür das Wort Bedeutung benutzt. Das Wort Bedeutung ist ihm nämlich verdächtig, unwissenschaftlich zu sein: „Der Interpret eines Zeichens ist ein Organismus; der Interpretant ist die Gewohnheit [...] des Organismus, auf Grund der Anwesenheit des Zeichenträgers auf abwesende Objekte, die für die Bewältigung der jeweiligen Situation relevant sind, so zu reagieren, als ob sie anwesend wären.“ (GdZ, 54–55) Morris Ende. Der Organismus behandelt also den Zeichenträger wie das, auf das er verweist, weil dasjenige „für die Bewältigung der jeweiligen Situation relevant ist.“ Mit anderen Worten: Bedeutung ist in Bezug auf die pragmatische Dimension der Semiose das, was für die Lebensbewältigung eines Organismus relevant ist.

Noch etwas zur Beziehung der Pragmatik zu den anderen beiden Dimensionen der Semiose: Morris: „In einer systematischen Darstellung der Semiotik würde die Pragmatik sowohl die Syntaktik als auch die Semantik voraussetzen, wie letztere ihrerseits die erstere voraussetzt, denn die adäquate Diskussion der Beziehung der Zeichen zu ihren Interpreten erfordert die Kenntnis der Beziehung der Zeichen untereinander und zu jenen Dingen, auf welche sie ihre Interpreten verweisen.“ (GdZ, 57). Morris Ende. Daraus

folgt, dass ganze Teildisziplinen der Linguistik wie die Psycho- und Neurolinguistik, die Soziolinguistik in den Bereich der Pragmatik fallen würden.

Zuletzt gibt es auch pragmatische Regeln. Sie, Zitat, „geben die Bedingungen an, die der Interpret erfüllen muß, um einen Zeichenträger als Zeichen von etwas verstehen zu können.“ (GdZ, 59) So viel zu Morris.

2. Pragmatik = linguistische Untersuchungen mit Referenz zum Äußerungskontext

Die Morris'sche Unterscheidung zwischen den Dimensionen der Semiose wurde in der Folge mutwillig oder fahrlässig so uminterpretiert und eingeengt, dass der Ausdruck Pragmatik dazu kam, alle Bedeutungsaspekte von sprachlichen Äußerungen zu betreffen, die Referenz auf die Sprecher*innen erfordern.

Darunter fiel zunächst vor allem die Personendeixis, das heißt die Frage, was Wörter wie *ich, du, wir, ihr* in Sätzen bedeuten. Warum sind gerade die Bedeutungen von diesen Pronomen der ersten und zweiten Person relevant? Weil ihre Bedeutung direkt vom Äußerungskontext abhängt, nämlich davon, wer spricht und wer angesprochen wird. Wenn jemand sagt, *Autos mit Verbrennungsmotoren verursachen schädliche Abgase*, dann hat die Frage, ob das wahr ist oder nicht, nichts mit der konkreten Situation zu tun, in der das gesagt wird. Wenn aber jemand sagt, *Ihr seid heute damit dran, das Kompostklo zu säubern*, dann hängt die Frage, ob das wahr ist oder nicht, untrennbar mit der Situation zusammen, in der das geäußert wird und zwar, weil die personendeiktischen Ausdrücke, wie eben *Ihr*, ihre Bedeutung je nach Äußerungssituation ändern. Das hat auch Auswirkungen auf logische Schlussfolgerungen und die sind ja immer besonders wichtig in Bezug auf die Frage, ob Sätze und Äußerungen wahr oder falsch sind. *Ich heiße Simon Kasper. Simon Kasper ist ein Linguist. Daher bin ich ein Linguist.* Dieses Argument ist als Ganzes nur wahr, wenn der Sprecher der ersten Prämisse, *Ich heiße Simon Kasper*, der gleiche Sprecher wie der der Konklusion ist, und sonst nicht.

Wenn man aber schon so weit ist und erkannt hat, dass die Wahrheit von Sätzen und Äußerungen von personendeiktischen Ausdrücken abhängt, dann ist man nicht mehr weit davon entfernt, auch andere deiktische Ausdrucksklassen zu entdecken. Das sind dann lokaldeiktische Ausdrücke wie *hier, dort* und *da drüben* und temporaldeiktische Ausdrücke wie *jetzt, nachher, vor zwei Wochen*. Um ein Beispiel von Stephen Levinson zu benutzen: Stellen Sie sich vor, Sie finden eine Flaschenpost mit der Nachricht, *Triff mich hier in einer Woche, mit einem Stock, der ungefähr so groß ist*, dann wissen Sie weder, wen Sie treffen sollen, noch wo Sie die Person treffen sollen, wann Sie sie treffen sollen und Sie wissen auch nicht, wie groß der Stock sein soll. Das hängt an den verschiedenen Typen von deiktischen Ausdrücken, die alle maßgeblich zur Satzbedeutung beitragen, deren Einzelbedeutungen aber nur durch den Äußerungskontext festgelegt werden. Die Pragmatik würde in diesem Sinne Bedeutungen untersuchen, bei denen auf Äußerungsort, -zeit, und -teilnehmer*innen Bezug genommen werden muss.

3. Pragmatik = Bedeutung minus Wahrheitsbedingungen (Gerald Gadzar)

Nur einen kleinen Schritt weiter geht die nächste Charakterisierung des Unterschieds zwischen Semantik und Pragmatik. Sie ist wahrscheinlich auch gegenwärtig die gängigste

Abgrenzung. Wenn Sie also gefragt werden, was die Semantik und die Pragmatik voneinander unterscheidet, dann können Sie das antworten, was Sie gleich hören werden. Nach diesem Vorschlag behandelt die Semantik die kontextunabhängige oder wörtliche Bedeutung von sprachlichen Ausdrücken. Das ist Teil der Bedeutung, die durch sogenannte Wahrheitsbedingungen abgedeckt ist. Die wörtliche oder kontextunabhängige Bedeutung eines Satzes ist danach die Menge der Situationen, in denen er wahr ist. Oder ein bisschen zugänglicher formuliert: Sie kennen die Bedeutung eines kontextlosen Satzes, wenn Sie sagen können, wie Situationen aussehen müssen, in denen er wahr ist. Wenn der Satz lautet *Der neue Podcast ist hochgeladen*, dann wissen Sie ohne jegliche Kontextkenntnisse, dass dieser Satz wahr ist, wenn in dem gegebenen Diskurs ein bestimmter, bereits vorerwählter oder in seiner Bestimmtheit erschließbarer Podcast auf einen nicht näher spezifizierten Server elektronisch übertragen wurde.

Die Pragmatik behandelt dann die Bedeutungsanteile, durch die die kontextunabhängige Bedeutung im Kontext erweitert (Auflösung von Unterspezifikation) oder verändert (Illokution, Deixis) wird. In Bezug auf den Satz *Der neue Podcast ist hochgeladen* würden dazu all die Bedeutungsspezifikationen gehören, die für Sie erschließbar machen, wer das sagt, wer dadurch adressiert ist, um welchen Podcast es sich handelt, in welchem Sinne und in Bezug auf welche Zeitreferenz er neu ist, was diese Information Ihnen sagen soll – bspw. dass Sie damit aufgefordert werden, ihn anzuhören – und anderes.

Mit dieser Arbeitsteilung von Semantik und Pragmatik nehmen bestimmte weitere Ausdrücke bestimmte Bedeutungen an. Die Semantik untersucht nämlich unter diesen Vorzeichen dezidiert die Bedeutung von „Sätzen“. Sätze sind abstrakte / virtuelle Types, die sich anhand von ebenfalls abstrakten grammatischen Regeln bilden lassen. Die Bedeutung von Sätzen lässt sich auf der Grundlage der Bedeutungen ihrer Teilausdrücke und den grammatischen Regeln auch ohne einen Äußerungskontext berechnen (= Kompositionalitätsprinzip).

Die Pragmatik untersucht nach dieser Auffassung dagegen die Bedeutung von „Äußerungen“. Äußerungen sind im Gegensatz zu abstrakten virtuellen Sätzen konkrete Realisierungen solcher Sätze in Äußerungssituationen von konkreten Sprecher*innen, die bestimmte Zwecke verfolgen. Die Bedeutung von Äußerungen sind dann also entweder die Bedeutungen von Sätzen plus die Bedeutungsgehalte, die durch den Äußerungskontext hinzukommen, oder die Bedeutung von Äußerungen verändert durch den Äußerungskontext die Satzbedeutung. Ein Beispiel, wie sich die Satzbedeutung im Kontext verändert, bildet Ironie. Wenn ich zu jemandem sage, den ich eigentlich für underdressed halte, *Mensch, Alex, du hättest dich doch nicht so in Schale schmeißen müssen*, dann ist die Äußerungsbedeutung tatsächlich die Negation der Satzbedeutung, weil ich das Gegenteil von dem meine, was mein Satz sagt.

4. Was ist der Kontext?

Jetzt war schon vielfach die Rede vom Äußerungskontext, von der Äußerungssituation oder bloß vom Kontext. Was ist damit gemeint? Damit sind bestimmte Arten von

Begleitumständen gemeint, in denen ein Ausdruck geäußert wird, wobei diese Begleitumstände die Äußerungsbedeutung gegenüber der Ausdrucksbedeutung noch spezifizieren oder verändern können.

Da ist zunächst als erste Art von Begleitumstand die Situation. Dazu zählen der Ort und die Zeit der Äußerung sowie die Personen, die an der sprachlichen Interaktion beteiligt sind. Aber nicht nur ihre äußerliche Beteiligung, sondern auch ihre mentalen Zustände, also etwa das, was sie schon darüber wissen, wovon die Äußerung handelt, aber auch das, was sie über die Wissensstände der jeweils anderen wissen, wie sie gegenüber dem Gegenstand und den Leuten eingestellt sind usw. Wenn Sie über die gesprochene Äußerung, *Sie wissen überhaupt nicht, wovon sie reden* erfahren, dass das eine Studentin zu ihrer Freundin über ihre Dozent*innen gesagt hat, dann schließt das die Bedeutung aus, dass das „Sie“ als förmliche Anrede von Sprecher*in an Adressat*in zu verstehen ist.

Als zweite Art von Begleitumstand kann man den übrigen Text nennen, in den der Ausdruck eingebettet ist, also das Gesprochene, Geschriebene, zeichensprachlich Ausgedrückte, was dem Ausdruck vorangegangen ist und was ihm folgt. Das nennt man dann auch den Ko-Text. Worauf *Er* referiert und in welchem Sinne *lang* in dem Satz *Er ist schon wieder eine Stunde lang geworden* zu verstehen ist, können Sie erst aus dem Ko-Text der Äußerung schließen, wenn diesem Satz der andere Satz *Der neue Podcast ist hochgeladen* vorangegangene ist.

Die dritte wichtige Art von Begleitumstand von Äußerungen ist das sogenannte Weltwissen oder auch enzyklopädische Wissen, vor dessen Hintergrund Äußerungen interpretiert werden. Dieses Wissen ist nicht auf die konkrete Situation beschränkt, sondern ist situationsübergreifendes Wissen über grundlegende Zusammenhänge in der Welt. Wenn Sie hören *Paul ist ins Aldi gegangen und hat mit Ravioli um sich geworfen*, werden Sie interpretieren, dass Paul erst ins Aldi gegangen ist und dann im Aldi mit Ravioli um sich geworfen hat. Sie werden weniger wahrscheinlich interpretieren, dass Paul schon beim Reingehen mit Ravioli um sich geworfen hat und Sie werden noch viel weniger wahrscheinlich interpretieren, dass Paul zuerst mit Ravioli um sich geworfen hat und erst danach, als er damit fertig war, ins Aldi gegangen ist. Von der Satzbedeutung her sind aber alle drei Lesarten möglich.

5. Definitorisches Rumgeschiebe

Abschließend möchte ich noch etwas Allgemeines zu diesen Abgrenzungsversuchen sagen. Wenn Syntax – oder Syntaktik –, Semantik und Pragmatik mit Bezug aufeinander definiert werden, etwa in **Pragmatik = Bedeutung minus Wahrheitsbedingungen**, dann ist klar, dass die Definition des einen nur so gut sein kann wie die Definition des anderen. Wenn man nämlich Semantik unter Bezug auf die Pragmatik definiert oder umgekehrt, dann muss die Teildisziplin, mit deren Hilfe die jeweils andere definiert wird, ja schon hinreichend klar definiert sein. Es gibt aber faktisch verschiedene Semantikkonzeptionen und es gibt verschiedene Pragmatikkonzeptionen. Und wenn wir jetzt von oben da draufschauen und versuchen, Semantik und Pragmatik abzugrenzen, muss es zu unscharfen Grenzen zwischen ihnen kommen. Was Sie für Semantik halten, wird Konsequenzen dafür haben, was Sie für Pragmatik halten und umgekehrt.

Auf einer noch grundlegenden Ebene könnte man sich auch überlegen, mit welchem Erkenntnisinteresse man überhaupt an sprachliche Bedeutung herangeht. Stellen Sie sich vor, man würde nicht zum Ausgangspunkt nehmen, dass Satzstrukturen Wirklichkeitsstrukturen zutreffend oder unzutreffend abbilden können, sondern anerkennen, dass diese Sichtweise auf starken Vorannahmen beruht. Man könnte mit viel weniger Vorannahmen davon ausgehen, dass die Wahrheit und Falschheit von Sätzen immer erst behauptet wird, und dass Behauptungen Handlungen sind, die Menschen aus bestimmten Gründen vollziehen. Dann müsste methodisch am Anfang eine Handlungstheorie im Sinne einer Pragmatik stehen, von der Semantik und Syntax abhängig wären statt umgekehrt. Dann könnten die Abgrenzungen und auch die Bedeutungsdefinitionen ganz anders ausfallen. Solche Ansätze werden in der Linguistik aber kaum, in der Wissenschaftsphilosophie aber durchaus verfolgt, Stichwörter sind Methodischer Konstruktivismus, Transzendentalpragmatik und Methodischer Kulturalismus.

Ein Kristallisationskern bei diesen ganzen Definitionsversuchen ist implizit oder explizit der Bedeutungsbegriff. Semantik haben Sie jetzt, um das nochmal zu erwähnen, als kontextunabhängige, also Satzbedeutung, Pragmatik als kontextabhängige, also Äußerungsbedeutung kennengelernt. Semantik ist wörtliche Bedeutung; Pragmatik ist erschlossene Bedeutung. Bedeutung ist ein äußerst schillernder Begriff, aber Sie brauchen sich nur einmal ein paar Äußerungen einfallen zu lassen, in denen Sie den Ausdruck verwenden, um zu sehen, dass er sehr schwer zu definieren ist. Wir werden also auf den Begriff der Bedeutung zurückkommen müssen, für heute solls das aber erst mal gewesen sein mit der Frage: Was ist der Unterschied zwischen Semantik und Pragmatik? Ciao, bis zum nächsten Mal.

Literatur

Finkbeiner, Rita (2015): Einführung in die Pragmatik. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 7–11. [Online über ULB verfügbar; auf Ilias]

Levinson, Stephen (2000): Pragmatik. Dritte Auflage. Tübingen: Niemeyer, 1–8. [Zur Anschaffung empfohlen]

Zitate aus:

Morris, Charles William (1972) [1938/1939]: Grundlagen der Zeichentheorie. Ästhetik und Zeichentheorie. München: Hanser, 17–68.

Leitfragen

1. Welche Komponenten gehören laut Morris zur Semiose/zum Zeichenprozess (und was steckt hinter ihnen)?
2. Wie ergeben sich Syntaktik, Semantik und Pragmatik aus den Komponenten der Semiose/des Zeichenprozesses?
3. Nach weit verbreiteter moderner Auffassung gilt Semantik = ...?
4. Welche Teilaspekte des Kontextes werden unterschieden?

Folge 4: Welche Abstraktionsgrade von Bedeutung unterscheidet man und wie hängen sie mit Semantik und Pragmatik zusammen?

Herzlich willkommen zu Ihrem Podcast zur Vorlesung Semantik und Pragmatik im Wintersemester 2020/21 an der HHU. Ich bin Simon Kasper und in dieser Folge spreche ich über die Frage: Welche Abstraktionsgrade von Bedeutung unterscheidet man und wie hängen sie mit Semantik und Pragmatik zusammen? Die Frage ist selbst schon einigermaßen abstrakt und deshalb möchte ich nicht lange vorneweg reden und Ihnen gleich illustrieren, was mit der Frage gemeint ist.

1. Virtuelle und aktuelle Ausdrücke, virtuelle und aktuelle Bedeutungen

Der Podcasttitel fragt zunächst einmal danach, welche Abstraktionsgrade von Bedeutung man unterscheidet. Die Frage hat folgenden Hintergrund: Erinnern Sie sich einmal an Ihre Einführungskurse für die Linguistik. Da ging es unter anderem um Ferdinand de Saussure, den Begründer des Strukturalismus und Mitbegründer der modernen Sprachwissenschaft. Eine der wichtigsten Unterscheidungen, die er in die Linguistik eingeführt hat, war diejenige zwischen *Langue* und *Parole*, zwischen dem Sprachsystem und dem Sprachgebrauch. Der Sprachgebrauch besteht aus all den konkreten Äußerungen, die bestimmte Sprachbenutzer*innen zu bestimmten Zeitpunkten und an bestimmten Orten und allerlei Begleitumständen produzieren und rezipieren. Jede Äußerung ist ein konkretes Vorkommnis von Sprache und wird von Individuen hervorgebracht. Anders die *Langue*, das Sprachsystem. Das Sprachsystem ist ein System von Zeichen und diese Zeichen sind kollektive, konventionelle und arbiträre Assoziationen aus Lautbildern und Vorstellungen, *signifiant* und *signifié*. Diese Zeichen und das Zeichensystem, das sie konstituieren, sind nichts Konkretes, keine Vorkommnisse von Sprache, sondern sie sind aus dem Sprachgebrauch, aus den Myriaden von tatsächlichen und möglichen individuellen Äußerungen, den Vorkommnissen von Sprache, abstrahiert. Damit existieren sie auch nur virtuell. Wir können sagen, die sprachlichen Zeichen und das Zeichensystem, dazu gehören auch grammatische Regeln, sind aus dem Sprachgebrauch abstrahiert und die konkreten sprachlichen Vorkommnisse sind Aktualisierungen des Sprachsystems.

Pferd, hinter dem Horizont, Hören Sie wissenschaftliche Podcasts! und *Wir schaffen das!* sind Zeichen der virtuellen *Langue*. Dass ich das so sage, ist allerdings ein Problem. Vielleicht haben Sie es auch gemerkt: Ich habe ja gerade *Pferd, hinter dem Horizont, Hören Sie wissenschaftliche Podcasts!* und *Wir schaffen das!* konkret geäußert. Damit sind sie ja Instanzen der *Parole* und nicht der virtuellen *Langue*. Das stimmt und dieses Problem ist unumgänglich. Ich meine damit aber Einheiten der *Langue*. Alternativ denken Sie halt an ein anderes Tier als ein Pferd, das kleine, graue, störrische. Sie werden für dieses Tier einen Ausdruck kennen und Sie werden eine Vorstellung zu diesem Ausdruck haben. Und Ihre Kommiliton*innen ebenfalls wenn sie an den gleichen Typ Tier denken. Die Ausdrücke werden sich unterschiedlich anhören, wenn Sie alle sie jeweils aufsagen würden und Ihre Vorstellungen würden sich auch leicht unterscheiden, aber es würde auch etwas Gemeinsames zwischen all diesen Ausdrücken und ihren assoziierten Inhalten geben. Und dieses Gemeinsame konstituiert die *Langue*. Und damit sind wir auch schon

im Zentrum der Frage, welche Abstraktionsgrade von Bedeutung man unterscheidet. Bedeutungen im Sinne der Begriffe und Konzepte, die mit sprachlichen Ausdrücken assoziiert sind, sind ja auch etwas Virtuelles und Konventionelles, nämlich insofern sie die Inhaltsseite des sprachlichen Zeichens betreffen. Und nur in den Aktualisierungen dieser Zeichen in konkreten Äußerungen durch bestimmte Individuen werden mit den konkreten und individuellen Ausdrücken auch konkrete und individuelle Vorstellungen assoziiert.

Folgende Unterscheidung wird also getroffen: Sofern von sprachlichen Ausdrücken im Sinne der *Langue* die Rede ist, spricht man von ihren Bedeutungen als *Ausdrucksbedeutungen*. Diese Bedeutungen sind, weil die Zeichen der *Langue* als Ganze kollektiv, konventionell, und virtuell sind und sie die Inhaltsseite dieser Zeichen bilden, ebenfalls kollektiv, konventionell und virtuell. Sofern von sprachlichen Ausdrücken im Sinne der *Parole*, des konkreten Sprachgebrauchs die Rede ist, spricht man von ihren Bedeutungen als *Äußerungsbedeutungen*. Diese Bedeutungen sind Aktualisierungen der virtuellen Bedeutungen, sie entsprechen also der konventionellen Bedeutung, haben aber auch etwas Individuelles an sich und sie sind konkrete kognitive Zustände, nämlich mentale Vorstellungen.

An der Unterscheidung von Ausdrucksbedeutung und Äußerungsbedeutung hängt noch einiges mehr dran, das für die Abstraktionsgrade von Bedeutungen und später auch für die Unterscheidung von Semantik und Pragmatik wichtig ist. Da Ausdrucksbedeutungen, also die jeweiligen Bedeutungen von *Pferd*, *hinter dem Horizont*, *Wir schaffen das!* und so weiter, aus dem konkreten Sprachgebrauch abstrahiert sind, sind sie auch von jedem Äußerungskontext abstrahiert. Mit anderen Worten, die Ausdrucksbedeutung dieser Ausdrücke besteht unabhängig von jeder Situation und jedem Kontext. Ausdrucksbedeutungen sind kontextunabhängig. Dagegen sind Äußerungen – als Instanzen der *Parole* – individuell und konkret, deshalb treten sie immer auch in Äußerungskontexten und -situationen auf. Äußerungsbedeutungen sind kontextabhängig.

2. Ausdrucksbedeutung

Betrachten wir uns die beiden Abstraktionsebenen der Bedeutung, die Ausdrucks- und die Äußerungsbedeutung am Beispiel *Wir schaffen das!* Ich erwähne sicherheitshalber, dass dies eine historische Äußerung ist, die Angela Merkel 2015 geäußert hat, nachdem Deutschland viele Menschen aufgenommen hatte, die vor dem Krieg in Syrien geflohen waren, und Sorgen über die Konsequenzen laut wurden. Aber wir wollen das zunächst unberücksichtigt lassen und fragen, was die Ausdrucksbedeutung dieser Äußerung ist. Als virtuelle Ausdrücke kommen darin die Wörter *Wir*, *schaffen*, und *das* vor und zusammen bilden sie den Satz *Wir schaffen das!* Generell ist der Satz eine virtuelle Einheit, eine Einheit der *Langue*.

Die Ausdrucksbedeutung von *schaffen* bekommen wir raus, wenn wir in ein Wörterbuch schauen, beispielsweise das Digitale Wörterbuch der Deutschen Sprache (<https://www.dwds.de/wb/schaffen>). Dabei werden sieben Lesarten von *schaffen* angegeben: ‚etwas entstehen lassen‘, ‚etwas zustande bringen‘, ‚etwas bewältigen‘, ‚etwas

an einen Ort bringen', ,arbeiten', ,jemanden belasten', ,jemanden erschöpfen' und süddeutsch, österreichisch ,jemandem etwas anordnen'. Wenn wir schauen, dass *schaffen* hier mit einem menschlichen Subjekt und einem direkten Objekt im Satz auftritt, können wir einige Lesarten aufgrund der Valenzbeschränkungen schon ausschließen. Als plausibel bleiben ,etwas entstehen lassen', ,etwas zustande bringen' und ,etwas bewältigen' übrig. Mehr können wir tatsächlich zur Ausdrucksbedeutung nicht sagen. Das Fehlen eines situationellen Kontextes lässt die Ausdrucksbedeutung unterspezifiziert.

Was ist mit *Wir* und *das*? Hier können wir noch weniger sagen: Mit *wir* ist die sprechende Person und mindestens eine weitere gemeint (sofern das kein Majestätsplural ist), mit *das* ist etwas im Ko-Text gemeint, von dem schon einmal die Rede war, oder etwas Außersprachliches, auf das auch noch eine Zeigegeste gerichtet ist. Wer bzw. was aktuell mit *Wir* und *das* gemeint ist, ergibt sich auch erst mithilfe eines Äußerungskontextes. Solche Ausdrücke, deren Bedeutung sich nur durch einen Äußerungskontext ergibt, nennt man deiktische, d.h. zeigende Ausdrücke, weil sie im wörtlichen oder übertragenen Sinne auf etwas zeigen, das nur in einer konkreten Situation da ist.

Die Ausdrucksbedeutung eines Satzes ergibt sich nun aus den Ausdrucksbedeutungen der Wörter, die darin enthalten sind und der Art, wie sie syntaktisch verknüpft sind. Das besagt das sogenannte *Kompositionalitätsprinzip*. Wenn wir die Bedeutungskomposition abkürzen, kommt etwa Folgendes heraus: ,Die sprechende Person und mindestens eine weitere Person (Majestätsplural außer Acht gelassen) lassen etwas entstehen, bringen etwas zustande oder bewältigen etwas, auf das mit *das* Bezug genommen wird.'

Das ist also die virtuelle Ausdrucksbedeutung von *Wir schaffen das!*, die zustande kommt, wenn man eine Sprache als ein abstraktes System betrachtet, das aus dem Sprachgebrauch abgeleitet ist. Und obwohl dieser Satz etwas Virtuelles ist und keinen Kontext hat, kann man fragen, und das tut tatsächlich die Semantik, unter welchen Bedingungen er wahr ist. Oder anders: Wie muss die Wirklichkeit beschaffen sein, damit er wahr ist. Dieser Satz ist in allen Äußerungssituationen wahr, in denen gilt, dass die sprechende Person und mindestens eine weitere Person (Majestätsplural außer Acht gelassen) etwas entstehen lassen, etwas zustande bringen oder etwas bewältigen, auf das mit *das* Bezug genommen wird.' Um diese Wahrheitsbedingungen anzugeben, ist es nicht nötig zu wissen, welche Person oder Personen genau mit *Wir* gemeint ist, welche Lesart von *schaffen* gemeint ist und worauf mit *das* genau Bezug genommen wird.

3. Äußerungsbedeutung

Wenn wir aber nicht nur verstehen wollen, unter welchen Bedingungen *Wir schaffen das!* wahr ist, sondern auch beurteilen möchten, ob *Wir schaffen das!* wahr ist, müssen wir die Äußerungsbedeutung festlegen. Und das geht, wie gesagt nur, wenn der Satz in einem aktuellen situationellen Kontext verwendet wird. Dieser Kontext liefert nämlich erst die Bezugsgegenstände, die Referenten der deiktischen Ausdrücke *Wir* und *das*. Da die Äußerungsbedeutung zur Ausdrucksbedeutung hinzukommt, sagt man auch, sie *reichere* die unterspezifizierte Ausdrucksbedeutung *an* oder sie *spezifiziere* die

Ausdrucksbedeutung. Sie sollten dabei aber bedenken, dass das eigentlich ein linguistischer Selbstbetrug ist. Die Linguist*innen haben ja zuerst die unterspezifizierte Ausdrucksbedeutung aus der voll spezifizierten Äußerungsbedeutung künstlich herausabstrahiert, und zwar in dem Zuge, in dem sie die *Langue* aus der *Parole* herausabstrahiert haben. Jetzt zu sagen, die Äußerungsbedeutung reiche die Ausdrucksbedeutung an, ist eigentlich irreführend. Eher müsste man sagen, die Ausdrucksbedeutung werde künstlich aus der Äußerungsbedeutung herausgelöst.

Aber weiter im Text oder besser, Kontext. *Wir schaffen das!* ist ein historisches Stück *Parole*. Angela Merkel hat das am 31.8.2015 auf der Bundespressekonferenz gesagt und wenn wir den Rest des Kontextes auch noch ergänzen, wissen wir auch, was sie mit *schaffen* und mit *das* gemeint hat. Die Äußerungsbedeutung lautet also in etwa: ‚Bundeskanzlerin Angela Merkel und die Bürger*innen Deutschlands schaffen – in der Lesart ‚bewältigen‘ – die Herausforderung, die die Ankunft der syrischen Kriegsgeflüchteten darstellt und die durch *das* bezeichnet wird.‘

Das ist also die aktuelle Äußerungsbedeutung der konkreten Äußerung *Wir schaffen das!* Wenn man die Äußerungsbedeutung kennt, könnte man nun prinzipiell auch beurteilen, ob die Äußerung in ihrer Äußerungssituation wahr ist. Voraussetzungen dafür sind allerdings noch, dass man glaubt, die Wirklichkeit habe eine bestimmte Struktur, dass wir mit Sprache Aussagen über diese Struktur machen und dass diese Struktur erkennbar ist. Die meisten wahrheitsfunktionalen Semantiker*innen und Pragmatiker*innen glauben das, aber sie können trotzdem nicht sicher sagen, ob die Äußerung wahr ist, weil sie die Wirklichkeit zwar für erkennbar halten, sie aber faktisch nicht erkannt ist.

Die Ausdrucksbedeutung ist Gegenstand der Semantik, die Äußerungsbedeutung ist Gegenstand der Semantik und der Pragmatik. Die Semantik hat es mit kontextunabhängiger Bedeutung zu tun, aber sie hat es auch mit Referenz zu tun. Und die deiktischen, die zeigenden Ausdrücke sind es hier, die die Referenten beisteuern. Die Pragmatik hat es mit kontextabhängiger Bedeutung zu tun und die Deixis tritt erst in konkreten Kontexten auf. Daher ist sie auch eines der pragmatischen Kerngebiete.

4. Sprecher*innenbedeutung

Wir haben mit der Ausdrucks- und der Äußerungsbedeutung zwei Abstraktionsgrade der Bedeutung kennengelernt und haben gesehen, wie sie zueinander in Beziehung stehen. Die Semantik hat es mit der Ausdrucksbedeutung und Äußerungsbedeutung zu tun, die Pragmatik hat es nur mit der Äußerungsbedeutung zu tun. Ist mit diesen beiden Bedeutungstypen die Bedeutung der historischen Äußerung *Wir schaffen das!* erfasst? Nein, ist sie nicht. Die Äußerungsbedeutung ist ‚Bundeskanzlerin Angela Merkel und die Bürger*innen Deutschlands schaffen – in der Lesart ‚bewältigen‘ – die Herausforderung, die die Ankunft der syrischen Kriegsgeflüchteten darstellt und die durch *das* bezeichnet wird.‘ Angela Merkel hat damit sicher nicht oder nicht nur das über den Zeitpunkt der Äußerung ausgesagt. Vielmehr hat sie, indem sie die Äußerung mit ihrer Ausdrucks- und Äußerungsbedeutung getätigt hat, noch mehr getan, nämlich auch eine Handlung vollzogen: Sie hat nämlich etwas behauptet, was die Zukunft betrifft, sie hat eine Prognose

getroffen und sie wollte damit die deutschen Bürger*innen beruhigen und ermutigen, die Herausforderung anzunehmen. Man nennt diese Handlungen, die man außerdem vollzieht, wenn man Äußerungen tätigt, illokutionäre Akte. Handlungen des Behauptens, des Prognostizierens, des Beruhigens und Ermutigens sind solche illokutionären Akte und sie sind nochmal etwas anderes als die Ausdrucks- und Äußerungsbedeutungen. Die zuletzt Genannten gehören zum Ausgesagten selbst, deshalb sind sie Teile des sogenannten lokutionären Akts. Lokutionäre und illokutionäre Akte sind zwei verschiedene Teilaspekte von sogenannten Sprechakten. Die illokutionäre Bedeutung bezieht sich also auf die Handlung, die man außerdem noch vollzieht, wenn man eine Äußerung, eine Lokution, tätigt, die selbst schon eine Ausdrucks- und Äußerungsbedeutung hat. Die illokutionäre Bedeutung stellt deshalb noch einen weiteren Bedeutungstyp neben den Ausdrucks- und Äußerungsbedeutungen dar. Da die Illokution abhängig ist von den Zwecken, die Sprecher*innen verfolgen, man sagt auch, von ihren Intentionen – mit *t* in der Mitte – nennt man diesen Bedeutungstyp auch Sprecher*innenbedeutung. Illokutionen bzw. Sprecher*innenbedeutung sind exklusiv das Thema der Pragmatik.

Ich fasse zusammen: Man kann als Abstraktionsgrade der Bedeutung die Ausdrucks-, die Äußerungs- und die Sprecher*innenbedeutung unterscheiden. Die Semantik behandelt Ausdrucks- und Äußerungsbedeutungen, die Pragmatik behandelt Äußerungs- und Sprecher*innenbedeutungen. Und das soll es für dieses Mal gewesen sein. Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit und *sage Auf Wiederhören*, bis zum nächsten Mal.

Literatur

Gutzmann, Daniel (2020): Semantik. Eine Einführung. Berlin: Metzler, 1–3. [Online über ULB verfügbar; auf Ilias]

Löbner, Sebastian (2015): Semantik: Eine Einführung. Zweite, aktualisierte und stark erweiterte Auflage. Berlin/New York: de Gruyter, 1–8. [Online über ULB verfügbar; auf Ilias]

Leitfragen

1. Welche Abstraktionsgrade von Bedeutungen unterscheidet man?
2. Welche Bedeutungsaspekte unterscheiden Ausdrucks- und Äußerungsbedeutung?
3. Was ist die illokutionäre Bedeutung einer Äußerung?

Folge 5: Worum geht's bei der Frage nach Bedeutung und warum ist sie kompliziert?

Herzlich willkommen zu Ihrem Podcast zur Vorlesung Semantik und Pragmatik im Wintersemester 2020/21 an der HHU. Ich bin Simon Kasper und in dieser Folge spreche ich über die Frage: Worum geht's bei der Frage nach Bedeutung und warum ist sie kompliziert? Schon fast, seit Menschen Texte schreiben, scheinen sie über das Phänomen der Bedeutung nachgedacht zu haben, auch wenn sie das anfangs noch nicht in so abstrakten Konzepten wie ‚Bedeutung‘ selbst, sondern in konkreteren Konzepten getan haben. Wie kann man so lange über Bedeutung nachdenken und immer wieder neue Gedanken dazu schaffen? Wie kompliziert kann das sein? Es ist ja alles im semiotischen Dreieck schon dargestellt: Ausdruck, Begriff, Wirklichkeit. Der Ausdruck symbolisiert den Begriff und der Begriff bezieht sich auf die Wirklichkeit. Das Wort *Sokrates* symbolisiert den Begriff ‚Sokrates‘ und der Begriff bezieht sich auf die reale Person Sokrates. Wie langsam muss man sein, um 3000 Jahre dafür zu brauchen? Oder ist es doch ein bisschen komplizierter? In diesem Podcast zeige ich, warum das semiotische Dreieck eigentlich ein Vieleck ist, überhaupt viele Fragen offenlässt und auch aufwirft. Ausgangspunkt ist immer die Frage nach der sprachlichen Bedeutung.

Eine Sache möchte ich im Vorhinein noch klären. Warum ist es nicht egal, was wir über Sprache und Bedeutung denken? Warum ist die Analyse der Sprache und ihrer Bedeutungsfunktion überhaupt relevant? Wie alle sehen können, funktioniert sie ja auch ohne unsere Analyse schon ganz gut. Das stimmt. Manchmal ist ganz gut aber nicht gut genug. Die Sprache kann nämlich auch zum Problem werden, und zwar schon im Alltag: Leute sagen wissentlich oder unwissentlich die Unwahrheit, man manipuliert, suggeriert, unterstellt mit Sprache, man fehlinterpretiert und missversteht. Das wirft die Frage auf, wie das erkennbar bzw. vermeidbar ist und damit wendet sich die Aufmerksamkeit auf das Instrument, mit dem das alles getan wird. Und dabei wird man zwangsläufig auf die Beziehung kommen, die zwischen sprachlichen Ausdrücken, dem, was wir über die Wirklichkeit denken und der Wirklichkeit selbst bestehen. Aber auch in der Wissenschaft kann die Sprache zum Problem werden. Der Wissenschaft geht es (zumindest nach einer bestimmten Wissenschaftsauffassung) darum, neue wahre Aussagen über die Wirklichkeit zu machen. Im Rahmen der sogenannten linguistischen Wende in der Wissenschaftstheorie – so um 1900 rum – hat man festgestellt, dass die natürliche Sprache diesem Ziel im Wege stehen kann, und zwar im Wesentlichen, weil sie durch Mehrdeutigkeit unpräzise ist. Zum Beispiel lassen sich logische Zusammenhänge nicht unmissverständlich mit der natürlichen Sprache wiedergeben. Das ist Anlass zu weitreichenden sprachanalytischen Untersuchungen geworden, die sich letztlich darum gedreht haben zu verstehen, wie sprachlich be-deutet wird, entweder, um die Sprache zu verbessern oder sie durch künstliche Sprachen zu ersetzen. Die linguistische Semantik und Pragmatik sind in diesem Zusammenhang entstanden, sind aber durch Institutionalisierung, Ausdifferenzierung und Spezialisierung nur noch mittelbar mit den ursprünglichen Zielen verbunden.

Nun zur Frage, warum die Frage nach der Bedeutung komplizierter ist, als es das semiotische Dreieck suggeriert. (Da haben wir schon die Suggestionsleistung bzw. -fehlleistung von Sprache.) Ich verpacke das in einige knackige Thesen, die ich dann

kurz erläutere. Zentrale Probleme, mit denen jede Konzeption klarkommen muss, ist der sprachlichen Bedeutung als individuelles und kollektives Phänomen gerecht zu werden.

1. Was mit sprachlicher Bedeutung gemeint ist, hängt vom Sprachbegriff ab

Was man unter sprachlicher Bedeutung versteht, hängt historisch davon ab, als was für eine Art von Phänomen man Sprache hält, und das hängt davon ab, welcher Wissenschaftskonzeption man anhängt. Ich nenne nur drei relativ junge Beispiele.

Erstes Beispiel: Gottlob Frege hat sich für die logischen Eigenschaften von Sprache interessiert und dabei eine logizistische Position vertreten. Sie besagt, grob gesprochen, dass die Logik nicht ein Produkt der menschlichen Kognition ist, nicht psychologischen Gesetzen gehorcht, sondern unabhängig von allem anderen und überzeitlich gültig ist. Vor diesem Hintergrund hat Frege die „Bedeutung“ (in Anführungszeichen) von sprachlichen Ausdrücken differenziert in Bedeutung und Referenz (er selbst sagt „Sinn“ und „Bedeutung“). Wörter haben als Referenz Gegenstände oder Attribute von Gegenständen und als Bedeutung die, Zitat, „Art ihres Gegebenseins“. Moderner gesagt, ist das so etwas wie die Perspektive, unter der Gegenstände, Attribute oder Sachverhalte betrachtet werden. Zum Beispiel beziehen sich die Ausdrücke *Morgenstern* und *Abendstern* auf denselben Referenten, den Planeten Venus, aber sie haben verschiedene Bedeutungen. Im Falle eines Satzes ist die Bedeutung ein Gedanke und die Referenz das Bestehen oder Nichtbestehen des ausgesagten Sachverhalts, z.B. *Der Mond steht am Himmel*. So weit, so unspektakulär in Bezug auf das semiotische Dreieck aus Ausdruck, Begriff und Wirklichkeit. Allerdings sind Bedeutung bzw. Gedanke und Referenz bei Frege objektive Einheiten. Die Bedeutung bzw. der Gedanke ist nicht etwas im Geist der Sprachbenutzer*innen und die Referenz ist nicht etwas, das wahrgenommen oder gemessen wird. Die Bedeutung/der Gedanke und die Referenz sind ideale Einheiten, die unabhängig von Denken und Wahrnehmung existieren. Individuelle Gedanken und wahrgenommene Gegenstände sind davon zu unterscheiden, stehen aber dazu in Beziehung. Im Sinne von Freges Logizismus sind im semiotischen Dreieck also ideale Einheiten enthalten. Was Menschen äußern, dabei denken und worauf sie sich beziehen, muss man sich im Hintergrund dazudenken.

Zweites Beispiel: Ferdinand de Saussure hat den linguistischen Strukturalismus begründet. In seiner Zeichenkonzeption besteht das sprachliche Zeichen aus einer Vorstellung und einem Lautbild, die konventionell miteinander assoziiert sind, und eine Einzelsprache wie Deutsch ist ein System aus solchen Zeichen. In konkreten Äußerungen von Sprecher*innen werden diese Zeichen nur aktualisiert; wenn ich jetzt *jetzt* sage, ist *jetzt* nicht das Zeichen, sondern nur seine Realisierung. Mit anderen Worten: Das Zeichen ist gar nichts Konkretes, Beobachtbares, Messbares, sondern ein abstraktes Konstrukt, das das Konventionelle des Zeichens erfasst. Und damit sind auch die zwei Ecken des semiotischen Dreiecks durch abstrakte Einheiten besetzt. Die dritte Ecke, die Wirklichkeit, spielt für den abstrakten Zeichenbegriff de Saussures keine Rolle. Andererseits müssten ja aber die konkreten Aktualisierungen der Zeichen im Sprachgebrauch, das heißt ihre physische Form und die individuellen Vorstellungen, auch Plätze im semiotischen Dreieck haben. Denn das abstrakte Lautbild ist aus den physischen

Formen abstrahiert und die abstrakte Vorstellung ist aus den individuellen Vorstellungen abstrahiert.

Drittes Beispiel: In manchen Ausformungen ist der Strukturalismus eine Liaison mit dem Behaviorismus eingegangen. Der Behaviorismus ist eine Strömung der Psychologie, in der psychologische Beschreibungen und Erklärungen nur Bezug auf beobachtbares Verhalten in Reizkonstellationen nehmen. Mentale Begriffe wie Denken, Vorstellung, Erinnerung werden für unwissenschaftlich gehalten, wenn sie nicht als bestimmtes Verhalten in bestimmten Reizkonstellationen rekonstruierbar sind. Ich paraphrasiere Leonard Bloomfield, den berühmtesten amerikanischen Linguisten vor Chomsky: „Ein Sprechakt ist eine Äußerung. Eine Gemeinschaft, in der alle Äußerungen ähnliche Ausdrucksmerkmale haben, ist eine Sprachgemeinschaft. Die Summe aller Äußerungen in einer Sprachgemeinschaft ist eine Sprache. Gleiche Ausdrucksmerkmale sind Formen. Gleiche Reiz-Reaktions-Merkmale, die mit Formen korrespondieren, sind Bedeutungen.“ Jeder linguistische Terminus bezeichnet hier etwas Messbares und Beobachtbares. Die Bedeutung sprachlicher Formen besteht in ähnlichen Reaktionen der Mitglieder der Sprachgemeinschaft auf diese Formen. Das heißt, die Ausdrucksecke im semiotischen Dreieck ist durch Konkretes und Messbares besetzt, Formen, und ebenso die Wirklichkeitsecke, die Verhaltensreaktionen der Sprachbenutzer*innen. Andererseits sind die Form- und Bedeutungsecken ja nur durch die Ausdrucks- und Verhaltensmerkmale besetzt, die den Sprachbenutzer*innen gemeinsam sind. Das jeweils Gemeinsame wird also theoretisch nochmal herausgelöst aus der allen Ausdrucks- und Verhaltensmerkmalen, die die individuellen Sprachbenutzer*innen an den Tag legen. Diese muss man sich also beim behavioristischen semiotischen Dreieck noch dazudenken, ähnlich wie die Realisierungen der Zeichen beim Strukturalismus.

Was die drei Beispiele zeigen, ist, dass die Elemente im semiotischen Dreieck erstens ganz unterschiedliche Existenzweisen haben können, z.B. als Verhaltensmerkmale, als Abstraktionen oder als ideale Gegenstände, je nach Sprachbegriff oder Wissenschaftsauffassung. Eine ganz moderne Variante wären Ausdruck und Begriff als Wissenskomponenten.

2. Was mit sprachlicher Bedeutung gemeint ist, hängt vom Wissensbegriff ab

Manche Semantikkonzeptionen gehen davon aus, dass sprachliche Ausdrücke direkt mit unserem gesamten konzeptuellen Wissen verbunden sind. Das heißt, dass wir, wenn wir sprachliche Ausdrücke interpretieren, auf unser gesamtes Wissenssystem zurückgreifen. So eine Semantikkonzeption nennt man Ein-Ebenen-Semantik. Ich glaube, man kann sagen, dass dies die Semantikkonzeption ist, die kennzeichnend für die Kognitive Semantik ist.

Andere Semantikkonzeptionen, die vor allem in der wahrheitsfunktionalen Semantik vertreten werden, gehen davon aus, dass man mindestens zwei Ebenen unterscheiden muss. Die erste Ebene wäre die semantische Ebene im engeren Sinne mit den Wort- und Satzbedeutungen im wörtlichen Sinne. Man kann sie auch Ausdrucksbedeutung nennen. Das sind die Bedeutungen, die Ausdrücke konventionell und unabhängig von konkreten Äußerungskontexten haben. Dazu gehören die

lexikalischen Bedeutungen einzelner Ausdrücke und die Satzbedeutungen, die sich aus ihrer syntaktischen Kombination ergeben. Die zweite Ebene wäre dann die konzeptuelle Ebene. Diese Ebene umfasst unser konzeptuelles Wissen, das Weltwissen oder enzyklopädische Wissen abzüglich der Konzepte, die zur semantischen Ebene gehören. Das konzeptuelle Wissen wenden wir an, wenn wir sprachliche Ausdrücke im konkreten Äußerungskontext interpretieren. Dabei müssen wir die Ausdrucksbedeutung, die Bedeutungen der semantischen Ebene, mit unserem Weltwissen der zweiten Ebene kontextuell anreichern. Zwischen den beiden Ebenen verläuft auch die Grenze zwischen Semantik und Pragmatik. Argumente für diese Position sind zum Beispiel, dass wir Ausdrucksbedeutungen wie *Die Schule war am Samstag offen* auch ohne konkreten Äußerungskontext angeben können und dass wir uns viel weniger lexikalische Bedeutungen merken müssen, weil wir Mehrdeutigkeiten wie die von *Schule* – Gebäude oder Institution? – im Kontext auflösen können.

Argumente für die Ein-Ebenen-Semantik wären, dass isolierte Ausdrucksbedeutungen eine Abstraktion sind und, falls ihnen kognitive Realität zukommt, es sich bei ihnen bloß um die prototypischen Bedeutungen von Ausdrücken handelt. Das ändert aber nichts daran, dass jeder sprachliche Ausdruck einen ganzen Bedeutungsrahmen in unseren Köpfen evoziert, innerhalb dessen er Bedeutung erlangt, so wie der Ausdruck *Schule* in uns kein isoliertes Konzept evoziert, sondern sofort einen ganzen Wissenskomplex, in den reichhaltiges kulturelles Wissen nicht nur über Gebäude, sondern auch über die Institution Schule und typische Abläufe und Aktivitäten gehören.

Was heißt das für das semiotische Dreieck? Wenn wir die Linie von der Ecke „Ausdruck“ zur Ecke „Begriff“ oder „Konzept“ ziehen, dann meint die Ecke „Begriff“ oder „Konzept“ im Rahmen einer Ein-Ebenen-Semantik etwas ganz anderes als im Rahmen einer Zwei-Ebenen-Semantik und damit unterscheidet sich auch zwischen beiden Konzeptionen, was sprachliche Ausdrücke symbolisieren. Im semiotischen Dreieck ist dieser Ausdruck unsichtbar. Das Gleiche gilt für alle Probleme, die damit zu tun haben, was und was nicht zur Bedeutung von sprachlichen Ausdrücken gehört.

Bis hierhin ging es mit Sprach- oder Wissenschaftskonzeptionen und mit Wissens- oder Semantikkonzeptionen eher um theoretische oder philosophische Vorentscheidungen, die den Bedeutungsbegriff und die Elemente des semiotischen Dreiecks jeweils in ganz unterschiedlichen Lichtern dastehen lassen. Ich nenne jetzt noch kurz drei Komplikationen, mit denen jede Bedeutungstheorie klarkommen muss und die im Kontext des semiotischen Dreiecks selten sichtbar werden.

3. Lexikon und Grammatik erfordern spezielle Behandlungen

Klassische Sprachtheorien unterscheiden strikt zwischen Wort- und Satzbedeutungen. Wortbedeutungen kann man im Gedächtnis speichern. Denken Sie an *Lasagne*, *würzen* und *scharf*. Das ist nicht möglich für Sätze wie *Die Lasagne war gut gewürzt, aber nicht scharf*. Warum nicht? Weil man mit dem endlichen Inventar an Morphemen und Wörtern eine unendliche Menge an Sätzen bilden kann. Mir wäre neu, dass jemand sich schon einmal eine unendliche Menge von irgendwas gemerkt hätte. Das heißt, es gibt

verschiedene Klassen von Ausdrücken, von Begriffen oder Konzepten und von Sachverhalten in der Wirklichkeit. Die einen sind endlich, die anderen unendlich. Eine Bedeutungstheorie muss etwas dazu sagen können, wie von neuen komplexen Ausdrücken die Bedeutung erkannt werden kann und wie zu neuen Bedeutungen verstehbare komplexe Ausdrücke gebildet werden können. Dazu bedarf es eines Konzeptes der Bedeutungskomposition und der Ausdruckskombination. Das bekannteste Beispiel dafür ist im Rahmen klassischer Sprachtheorien das Kompositionalitätsprinzip. Die Bedeutung eines Satzes ist bestimmt durch die Bedeutungen der Einzelausdrücke und die Art ihrer grammatischen Verknüpfung. Neuere Sprachtheorien innerhalb der Kognitiven Linguistik ziehen aber die Wirksamkeit des Kompositionalitätsprinzips und der strikten Trennung von Lexikon und Syntax in Zweifel. Dann muss man die Bedeutung zusammengesetzter Ausdrücke anders regeln.

Wenn wir also wieder die Linie von der Ausdrucksecke des semiotischen Dreiecks zur Begriffs- oder Konzeptecke ziehen, dann bezieht sich diese Herausforderung darauf, wie man die Beziehung zwischen den beiden Ecken theoretisch ausgestaltet.

4. Die Bedeutung von Funktionswörtern ist begrifflich und referentiell kaum zu fassen

Bedeutungstheorien, die der Komplexität der Sprache gerecht werden möchten, dürfen sich nicht auf die Bedeutungen von Ausdrücken wie *Pferd*, *Sokrates läuft* oder *Die Katze ist auf der Matte* beschränken. Es muss auch um Ausdrücke wie *aber*, *mit*, *jedoch*, *halt*, *der*, *die*, *das*, *manche*, *nicht*, den attributiven Genitiv, das Rezipientenpassiv, die Verbletzstellung gehen. Wie sieht es mit deren begrifflichen Inhalten aus und wie beziehen sie sich auf die Wirklichkeit? In dieser Beziehung ist keine Theorie so weit gekommen wie die Generative Grammatik. Dies ist aber auch mit weitreichenden Idealisierungen und Begrenzungen des Gegenstandsbereichs erkauft.

5. Die Bedeutung von Abstrakta ist begrifflich und referentiell kaum zu fassen

Pferd, *Sokrates läuft* oder *Die Katze ist auf der Matte* tun noch einer anderen Richtung der Sprache unrecht. Was ist mit Abstrakta wie *Zerstörung* gegenüber *zerstören*, *Arbeitslosigkeit* gegenüber *arbeitslos*, *Leere* gegenüber *leer* und Ausdrücken wie *Dreieck*? Wie ist ihr begrifflicher Inhalt zu fassen? Worin bestehen die Bedeutungsunterschiede? Wie beziehen sie sich auf die Wirklichkeit? Gibt es einen Unterschied in der Wirklichkeit, auf den man sich mit *Zerstörung* gegenüber *zerstören* bezieht? Auch dies ist eine Komplikation, die durch das gewöhnliche Zeichendreieck eher unsichtbar gemacht wird und zu der sich Bedeutungstheorien positionieren müssen.

Es gäbe noch viel mehr zu sagen, aber einige wichtige Punkte, die die Frage nach der Bedeutung kompliziert machen, sind auch zur Sprache gekommen. Einige kehren in weiteren Podcasts noch einmal zurück. Damit bedanke ich mich für Ihre Aufmerksamkeit und sage *Tschüss* und *Auf Wiederhören*.

Literatur

- Evans, Vyvyan/Green, Melanie (2006): Cognitive linguistics. An introduction. Edinburgh: Edinburgh University press, 206–222.
- Lyons, John (1991): Bedeutungstheorien. In: von Stechow, Arnim/Wunderlich, Dieter (Hrsg.): Semantik. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung. Berlin/New York: de Gruyter, 1–6. [HSK, Band 6] [Online über ULB verfügbar; auf Ilias]
- Meier-Oeser, Stephan (2017): Artikel „Signifikation“. In: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried/Gabriel, Gottfried (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Onlineversion. Basel: Schwabe, o. S. [DOI: 10.24894/HWPh.3895] [Online über ULB verfügbar; auf Ilias]

Auswahl Originalliteratur:

- Bloomfield, Leonard (1926): A set of postulates for the science of language. Language 2(3), 153–164. [Auf Ilias]

Leitfragen

1. Erläutern Sie an zwei Beispielen, wie sich unterschiedliche sprachtheoretische Vorannahmen auf den Bedeutungsbegriff auswirken?
2. Was ist der Unterschied zwischen einer Ein-Ebenen-Semantik und einer Zwei-Ebenen-Semantik?
3. Nennen Sie zwei weitere Herausforderungen der Bedeutungstheorie, die vom semiotischen Dreieck eher verdeckt werden.

Thematischer Block II: Historisches

Folge 1: Was hat man in der Antike zur sprachlichen Bedeutung zu sagen gehabt?

Herzlich willkommen zu Ihrem Podcast zur Vorlesung Semantik und Pragmatik im Wintersemester 2020/21 an der HHU. Ich bin Simon Kasper und in dieser Folge spreche ich über die Frage: Was hat man in der Antike zur sprachlichen Bedeutung zu sagen gehabt?

1. Einleitung

Menschen haben wahrscheinlich schon sehr früh in der Geschichte der Zivilisation über die Bedeutung von Zeichen reflektiert. Dazu musste es aber erst wahrscheinlich Anlässe geben, denn von selbst ohne ein staunenswertes Erlebnis, das einen zum Grübeln bringt, haben die frühen Menschen ihren selbstverständlichen Sprachgebrauch wohl nicht hinterfragt. Anlässe dazu, ihn zu hinterfragen, könnten gewesen sein, dass sie auf einmal mit fremden Sprachen konfrontiert waren. Das könnte sie darauf aufmerksam gemacht haben, dass die Laute, die sie selbst produzieren, nur eine Möglichkeit darstellen, über die Erscheinungen der Wirklichkeit zu sprechen, dass sie selbst nicht von Natur aus die einzigen und richtigen Laute dafür haben, um über die Wirklichkeit zu sprechen, sondern dass man auch mit anderen Lauten über die gleiche Wirklichkeit sprechen kann.

Ein weiterer Anlass zu bemerken, dass, wie und warum sprachliche Zeichen bedeuten, dürfte die Erfindung der Schrift gewesen sein. Die Schrift führt die Sprache überhaupt erst vor Augen, indem sie sie materialisiert dauerhaft sichtbar macht. Gesprochene Sprache ist unsichtbar und flüchtig. Sichtbare Sprache schafft und schärft überhaupt erst ein Bewusstsein dafür, dass die Zeichen der Sprache im Tontäfelchen oder auf der Tierhaut oder auf dem Palmblatt ja eigentlich was ganz anderes sind als das, wofür sie stehen, und dass sie als materielle Dinge selbst Eigenschaften haben, die andere sind als die der Gegenstände, für die sie als Zeichen benutzt werden. Die Schrift macht, weil sie Sprachzustände konserviert, auch darauf aufmerksam, dass Sprache sich verändert, sich wandelt. Alte Schriftdokumente können Ausdrücke aufweisen, deren Form sich geändert hat, oder deren Form gleich geblieben ist, deren Bedeutung sich aber geändert hat. Solche Anlässe schaffen ein Bewusstsein dafür, dass sprachliche Zeichen überhaupt bedeuten und dass Bedeutungen nicht natürliche Eigenschaften von Dingen sind.

Wenn wir wissen wollen, was die Altvorderen über Sprache und Bedeutung gedacht haben, dann sind wir natürlich auf schriftliche Überlieferungen angewiesen. Wie so oft bildet die griechische Philosophie einen Anfang, auch schon die vor Platon, also grob im 5. Jahrhundert vor Christus. Vieles davon ist nur fragmentarisch oder aus zweiter oder dritter Hand überliefert, Platon und Aristoteles sind aber verhältnismäßig umfangreich überliefert. Und um die beiden und ein bisschen um die Sophisten wird es jetzt gehen. Beginnen wir mit Platon.

2. Platon

In vielen Dialogen Platons treten die Sophisten als philosophische Kontrahenten von Sokrates auf, der Platons Sprachrohr ist. Die Sophisten verdienten Geld damit, dass sie

Weisheit lehrten und diese Weisheit bestand zu einem Gutteil auch darin, Grammatik und Rhetorik zu vermitteln, und dabei ging es darum, wie man gut und gewieft argumentiert. Die Rhetorik ist übrigens historisch eine Vorläuferin der Pragmatik. Die Idee, dass Weisheit darin besteht, beim Argumentieren Recht zu bekommen, unabhängig davon, wofür man argumentiert, hat Platon nicht gefallen, er hat Weisheit strikt an Wahrheit gebunden. Da eins der Themen der Sophisten die Frage nach der sogenannten „Richtigkeit der Namen“ war, hat Platon dieses Problem in einem seiner Dialoge, dem Kratylos, behandelt. Der Kratylos ist eins der ersten sprachphilosophischen Werke überhaupt. Kratylos ist einer der Dialogpartner von Sokrates und er behauptet jetzt, Zitat, „jegliches Ding habe seine von Natur aus ihm zukommende richtige Benennung“, (383a) Zitat Ende, und die Benennung beruhe nicht auf Übereinstimmung, also Konvention, sondern sei für Griechen und Barbaren – das sind alle, die nicht Griechisch sprechen – dieselbe. Sein Kontrahent Hermogenes bestreitet dagegen, wieder Zitat, „daß es eine andere Richtigkeit der Worte gibt, also die sich auf Vertrag und Übereinkunft gründet.“ (384c–d) Vielmehr beruhen die Benennungen von Dingen konventionell auf Gewohnheit und Gebrauch. In der Folge werden die Positionen diskutiert und dabei wird deutlich, dass Kratylos' naturalistische Position nicht haltbar ist. Er müsste ja davon ausgehen, dass am Anfang aller Sprache die Bezeichnungen der Dinge phonologisch irgendwie aus diesen Dingen hervorgingen. Aber auch dem Konventionalismus von Hermogenes gibt Platon nicht einfach recht. Die Sichtweise, dass Ausdrücke per Konvention mit Vorstellungen von Dingen assoziiert sind, ist ja auch heute noch – infolge von Ferdinand de Saussure – weit verbreitet. Sondern Platon gibt zu verstehen, dass Sprechen eine Handlung und Sprache ein Werkzeug ist – griechisch übrigens *organon*, Karl Bühler lässt grüßen. Mit dem Werkzeug wird nicht nur gelehrt, sondern mit den Ausdrücken der Sprache zergliedern wir auch immer die Wirklichkeit. Dieses Stück Wirklichkeit ist ein A, dieses andere ist ein B und so weiter. Damit die Benennungen der Dinge in der Wirklichkeit richtig sein können – und darum geht es ja in dem Dialog – müssen die Wörter der Wirklichkeit aber auch angemessen sein, wenn man nichts Falsches lehren und die Wirklichkeit nicht falsch zergliedern will. Insofern gibt es nach Platon durchaus eine natürliche Richtigkeit der Namen, aber anders als Kratylos sich das gedacht hat. Um das noch einmal zu rekapitulieren, was ist das für eine Art von Richtigkeit darin, wie Dinge benannt werden? Es geht darum, dass ein bestimmtes Ding der Wirklichkeit bestimmte Kriterien erfüllen muss, damit eine Bezeichnung auf es passt. An der Bezeichnung hängt sozusagen eine begriffliche Definition, der ein Ding genügen muss, damit die Bezeichnung auf es passt. Und wenn das Ding so beschaffen ist, dass die Bezeichnung auf es passt, dann ist der Name richtig. Strenggenommen ist es also nicht die lautliche Gestalt der Bezeichnung, die richtig ist, sondern die Anwendung einer Bezeichnung auf einen bestimmten Ausschnitt der Wirklichkeit und keinen anderen.

In einem späteren Dialog, *Sophistes*, stellt Platon dann klar, dass die Funktion der Sprache nicht im Benennen liegt, sondern darin, dass Wörter kombiniert werden, um Sätze zu bilden, die etwas bedeuten. Und das heißt, mit denen etwas über die Wirklichkeit behauptet wird. Das kommt erst dann zustande, wenn ein Name mit einem Zeitwort kombiniert wird, und das heißt, ein Nomen mit einem finiten Verb, z.B. *Sokrates läuft*. Das ist eine Behauptung über die Wirklichkeit und sie kann wahr oder falsch sein. Weder der

Ausdruck *Sokrates* ist für sich genommen eine Behauptung über die Wirklichkeit noch der Ausdruck *läuft*.

Und an verschiedenen Stellen in verschiedenen Dialogen sagt Platon außerdem, dass Gedanken, Meinungen, Vorstellungen von oder über die Wirklichkeit auch wahr oder falsch sein können. Mindestens im Fall der Gedanken und der Meinungen hängt das daran, dass Platon sie sich als stilles Sprechen vorstellt. Wir haben es bei Platon also schon mit Wörtern und mit Sätzen, mit Wahrheit und Falschheit von Sätzen, und mit Gedanken zu tun, die ebenfalls wahr oder falsch sein können, weil sie stille Rede mit sich selbst darstellen.

3. Aristoteles

In Aristoteles Werk *Peri hermeneias*, auch *De Interpretatione* und *Organon II* genannt, geht es um das Verstehen. Dieser Text hat die gesamte Geschichte der Semantik geprägt, weil Aristoteles darin zentrale begriffliche Fixierungen vorgenommen hat, die bis heute verwendet werden. Schon im ersten Satz kündigt er die Definitionen von Nomen und Verb, von Verneinung, Bejahung, Aussage und Rede an. Bei den zeichentheoretischen Grundlagen hat er viel, was schon bei Platon vorweggenommen war, in systematischere Form gebracht. Die einflussreichste Stelle in Bezug darauf, was sprachliche Ausdrücke bedeuten, lautet folgendermaßen: „Es sind also die Laute, zu denen die Stimme gebildet wird, Zeichen der in der Seele hervorgerufenen Vorstellungen [oder Begriffe], und die Schrift ist wieder ein Zeichen der Laute. Und wie nicht alle dieselbe Schrift haben, so sind auch die Laute nicht bei allen dieselben. Was aber durch beide an erster Stelle angezeigt wird, die einfachen seelischen Vorstellungen [oder Begriffe], sind bei allen Menschen dieselben, und ebenso sind es die Dinge, deren Abbilder die Vorstellungen [oder Begriffe] sind.“ (16a) Ich fasse die zentralen Aussagen noch einmal zusammen: Gesprochene Ausdrücke symbolisieren Vorstellungen oder Begriffe und geschriebene Ausdrücke symbolisieren gesprochene Ausdrücke. Gesprochene und geschriebene Ausdrücke unterscheiden sich zwischen Menschen, d.h. zwischen verschiedenen Sprachen, aber die Vorstellungen oder Begriffe, die durch die Ausdrücke bezeichnet werden, sind für alle Menschen, also die Sprecher*innen aller Sprachen gleich. Und die Vorstellungen oder Begriffe stimmen wiederum mit den Dingen in der Wirklichkeit überein, die auch für alle Menschen die gleichen sind.

Ausdrücke wie *Vater* oder *Sokrates läuft* referieren also auf die Dinge der Wirklichkeit durch die Vermittlung der Vorstellungen oder Begriffe von den Dingen der Wirklichkeit, also durch den Begriff des Vaters oder eines laufenden Sokrates. Damit ist schon vieles vorweggenommen, was in Bezug auf Semantik im Mittelalter und auch in der Moderne vorgeschlagen worden ist. Ein wichtiger Punkt ist, dass Aristoteles sich die Vorstellungen oder Begriffe nicht einfach als Vorstellungsbilder dachte, also nicht als das Bild von einem Vater oder laufenden Sokrates, sondern als ein Set von Kriterien, von Merkmalen, als eine Definition dessen, was ein Vater oder laufender Sokrates ist und der ein Gegenstand bzw. Sachverhalt in der Wirklichkeit genügen muss, um als Vater oder laufender Sokrates gelten zu können. Insofern die Dinge der Wirklichkeit mit den Begriffen, also der Definition oder den Kriterien im Geist, übereinstimmen, sind die

Begriffe Abbilder der Dinge der Wirklichkeit. In dieser Beziehung zwischen Begriff und Wirklichkeitsphänomenen, die unter diesen Begriff fallen, ist zum Beispiel schon die spätere Unterscheidung von Intension und Extension vorweggenommen, die Rudolf Carnap in der Logischen Semantik getroffen hat.

Aristoteles hat wie Platon gesehen, dass die Frage nach Wahrheit und Falschheit erst dadurch zustande kommt, dass ein Nomen und ein finites Verb verbunden werden und ihre Verbindung zu einer Aussage, oder Proposition, wird: *Sokrates läuft*. Diese Verbindung kann tatsächlich geäußert oder nur gedacht werden. Tatsächlich haben Wahrheit und Falschheit vor allem in Gedanken ihren primären Ort, denn Äußerungen sind ja nur Zeichen von ihnen. Ein klarer und eindeutiger sprachlicher Ausdruck ist aber aus dem gleichen Grund für Aristoteles sehr wichtig. Die Begriffe müssen sich nach der Struktur der Wirklichkeit richten und wenn die Begriffe richtig sind, dann bedürfen sie, damit sie mitteilbar werden, auch der unmissverständlichen Bezeichnung in Form von sprachlichen Äußerungen. Deshalb hat sich Aristoteles auch schon mit Synonymie, Homonymie und Paronymie beschäftigt, kurz, mit sprachlicher Ambiguität und wie sie zu vermeiden ist.

4. Hellenismus und griechische Spätphase

Was Aristoteles zur Semantik zu sagen hatte, ist schon beeindruckend. Nach allem Anschein waren aber die semantischen Ansätze der Stoiker begrifflich noch um einiges differenzierter. Von den Stoikern stammte die erste vollständige Sprachtheorie, die phonologische, syntaktische, semantische und pragmatische Aspekte der Sprache behandelte. „Allem Anschein nach“ sage ich deshalb, weil von den Stoikern kaum authentische sprachphilosophische Texte überliefert sind. Wir wissen von ihr nur aus zweiter oder fünfter Hand. Vielleicht liegt es auch daran, dass die Sprachphilosophie von Aristoteles die einflussreichere gewesen ist. Die moderne, vor allem sprachanalytische Philosophie steht aber den Stoikern näher.

Die stoischen Semantiker haben drei semantische Einheiten unterschieden. Da war erstens das *Semainon*, der bezeichnende Ausdruck, entweder lautlich oder geschrieben, auf jeden Fall aber ein materieller Zeichenträger. Darunter fallen Einzelwörter, aber vor allem auch Sätze. Die zweite Einheit war das *Tynchanon*, der Gegenstand oder Sachverhalt in der Wirklichkeit, auf den referiert wird, und drittens das *Semainomenon*, das Bezeichnete. Das Bezeichnete ist etwas anderes als der Gegenstand oder Sachverhalt. Das Bezeichnete ist eher die Bedeutung im Sinne einer Aussage oder Proposition. Die Stoiker haben dabei schon primär an satzförmige Aussagen gedacht und die Bedeutung einzelner Wörter eher als abgeleitet aus der Bedeutung von Sätzen behandelt. Das *Semainomenon* hat aber eine andere Existenzform als ein mentaler Begriff bei Aristoteles. Es ist nämlich weder eine kognitive Einheit noch ein materielles Etwas, was erstaunlich ist, weil die Stoiker beinharte Materialisten waren und so ziemlich alles als materiell betrachtet haben, wenn sie es als überhaupt existent anerkannt haben. Die mentale Vorstellung haben die Stoiker auch gekannt, sie war aber subjektiv und materiell, während sie das *Semainomenon* als objektiv und immateriell betrachtet haben.

Die Stoiker haben darüber hinaus schon deutlich gesehen, dass sich die Bedeutung eines Satzes, oder besser einer Äußerung, nicht in seiner Aussage im semantischen Sinne, in seiner Proposition erschöpft, sondern dass man, indem man eine Proposition äußert, damit auch eine andere Handlung vollziehen kann, z.B. etwas verbieten oder befehlen kann. Ich könnte sagen *Die Kekse sind für David* und damit könnte ich gegenüber David eine Aufforderung äußern, sie zu nehmen und gegenüber Thomas die eindringliche Bitte, sie nicht zu nehmen. Damit haben die Stoiker den Unterschied zwischen Lokution, der Handlung des Aussagens, und Illokution, dem Zweck, den man mit der Lokution verfolgt, vorweggenommen. Lokution und Illokution sind in der Sprechakttheorie von Austin und Searle Teil der modernen Pragmatik geworden.

Das soll es für heute gewesen sein. Es gibt noch eine andere Podcastfolge, in der ich die Frage beantworte, was man im Mittelalter über sprachliche Bedeutung gedacht hat. Und damit sage ich *Danke* und *Tschüss!*

Literatur

Meier-Oeser, Stephan (2019): Meaning in pre-19th century thought. In: von Heusinger, Klaus/Maienborn, Claudia/Portner, Paul (Eds.): Semantics. Foundations, history and methods. Berlin/Boston: de Gruyter, 182–191. [Online über ULB verfügbar; auf Ilias]

Auswahl Originalliteratur:

Platon, Kratylos, z.B. in der Übersetzung von Friedrich Schleiermacher.

Aristoteles, De Interpretatione, z.B. in der Übersetzung von Eugen Rolfes.

Long, A. A./ Sedley, D. N. (2000): Die hellenistischen Philosophen. Texte und Kommentare. Übersetzt von Karlheinz Hülsner. Stuttgart/Weimar: Metzler, 230 (33B).

Leitfragen

1. Geben Sie in eigenen Worten wieder, wie Platon zwischen der naturalistischen und konventionalistischen Position zur „Richtigkeit der Wörter“ vermittelt.
2. Was ist bei Aristoteles a) Zeichen wofür und b) was ist Abbild wovon bzw. was stimmt womit überein?
3. Welche semantischen Einheiten haben die Stoiker unterschieden (und was steckt hinter ihnen)?

Folge 2: Was hat man im frühen und Hochmittelalter zur sprachlichen Bedeutung zu sagen gehabt?

Herzlich willkommen zu Ihrem Podcast zur Vorlesung Semantik und Pragmatik im Wintersemester 2020/21 an der HHU. Ich bin Simon Kasper und in dieser Folge spreche ich über die Frage: Was hat man im frühen und Hochmittelalter zur sprachlichen Bedeutung zu sagen gehabt? Ich möchte vorneweg sagen, dass ich in diesen Podcasts den Denker*innen, über die ich spreche, keinesfalls gerecht werden kann. Sie haben samt und sonders sehr umfangreiche Philosophien vertreten und ich kann Ihnen hier nur ein paar semantische Brocken hinwerfen, ein paar Schlaglichter auf ein paar ausgewählte Aspekte werfen und Sie ermutigen, selbst nachzulesen, am besten natürlich bei den Originalautor*innen.

1. Augustinus von Hippo

Diese Folge ergänzt eine andere, in der ich die Frage behandle, was man in der Antike zur Bedeutung zu sagen gehabt hat. Dort fasse ich die Ansichten von Platon, Aristoteles und den Stoikern zusammen. Jetzt wenden wir uns Augustinus von Hippo zu, auch Aurelius Augustinus oder bloß Augustinus genannt. Er hat am Übergang vom vierten zum fünften Jahrhundert nach der Zeitenwende, also an der Wende von der Antike zum Frühmittelalter in Nordafrika, im heutigen Algerien, gelebt. Er gilt als einer der Kirchenväter der römisch-katholischen Kirche. Das bedeutet, dass er maßgeblich zur christlichen Lehre beigetragen hat. Philosophisch war er von den Stoikern, den Skeptikern und den Neuplatonikern beeinflusst. Ich beginne mit einem Zitat: „Ein Zeichen ist nämlich eine Sache, die außer ihrer sinnenfälligen Erscheinung aus ihrer Natur heraus noch einen anderen Gedanken nahelegt: sehen wir z. B. eine Spur, so denken wir uns, es sei das Tier vorübergegangen, dessen Spur es ist; oder sehen wir Rauch, so erkennen wir, daß auch Feuer in der Nähe ist; hören wir die Stimme eines Tieres, so können wir daraus auch einen Schluß auf seine Gemütsstimmung ziehen; an dem Ton der Kriegstrompete erkennen die Soldaten, ob sie vorrücken oder sich zurückziehen oder eine andere zur Schlacht gehörige Bewegung vollführen sollen.“ (Vier Bücher über die christliche Lehre/De doctrina christiana) Zitat Ende. Aus dem Zitat geht einiges hervor, was Augustinus wichtig für die Geschichte der Semantik und der Semiotik gemacht hat. Erstens vertritt Augustinus eine echte Zeichentheorie. Er spricht nicht etwa davon, dass etwas irgendetwas bezeichnet, für etwas steht oder Ähnliches, sondern er ist schon eine Abstraktionsstufe weiter und hat erkannt, dass etwas, damit es überhaupt etwas bedeuten kann, ein Zeichen sein muss. Er beginnt seine Erörterungen über Bedeutung vor dem Hintergrund des Zeichenbegriffs mit den Worten „Ein Zeichen ist nämlich...“. Zweitens hat Augustinus gesehen, dass etwas nicht von Natur aus ein Zeichen ist, sondern erst von jemandem als Zeichen behandelt werden muss. Er sagt ja, dass ein Zeichen eine Sache ist, „die außer ihrer sinnenfälligen Erscheinung aus ihrer Natur heraus noch einen anderen Gedanken nahelegt“. Etwas fungiert also als Zeichen, wenn es in seiner natürlichen Gestalt wahrgenommen wird, aber dann einen Gedanken an etwas anderes hervorruft. Bedingung dafür ist jemand oder etwas, der oder das Gedanken haben kann. Drittens kennt Augustinus schon zwei verschiedene Typen von Zeichen, die später bei

Charles Sanders Peirce um 1900 wieder auftauchen und mit denen auch heute noch operiert wird. Die Spuren, die auf den Weg eines Tiers, der Rauch, der auf Feuer, die Tierstimme, die auf eine Gemütsverfassung verweist, das alles sind natürliche Anzeichen, von Peirce auch Indexe genannt. Dagegen steht die Kriegstrompete, die in keinem natürlichen Verhältnis zu dem steht, was die Soldaten auf sie hin tun sollen, sondern in einem willkürlichen, das nur durch Konvention, durch Festlegung funktioniert. Diese Zeichentypen heißen später bei Peirce Symbole. Und zu den Symbolen, das hat Augustinus erkannt, gehören auch die Wörter der Sprache. Die Gestalt der Lautkette *der Gottesstaat* steht wie die Signale der Kriegstrompete in keinerlei natürlicher Beziehung zu dem Gedankeninhalt, die sie hervorruft. Lebewesen, so Augustinus, tauschen wechselseitig konventionelle Zeichen aus, um einander Gefühle, Wahrnehmungen und Gedanken zu zeigen.

Augustinus hat auch explizit die Elemente benannt, die bei sprachlichen Bedeutungen involviert sind. Da ist erstens das Wort selbst, *verbum*. Zweitens das *dicibile*, wörtlich ‚das Sagbare‘. Damit meint Augustinus das, was durch das Wort im Geist behalten wird. Im Anschluss an das längere Zitat am Anfang können wir auch sagen, den Gedanken, den das Wort nahelegt. Das *Dicibile* ist die lateinische Entsprechung des *Semainomenon* bei den griechischen Stoikern. Die meinten damit ebenfalls das Sagbare, die Aussage, aber die Stoiker haben das als objektive und nicht materielle Einheit verstanden. Wenn Augustinus das *Dicibile* von den Stoikern übernommen haben sollte, hat er sie wohl falsch verstanden, denn bei ihm ist das *Dicibile* als der Gedanke, den ein Wort hervorruft, durchaus materiell, nämlich mental oder kognitiv. Drittens nennt Augustinus *dictio*, damit nennt er die Verbindung der ersten beiden, nämlich von Lautkette und Gedanken. Und viertens nennt er das Ding im weitesten Sinne, das durch das Wort bezeichnet wird, *res*, ob es nun etwas Existierendes, etwas Vorgestelltes oder etwas Unvorstellbares ist. Also nochmal zusammengefasst: das Wort im Sinne von Lautkette, bspw. *Hippo*, *Dicibile*, der Gedanke an die Stadt Hippo, den *Hippo* evoziert, *Dictio*, die Verbindung aus *Hippo* und dem Gedanken an die Stadt, die so heißt, und das Ding, was mit *Hippo* bezeichnet wird, die wirkliche Stadt Hippo.

In einem späteren Werk – Augustinus hat ein ziemlich großes Gesamtwerk hinterlassen – hat er noch einen anderen einflussreichen Gedanken entwickelt, nämlich den der „mentalen Wörter“. Schon Aristoteles hatte ja das Denken als lautloses Sprechen der Seele mit sich selbst behandelt. Augustinus radikalisiert diesen Gedanken. Er meint, es gebe mentale Wörter, mit anderen Worten eine Sprache der Gedanken, die keiner gesprochenen Sprache wie Lateinisch oder Griechisch entspreche, sondern eine eigene Sprache sei. Die mentalen Wörter seien die Wörter im eigentlichsten Sinne, die lautsprachlichen Wörter der Sprachen wie Griechisch und Latein seien bloß Zeichen dieser inneren Sprache. Mit der Idee einer Sprache der Gedanken ist Augustinus ein Vorläufer von ganz modernen Konzeptionen geworden, die den menschlichen Geist als Computer betrachten, der mit einer Symbolsprache ähnlich einer Programmiersprache operiert, nur dass sie niemand entwickelt hat, sondern sie natürlich entstanden ist. Eine innere Sprache ist auch eine Sprache der Gedanken, eine *language of thought*.

2. Die Scholastik

Die scholastische Philosophie des Mittelalters – da bewegen wir uns vor allem im Zeitraum vom 11. bis zum 14. Jahrhundert – zeichnet sich durch eine bestimmte Art der deduktiven Beweisführung aus. Dabei ist Aristoteles die große Autorität und Bezugsfigur, was Logik, Grammatik und Metaphysik angeht. In Bezug auf zeichentheoretische Relationen ist ein Großteil der scholastischen Philosophie dadurch gekennzeichnet, dass begriffliche Unterscheidungen, die Aristoteles vorgenommen hatte, eingeebnet wurden. Kurz zur Erinnerung: Bei Aristoteles symbolisierte das geschriebene Wort *Weisheit* das gesprochene Wort *Weisheit*, das gesprochene Wort *Weisheit* war Zeichen für einen mentalen Begriff von Weisheit und mentale Begriffe waren Abbilder der Dinge und Sachverhalte in der Wirklichkeit. Dabei sind vier Elemente im Spiel, die über drei Beziehungen wie Perlen auf einer Kette miteinander verbunden sind. Und im Altgriechischen hat Aristoteles für diese drei Beziehungen drei verschiedene Ausdrücke benutzt, die ich eben mit Symbol, Zeichen und Abbild übersetzt habe. Ohne das jetzt ausführen zu können, können wir davon ausgehen, dass Aristoteles auch drei verschiedene Arten von Beziehungen damit gemeint hat. Der frühmittelalterliche Philosoph Boethius war dann der Erste, der die zwei Beziehungen zwischen geschriebenem und gesprochenem Wort und zwischen gesprochenem Wort und mentalem Begriff in einer Übersetzung von Aristoteles mit ein und demselben Ausdruck *nota* ‚Zeichen‘ bezeichnet hat.

In der Scholastik hat man dann diese zwei Beziehungen und zusätzlich noch die Beziehung zwischen dem Begriff, oder Konzept, und den Dingen in der Wirklichkeit mit einem einzigen Ausdruck bezeichnet, *signum*, Zeichen. Alle Beziehungen zwischen den vier Elementen der sogenannten Signifikation waren damit Beziehungen des Zeichenseins und die Unterscheidungen von Aristoteles gänzlich eingeebnet.

In vielen anderen Fragen haben die Scholastiker sehr feine begriffliche Differenzierungen eingeführt, die weit über Aristoteles hinausgingen. Einige davon waren das Ergebnis des sogenannten Universalienstreits. Eine der heißesten Diskussionen der Philosophie überhaupt – nämlich die Frage, wofür das gesprochene Wort eigentlich Zeichen sei –, wurde nämlich in der Scholastik besonders heiß diskutiert. Die äußeren Pole der möglichen Antworten waren der Begriff oder das Ding in der Wirklichkeit. Diese Frage scheint nicht besonders schwerwiegend zu sein und man könnte sich fragen, wie man Jahrhunderte darüber streiten kann. Aber wenn man sich vor Augen hält, dass es dabei in erster Linie nicht um Wörter wie *Desinfektionsmittel*, *Mehl* oder *Toilettenpapier*, sondern um solche wie *Zahl*, *Mensch* oder *Gerechtigkeit* ging, deutet sich vielleicht die Tragweite an: Wenn wir uns in der Welt bewegen, begegnen uns ja nicht Menschen, sondern uns begegnen Sabine, Herr Meier oder klein Ole, uns begegnet nicht die Gerechtigkeit, sondern uns begegnen bestimmte Taten, die wir gerecht finden, und uns begegnen nicht Zahlen, sondern drei Fragezeichen oder elf Freunde, die dauernd auf den Rasen rotzen. Die Frage, ob Wörter Zeichen für Begriffe oder Dinge sind, ist also auch diejenige danach, ob *Mensch*, *Zahl*, *Gerechtigkeit* überhaupt als Begriffe existieren oder nur Wörter sind. Existieren sie nur in Form der wahrnehmbaren sprachlichen Ausdrücke oder haben sie eine Realität unabhängig von den Wörtern? Der Streit über diese Fragen heißt Universalienstreit. Die erste Position, derzufolge Allgemeinbegriffe nur Namen, also

Wörter sind, nennt man Universaliennominalismus und die zweite, derzufolge die Allgemeinbegriffe eine eigene Existenz haben, nennt man Universalienrealismus. Die beiden Positionen bilden nur die Extreme, die in diesem Streit vertreten wurden und werden. Das Spektrum der Positionen, die es in diesem Streit gibt, war schon in der scholastischen Philosophie sehr weit und dieses Spektrum ist gewissermaßen strukturgebend für die ganze Philosophiegeschichte und auch heutige philosophische, sprachphilosophische und semantische Positionen sind mittelbar Stellungnahmen im Universalienstreit. Wofür man sich hier nämlich entscheidet, hat auch Auswirkungen darauf, ob man an eine objektive Realität glaubt, was für einen Wahrheitsbegriff man hat, ob man an universelle Werte glaubt und ähnlich Weitreichendes.

Große Neuerer in der Semantik waren unter anderem Petrus Abaelardus, Anselm von Canterbury und die sogenannten Modisten mit ihrer sogenannten spekulativen Grammatik. Petrus Abaelardus hat zum Beispiel schon eine komplexe Satzsemantik für sein Mittellatein entwickelt, die nach dem Kompositionalitätsprinzip funktioniert. In Bezug auf das, was der Satz bezeichnet, sagt Abaelard, dass es zweierlei sei: auf der einen Seite das, was der Satz aussagt, zum Beispiel im Falle von *Susi isst gern süße Sahne*, dass Susi gern süße Sahne isst. Es handelt sich dabei um einen Sachverhalt, der durch Komposition von Gedankenteilen gedanklich erfasst wird. Der ausgesagte Sachverhalt ist aber etwas anderes als der Gedanke selbst und hat laut Abaelard auch andere Eigenschaften. Er hat die gleiche Existenzform wie das Semainomenon der Stoiker, er ist nämlich im vollen Sinne nichts. Zum anderen bezeichnet der Satz ein Verständnis des Sachverhalts, den der Satz ausdrückt. Das ist also eine mentale, eine Verstandestätigkeit.

Anselm von Canterbury hat beispielsweise dazwischen unterschieden, ob ein Ausdruck einen Begriffsinhalt oder den Begriffsumfang, Intension oder Extension, bezeichnet und das abhängig von der Wortart und von der Art des Sprachgebrauchs gemacht. Der Ausdruck *weiß* bezeichnet von sich aus nur einen Begriffsinhalt, eine Eigenschaft, hat aber keinen bestimmten Begriffsumfang. Aber im alltäglichen Sprachgebrauch kann unter bestimmten Umständen und wenn klar ist, dass es beispielsweise um weiße Pferde geht, *weiß* auch so verstanden werden, dass Pferde unter den Begriffsumfang von *weiß* fallen. Anders bei einem Ausdruck wie *Mensch*, der von sich selbst aus einen bestimmten Begriffsumfang hat.

Thomas von Erfurt war ein Vertreter der sogenannten Modisten, einer sprachtheoretischen Schule innerhalb der scholastischen Philosophie und vielleicht ihr sprachtheoretischer Höhepunkt. Thomas von Erfurt hat ein Traktat zu den Bezeichnungsmodi hinterlassen, auch Spekulative Grammatik genannt. Dahinter steht der Versuch, die verschiedenen Arten, nach denen etwas sprachlich bezeichnet werden kann, aus den verschiedenen Weisen zu erklären, wie das menschliche Verstehen die Wirklichkeit auffassen kann. Nochmal anders gesagt: Wie wir Aussagen über etwas sprachlich ausdrücken, hängt damit zusammen, in welcher Weise wir dieses Etwas als Phänomen der Wirklichkeit auffassen. Dabei gibt es verschiedene Auffassungsweisen, die für alle Menschen die gleichen sind. Die Wirklichkeit ist ebenfalls für alle Menschen die gleiche und die sprachlichen Arten, Aussagen zu machen, sind auch zwischen allen Sprachen die gleichen. Das heißt, die Grammatiken aller Sprachen sind gleich, es gibt also eine Universalgrammatik, nur ihre Lautgestalten unterscheiden sich. Ob wir das Adjektiv

weiß verwenden oder das abstrakte Nomen *die Weiße*, hängt davon ab, wie wir das bezeichnete Phänomen der Wirklichkeit gedanklich fassen, als etwas, das über etwas anderes ausgesagt wird, oder als selbständig Seiendes. Die Seinsweisen sind universell, die Auffassungsweisen auch, die grammatischen Mittel ihrer Bezeichnungen ebenfalls. Mit diesen Korrespondenzverhältnissen hängt auch die ziemlich moderne Wortartenlehre der Modisten zusammen, die ja Auffassungsweisen der Wirklichkeit widerzuspiegeln hatten.

Das soll es für heute gewesen sein. Es gibt noch eine andere Podcastfolge, in der ich die Frage beantworte, was man von der frühen Neuzeit bis zur Aufklärung über sprachliche Bedeutung gedacht hat. Und damit sage ich *Danke* und *Ciao*.

Literatur

de Rijk, Lambertus M. (1992): Artikel „Peter Abaelard (1079–1142)“. In: Dascal, Marcelo/Gerhardus, Dietfried/Lorenz, Kuno/Meggle, Georg (Hrsg.): Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbband. Berlin/New York: de Gruyter, 290–296. [HSK 7/1] [Online über ULB verfügbar; auf Ilias]

Meier-Oeser, Stephan (2019): Meaning in pre-19th century thought. In: von Heusinger, Klaus/Maienborn, Claudia/Portner, Paul (Eds.): Semantics. Foundations, history and methods. Berlin/Boston: de Gruyter, 192–203. [Online über ULB verfügbar; auf Ilias]

Wolters, Gereon (1992): Artikel „Die Lehre der Modisten“. In: Dascal, Marcelo/Gerhardus, Dietfried/Lorenz, Kuno/Meggle, Georg (Hrsg.): Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbband. Berlin/New York: de Gruyter, 596–600. [HSK 7/1] [Online über ULB verfügbar; auf Ilias]

Auswahl Originalliteratur:

Thomas von Erfurt (1998): Abhandlung über die bedeutsamen Verhaltensweisen der Sprache (Tractatus de Modis significandi). Übersetzt und eingeleitet von Stephan Grotz. Amsterdam/Philadelphia: Grüner.

Leitfragen

1. Welche zwei Zeichentypen hat Augustinus unterschieden und was kennzeichnet sie?
2. Wodurch ist die scholastische „Semantik“ gegenüber derjenigen von Aristoteles gekennzeichnet, wenn es um die Elemente geht, die bei Bedeutungsbeziehungen beteiligt sind?
3. Wie konzipiert Thomas von Erfurt den Zusammenhang von Wirklichkeit, Kognition und Sprache?

Folge 3: Was hat man von der frühen Neuzeit bis zur Aufklärung zur sprachlichen Bedeutung zu sagen gehabt?

Herzlich willkommen zu Ihrem Podcast zur Vorlesung Semantik und Pragmatik im Wintersemester 2020/21 an der HHU. Ich bin Simon Kasper und in dieser Folge spreche ich über die Frage: Was hat man von der frühen Neuzeit bis zur Aufklärung zur sprachlichen Bedeutung zu sagen gehabt? Bis hierhin habe ich Ihnen von Philosophien berichtet, in denen es vor allem um die logischen Beziehungen zwischen den drei Ecken des semiotischen Dreiecks gegangen ist, zwischen sprachlichen Ausdrücken, Begriffen, Konzepten, Gedanken und den Dingen und Sachverhalten in der Wirklichkeit. In der frühen Neuzeit wird sich der Schwerpunkt etwas verlagern. Heute werde ich Ihnen verschiedene Gedanken dazu vorstellen, in welcher Beziehung sprachliche Ausdrücke und mentale Konzepte oder Begriffe zueinander stehen.

1. Der Einfluss der natürlichen Sprache auf das Denken

In der Philosophie der frühen Neuzeit – also ab dem 15., aber vor allem im 16. Jahrhundert – ist die kognitive Funktion der Sprache ins Zentrum des Interesses getreten. Die scholastische Diskussion darüber, ob sprachliche Ausdrücke für Begriffe, Konzepte, Gedanken stehen oder etwa für Dinge und Sachverhalte in der Wirklichkeit, wurde mehrheitlich zugunsten der Begriffe, Konzepte, Gedanken entschieden. Ausdrücke wie *Pferd* und *behaupten* wurden also als Bezeichnungen für mentale Konzepte und nicht primär für die entsprechenden Phänomene der Wirklichkeit aufgefasst. Irgendwann kam dann auch die Frage auf, in welcher Wechselwirkung Sprache und Kognition im Allgemeinen stehen. Der Gedanke, der später bei Ferdinand de Saussure als reziproke Evokation bekannt geworden ist, wurde hier angebahnt. Peter von Ailly hat beispielsweise gesagt, dass die Verbindung zwischen einem Gegenstandskonzept und dem Konzept seines sprachlichen Ausdrucks gewohnheitsmäßig so eng ist, dass das eine Konzept das jeweils andere im Geist evoziere. Wenn ich also *Pferd* sage, erkennen Sie diese Lautkette als Vorkommnis eines Lautkonzepts *Pferd* in ihrem Geist und dieses Lautkonzept ruft in Ihnen das Gegenstandskonzept, ein Pferdekonzep, hervor. Ganz nah am bilateralen Zeichen von de Saussure ist, was Giovanni Batista Giattini zu sagen hatte. Wenn nämlich im Spracherwerb bestimmte Wörter häufig gehört werden und dabei dasjenige, was sie bezeichnen, sinnlich wahrgenommen wird, entsteht nach Giattini eine neue Einheit im Geist, die ein Lautbild und die dazugehörige Vorstellung vom Bezeichneten enthält. Ganz ähnlich evozieren sich im bilateralen Zeichen bei de Saussure Vorstellung und Lautbild immer wechselseitig. Genau so sah das auch Jean de Raey, und er hat noch hinzugefügt, dass auch unser menschliches Denken genau mit diesen inneren Assoziationen von Lautbildern und Vorstellungen vonstattengeht. Damit sind wir wieder bei dem Konzept einer inneren Sprache, die uns schon in der griechischen Antike und bei Augustinus begegnet ist. Hier hat jetzt die innere Sprache wieder die Gestalt einer echten Lautsprache, wie bei Aristoteles. Augustinus hatte dagegen ja eine Sprache des Geistes angenommen, die von allen natürlichen Sprachen verschieden ist. Betrachten wir ein paar Ansätze etwas genauer und beginnen mit Thomas Hobbes.

2. Thomas Hobbes

In seinem Hauptwerk *Elementa Philosophiae* von 1655 behandelt Thomas Hobbes unter anderem die Logik und dabei vergleicht er das Denken mit einem mathematischen Kalkül. Ein Kalkül ist ein regelbasiertes Notationssystem für die mathematische Kalkulation, mit anderen Worten fürs Rechnen. Beim Denken würden aber anders als beim mathematischen Kalkulieren Gedanken oder Konzepte addiert und subtrahiert. Hier müssen wir uns die Gedanken oder Konzepte allerdings als nichtsprachliche Einheiten vorstellen. Da aber Gedanken oder Konzepte in diesem Sinne dauernd in andere übergehen und kommen und gehen, sind konstante Merk-Male nötig, mit denen die Gedanken und Konzepte assoziiert werden. Dadurch werden sie fixiert: Sie sind dann immer gleich und evozierbar. *Merk-Mal* ist wörtlich zu verstehen. Sie kennen den Ausdruck noch in *Muttermal*. Es sind Male an etwas, mit denen dieses etwas erinnert und evoziert werden kann. Ich nenne diese Merk-Male *Merk-Male*, weil Hobbes sie prinzipiell für privat hält. Jede Person kann sich eigene Merk-Male für ihre Gedanken schaffen. Da er aber meint, wissenschaftlicher Fortschritt sei nur als Teamwork erreichbar, müssten die Merk-Male für alle die gleichen und mitteilbar sein. Dadurch würden es echte Zeichen. Hobbes betrachtet alle sprachlichen Zeichen übrigens als natürliche An-Zeichen, als Peirce'sche Indexe. Wenn Sie hören, dass ich *Pferd* sage, dann behandeln Sie den Ausdruck als Anzeichen dafür, dass ich ‚Pferd‘ denke. Und für mich ist *Pferd* das Merk-Mal für den Pferd-Gedanken. So ist sprachliche Kommunikation für Hobbes nur die sekundäre Funktion von Zeichen, die primäre ist, dass es Merk-Male für die eigene Gedankenwelt gibt.

3. John Locke

In seinem *Essay concerning human understanding* von 1690 behandelt John Locke im dritten Buch die Wörter. Allein schon die Tatsache, dass er in einer Abhandlung über den menschlichen Verstand ein ganzes Großkapitel der Sprache widmet, ist bedeutsam. Es zeigt, dass er die Sprache für die Verstandestätigkeiten für relevant hält, das heißt, im Zusammenhang der erkenntnistheoretischen Frage, wie wir Wissen erwerben. Locke ist also deshalb als Sprachphilosoph bedeutend, weil er die Semantik von der Logik gelöst hat. Die semantischen Inhalte, die Locke vertritt, sind weniger bedeutend. Eigentlich liefert er in dem Kapitel nur ein Fragment einer Wortsemantik. Die Hauptthese ist, dass Wörter primär und unmittelbar für die Ideen im Geist der Sprachbenutzer*innen stehen. Daran lassen sich jetzt noch einige Qualifizierungen vornehmen. Sekundär und mittelbar stehen die Wörter nämlich auch für Dinge, aber eben nur sekundär und vermittelt über die individuellen Ideen der jeweiligen Sprachbenutzer*innen. Mit *Ideen* meint Locke Vorstellungen und Begriffe als kognitive Inhalte. Alle unsere einfachen Ideen stammen aus der Erfahrung und unsere zusammengesetzten Ideen bestehen aus einfachen Ideen. Unser Denken operiert mit Ideen. Locke behauptet also, dass nichts im Verstand ist, das nicht zuerst in der Erfahrung gewesen ist. Die einfachen Ideen hält Locke für Abbilder der Dinge der Wirklichkeit. Das bedeutet, dass Ideen selbst auch Zeichen sind. Neben einfachen Ideen und diversen Arten von zusammengesetzten Ideen haben wir auch abstrakte Ideen wie die Idee des Weißen oder die Idee des Menschen. Diese sind nicht

direkt aus der Erfahrung, sondern von direkten Erfahrungen konkreter Gegenstände und ihrer Eigenschaften abstrahiert. Weil so ein enger, sogar ein Abbildzusammenhang zwischen der Wirklichkeit und den Ideen besteht, beruhen alle Irrtümer, Täuschungen, Missbräuche auf einem inadäquaten Sprachgebrauch. Wenn diese Phänomene nicht zwischen den Dingen und den Ideen bestehen können, müssen sie eben zwischen den Wörtern und den Ideen bestehen. Warum ist vor diesem Hintergrund die Sprache überhaupt relevant für den Wissenserwerb? Wissen ist ja ein Verfügen über Ideen und die Ideen bilden die Wirklichkeit ab. Da scheint die Sprache gar keine Rolle zu spielen. Aber im Sprachgebrauch und vor allem im Sprachgebrauch im Rahmen des Spracherwerbs werden wir mit Wörtern konfrontiert, die Ideen bezeichnen, die wir noch nicht aus der unmittelbaren Erfahrung gewinnen konnten. Es besteht also durchaus ein großer Spielraum, solche Wörter dann wieder zu gebrauchen, ohne sie angemessen anwenden zu können. Nehmen Sie als Beispiel nur einmal das Wort *Begriff* oder *Idee*. Nach Locke sollte es eine Idee von Begriff oder Idee geben, die die Wirklichkeit abbildet. Aber wenn wir das entsprechende Wissen über die Wirklichkeit nicht erworben haben, laufen wir Gefahr, die Wörter falsch zu verwenden.

4. Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716)

Für Gottfried Wilhelm Leibniz – wir bewegen uns hier etwa um 1700 – hat die Sprache ähnlich wie für Hobbes primär die Funktion, im Dienste des Gedächtnisses komplexe Gedanken zu fixieren und dadurch erinnerbar und evozierbar zu machen. Das gilt aber nicht exklusiv für sprachliche Zeichen, auch andere Zeichensorten können das leisten. Er sagt, wir haben, Zitat,

„Zeichen nöthig [...] nicht nur unsere Meynung andern anzudeuten, sondern unsern Gedancken selbst zu helfen. Denn gleichwie man in großen Handels Städten [...] nicht allezeit Geld zahlet, sondern sich an dessen statt der Zeddel oder Marcken biss zur letzten Abrechnung oder Zahlung bedienet; also thut auch der Verstand mit den Bildnissen der Dinge, zumal wenn er viel zu dencken hat, dass er nemlich Zeichen dafür brauchet, damit er nicht nöthig habe, die Sache iedesmahl so offft sie vorkommt, von neuem zu bedencken. Daher [...] begnügt er sich hernach offft, nicht nur im äusserlichen Reden, sondern auch in den Gedancken und innerlichem Selbst-Gespräch das Wort an die Stelle der Sache zu setzen.“ Zitat Ende. (Leibniz, zit. in Heinekamp, S. 322).

Die Zeichen sind also auch Merk-Male für komplexere Gedanken. In den Zeichen ist potentiell reichhaltiger Gedankeninhalt komprimiert. Da unser Denken in der Zeit verläuft und wir ihn auch erstmal denken müssen, kann ein Zeichen auch als Abkürzung oder bloßer Zugangspunkt zu solchen Gedankenverläufen begriffen werden. Denken Sie nur daran, welche komplexen Gedanken im Ausdruck *Bedeutung* komprimiert sind. (Am Ende des Semesters werden das, wenn Sie dranbleiben, sogar noch mehr sein.) Tatsächlich bindet Leibniz das Denken sogar generell an das Operieren mit Zeichen. Denken ist Operieren mit Zeichen.

Das Zeichensystem kann aber nicht in einer ganz willkürlichen Beziehung zu den Gedankengängen stehen, sondern es muss ein bestimmtes Maß an Proportionalität

bestehen. Jedes Einzelzeichen kann zwar arbiträr für einen Gedankeninhalt stehen, aber die Beziehungen von Kombinationen von Einzelzeichen zu Kombinationen von Gedankeninhalten muss proportional sein. In dieser Proportionalität sieht Leibniz den Ort der Wahrheit. Die Proportionalität von Sprache zur Gedankenwelt sieht Leibniz auch in den natürlichen Sprachen in einem gewissen Maße realisiert, aber die natürliche Sprache ist durch ihre vielen Mehrdeutigkeiten und Vagheiten auch unvollkommen. Dieser Topos von der Unvollkommenheit der natürlichen Sprache ist kennzeichnend für die Phase der Sprachphilosophie, über die wir heute sprechen. Wenn die Sprache nämlich mit dem Denken zusammenhängt, dann kann eine unvollkommene Sprache auch zum Hindernis für das präzise Denken werden. Deshalb hat Leibniz auch an einer künstlichen Idealsprache gearbeitet.

5. Étienne Bonnot de Condillac

Zuletzt soll noch Etienne Bonnot de Condillac erwähnt werden. Mit ihm befinden wir uns in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Condillac gilt als einer der frühesten originellen Denker in Bezug auf den Sprachursprung und die Sprachentstehung. Semantisch ist das interessant, weil er die Entwicklung der Sprache mitverantwortlich gemacht hat für die Entwicklung der spezifisch menschlichen kognitiven Fähigkeiten. Damit reiht er sich in die Reihe der Philosophen ein, die heute zur Sprache gekommen sind und alle etwas zum Verhältnis von Sprache und Kognition zu sagen hatten. Schon vor Condillac hatte es Intellektuelle gegeben, die in der Entwicklung von Kindern, in der Ontogenese, die kognitive Entwicklung mit dem Spracherwerb in Verbindung gebracht hatten. Sie hatten behauptet, dass sprachliche Zeichen für so ziemlich alle höheren kognitiven Fähigkeiten entscheidend sind. Condillac hat das, was man über die Bedeutung der Sprache für die Ontogenese gedacht hat, auf die sogenannte Phylogenese übertragen. Die Phylogenese ist die stammesgeschichtliche Entwicklung beispielsweise einer Art, wie etwa der des Homo sapiens. Condillac hat behauptet, die Sprache sei entscheidend mit der Herausbildung der geistigen Fähigkeiten des Menschen und damit der Art Mensch selbst verbunden. Tiere sind fähig zu rudimentären Formen des Denkens, aber sie haben keine Vernunft, sie besitzen keine Rationalität. Das rationale Denken ist das, was den Menschen vom Tier unterscheidet und die Sprache hat es hervorgebracht. Ausgangspunkt sind Wahrnehmungs- und Aufmerksamkeitsfähigkeiten auf der kognitiven und natürliche Signale auf der Ausdrucksseite. So sind Tiere in der Lage, zum Beispiel unwillkürlich Warnrufe auszustoßen oder natürliche körperliche Gesten zu äußern, wenn sie bestimmte Phänomene wahrnehmen, aber auch nur dann. Und diese Rufe oder Gesten sind für alle Artgenossen die gleichen. Wenn wir jetzt an die menschliche Entwicklung denken, kommt man von diesem Zustand phylogenetisch nur vorwärts, wenn schon das Potential zu mehr vorhanden ist. Beim menschlichen Vorfahren soll es zunächst ähnlich wie bei Tieren gewesen sein. Dadurch, dass er oft genug die Kopplung von Wahrnehmungsphänomen und gestischer oder lautlicher Reaktion darauf bei Artgenossen wahrgenommen hat, zum Beispiel einen Ruf beim Herannahen eines Bodenfeindes, kam der Protomensch irgendwann in die Lage, den Ruf zu erinnern und mit einem Mal auch dann zu äußern, wenn der Feind gar nicht da war. Dann könnten die

Artgenossen alle weggerannt sein und der Rufer könnte gemerkt haben, dass er durch seinen ausgelösten Fehlalarm einen Vorteil hatte. Vielleicht hatte er dadurch eine Beute für sich allein und musste sie nicht teilen, wie sonst. Durch den Vorteil könnte er den Antrieb entwickelt haben, diesen Ruf funktionsentfremdet wieder anzuwenden. Diese Einsicht könnte phylogenetisch sehr lange gedauert und sich graduell entwickelt haben. Sobald dann Gesten oder Rufe einmal dem Willen unterworfen waren, vor allem dann in kooperativen Kontexten, konnte das Repertoire wachsen, bis am Ende eine Protosprache mit einer Reihe von arbiträren, rational einsetzbaren Symbolen vorhanden war.

Das soll es für diesmal gewesen sein über den Zusammenhang von sprachlichen Ausdrücken und kognitiven Funktionen, wie sie in der frühen Neuzeit und zur Zeit der Aufklärung ins Zentrum des Interesses gerückt sind.

Ich habe Ihnen Mikroeingführungen in semantische Gedanken bei Hobbes, Locke, Leibniz und Condillac gegeben. Es gibt noch weitere historische Podcasts über moderne Positionen. Und damit sage ich *Danke* und *Tschüss!*

Literatur

- Heinekamp, Albert (1992): Artikel „Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716)“. In: Dascal, Marcelo/Gerhardus, Dietfried/Lorenz, Kuno/Meggle, Georg (Hrsg.): Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbband. Berlin/New York: de Gruyter, 320–330. [HSK 7/1] [Online über ULB verfügbar; auf Ilias]
- Meier-Oeser, Stephan (2019): Meaning in pre-19th century thought. In: von Heusinger, Klaus/Maienborn, Claudia/Portner, Paul (Eds.): Semantics. Foundations, history and methods. Berlin/Boston: de Gruyter, 203–213. [Online über ULB verfügbar; auf Ilias]
- Streminger, Gerhard (1992): Artikel „John Locke (1632–1704)“. In: Dascal, Marcelo/Gerhardus, Dietfried/Lorenz, Kuno/Meggle, Georg (Hrsg.): Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbband. Berlin/New York: de Gruyter, 308–320. [HSK 7/1] [Online über ULB verfügbar; auf Ilias]

Leitfragen

1. Welche Interessenverschiebung ist kennzeichnend für die Sprachphilosophie und Semantik der Frühen Neuzeit und Aufklärung gegenüber dem Mittelalter?
2. Was ist neben der Kommunikation die zweite Hauptfunktion der sprachlichen Zeichen bei Hobbes und Leibniz?

Folge 4: Was hat Gottlob Frege mit seiner Aussagen- und Prädikatenlogik zur Semantik beigetragen?

Herzlich willkommen zu Ihrem Podcast zur Vorlesung Semantik und Pragmatik im Wintersemester 2020/21 an der HHU. Ich bin Simon Kasper und in dieser Folge spreche ich über die Frage: Was hat Gottlob Frege mit seiner Aussagen- und Prädikatenlogik zur Semantik beigetragen? Gottlob Frege, der auch in anderen Podcastfolgen zur Sprache kommt, war Logiker und Mathematiker, kein Sprachwissenschaftler oder Sprachphilosoph im engeren Sinne. Aber in seinen logischen Arbeiten hat er so wegweisende Aussagen zum Verhältnis von logischen Beziehungen zu sprachlichen Beziehungen getroffen, dass die heutige wahrheitsfunktionale Semantik ohne ihn kaum denkbar wäre. Ich will versuchen, seinen Beitrag zur Semantik ein wenig zu verdeutlichen.

1. Beginn bei Logik und Arithmetik

Dafür müssen wir bei der Logik und der Arithmetik anfangen und bei den Problemen, mit denen sich Frege beschäftigt hat. Die Arithmetik ist der Bereich der Mathematik, der sich mit Zahlen und dem Rechnen mit Zahlen beschäftigt. Frege wollte alle arithmetischen Prinzipien – z.B. warum $2 \times 2 = 4$ ist – auf eine feste Menge von logischen Axiomen zurückführen, also letztlich die Arithmetik auf die Logik zurückführen. Axiome sind Aussagen, die so evident wahr sind, dass sie nicht mehr bewiesen werden müssen. Die Logik wiederum befasst sich mit Schlussfolgerungen, die allein aufgrund ihrer Form gültig sind, unabhängig davon, welche Inhalte man in sie einsetzt. Seit Aristoteles waren das Schlüsse wie dieser: *Alle Menschen sind sterblich. Alles, was ein Sokrates ist, ist ein Mensch. Also ist alles, was ein Sokrates ist, sterblich.* Hier können wir für *Mensch*, *Sokrates* und *sterblich* andere Begriffe einsetzen, die Form des Schlusses bleibt eine gültige. Ob die beiden Prämissen, aus denen die Konklusion geschlussfolgert wird, wahr sind, ist eine davon unabhängige Frage. Aber sofern die Prämissen wahr sind, wird auch die Konklusion wahr sein. Um jetzt arithmetische Prinzipien auf logische Axiome zurückzuführen, brauchte Frege eine logische Symbolsprache, mittels deren das geht. Die natürliche Sprache, mittels deren die Logiker*innen vor Frege Logik betrieben hatten, befand er nämlich für ungenügend. Durch die allgegenwärtigen Mehrdeutigkeiten und Vagheiten können präzise logische Schlussketten nicht mittels natürlicher Sprache ausgedrückt werden. Eben habe ich den Satz verwendet, *Alles, was ein Sokrates ist, ist ein Mensch*. Schon dieser Satz ist mehrdeutig. Er kann bedeuten, ‚Jedes Individuum, das Sokrates heißt, ist ein Mensch‘, es kann aber auch bedeuten ‚Das Individuum Sokrates ist nichts außer ein Mensch.‘ Wenn man die Prämisse in dem logischen Argument von Aristoteles in dieser letzteren Lesart versteht, ist der Schluss nicht mehr gültig.

In der sogenannten „Begriffsschrift“ hat Frege diese logische Symbolsprache umgesetzt. Frege bezieht sie aber immer wieder zurück darauf, wie die Verhältnisse in der natürlichen Sprache liegen. Dadurch expliziert Frege so halb nebenbei, wie natürlichsprachliche Sätze bedeuten, welche logischen Eigenschaften sie haben bzw. wie sie diese Eigenschaften verdecken.

Zum Beispiel unterscheidet Frege zwischen einem Urteil und einem Inhalt. Die Aussagesätze *Sie hören einen Podcast* und *Ein Podcast wird von Ihnen gehört* sowie die Frage *Hören Sie einen Podcast?* haben denselben Inhalt, aber in den Aussagesätzen wird gegenüber der Frage anders über diesen Inhalt geurteilt. Hier wird er als wahr behauptet, dort die Wahrheit erfragt. Der eine Behauptungssatz ist ein Aktiv-, der andere ein Passivsatz. Sie sind zwar gleiche Urteile und haben den gleichen Inhalt, aber wir bauen unsere Vorstellungen dieses Inhalts kognitiv unterschiedlich auf und binden ihn unterschiedlich an vorangegangene Informationen an. Unter „Inhalt“ versteht Frege also nicht das, was mit einem Satz getan wird – behauptet, gefragt etc. – aber auch nicht den subjektiven Vorstellungsaufbau, den ein Satz in Sprachbenutzer*innen hervorruft, sondern nur das, was relevant in Bezug auf logische Schlussfolgerungen ist – ganz seinem Programm gemäß – also etwa, dass Individuen, die ich mit *Sie* bezeichnet habe, gegenwärtig etwas nicht näher Bestimmtes hören, das ich *Podcast* genannt habe. Der Inhalt ist also etwas, das aus der Gesamtbedeutung inklusive Vorstellungen und Urteil herausabstrahiert ist, er ist also auch nichts Subjektives, sondern etwas Objektives. Inhalte sind das an einem Satz, das hinsichtlich ihrer Wahrheit und Falschheit beurteilt wird. Und daraus bastelt Frege nun eine Aussagenlogik. Die Inhalte von Sätzen im Sinne Freges sind nämlich die Aussagen von Sätzen.

2. Aussagenlogik und natürliche Sprache

Nachdem er so die Aussagen herausgeschält hat, ist er daran gegangen zu schauen, wie es um ihre Wahrheit und Falschheit beschaffen ist, wenn sie mit anderen Aussagen verknüpft werden. Daraus hat Frege eine Aussagenlogik konstruiert. Es gibt eine Reihe von logischen Verknüpfungen, auch Junktoren genannt: die Negation, die materiale Implikation oder Subjunktion, die Äquivalenz, die Konjunktion, die Disjunktion. Man kann jetzt die Inhalte von Sätzen, das heißt ihre Aussagen durch Variablen ersetzen. Dafür nimmt man oft p und q . p und q können für beliebige Aussagen stehen, z.B. *Der Mond ist aus grünem Käse* beziehungsweise *Horst liebt Agathe*, aber da logische Schlussfolgerungen aufgrund der Form allein gültig sein sollen, sind die Inhalte erstmal zweitrangig. Frege hat jetzt untersucht, wann eine Negation einer Aussage wahr ist, wann eine Konjunktion von mehreren Aussagen wahr ist, wann eine Disjunktion von mehreren Aussagen wahr ist und so weiter für alle Junktoren. Ein Beispiel: Wenn p wahr ist – denken Sie bspw. an *Der Mond ist aus grünem Käse* – dann ist die Negation von p , nicht- p , falsch. Nicht- p wäre: *Es ist nicht der Fall, dass der Mond aus grünem Käse ist*. Und wenn p falsch ist, ist nicht- p wahr. Machen wir das auch noch mit der logischen Konjunktion – man kann auch *und*-Verknüpfung dazu sagen: Wann ist die Aussage p und q wahr? Also bspw. wann ist *Der Mond ist aus grünem Käse und Horst liebt Agathe* wahr? Offensichtlich nur, wenn sowohl p wahr ist als auch q wahr ist. Aber nicht, wenn nur eine der beiden Aussagen wahr ist oder wenn beide falsch sind. Zuletzt noch die logische Disjunktion, die man auch das logische „einschließende Oder“ nennen kann. Wann ist die Aussage p oder q wahr? *Der Mond ist aus grünem Käse – p – oder – im Sinne des logischen einschließenden Oders – Horst liebt Agathe – q*. Offenbar ist diese Oder-Aussage wahr, wenn p und q beide wahr sind oder wenn eins davon wahr

ist und das andere falsch. Die Aussage *Der Mond ist aus grünem Käse oder Horst liebt Agathe* ist nur dann falsch, wenn beide Einzelaussagen falsch sind.

Wichtig zu verstehen ist es dabei, dass die logischen Junktoren nicht eins zu eins in sprachliche Ausdrücke übersetzt werden können. Die logische Disjunktion lässt sich durch das natürlichsprachliche *oder* wiedergeben, aber dieses *oder* hat noch andere Eigenschaften als die logische Disjunktion. Es kann ja auch das ausschließende *oder* ausdrücken. Ebenso bei der logischen Konjunktion und dem natürlichsprachlichen *und*: Das natürlichsprachliche *und* kann bspw. auch eine zeitliche Abfolge ausdrücken: *Sie kam rein und fing an, unflätig zu fluchen*. Ganz anders als natürlichsprachliche Negationsausdrücke funktioniert die logische Negation. Sie dreht ja den Wahrheitswert einer Aussage um: p : *Horst liebt Agathe*, Nicht- p : *Es ist nicht der Fall, dass Horst Agathe liebt*. Warum die gestelzte Übersetzung der logischen Negation? Weil die üblichen Negationen nicht die ganze Aussage negieren, sondern meistens nur einen Teil davon, man sagt auch, nur eine Prädikation in der Aussage: *Nicht Horst liebt Agathe*. *Horst liebt nicht Agathe*. Hier wird nur negiert, dass es nicht Horst ist, der Agathe liebt bzw. dass es nicht Agathe ist, die von Horst geliebt wird, aber nicht die ganze Aussage. In *Horst liebt Agathe nicht* schließen wir: Ok, Horst liebt Agathe zwar nicht, aber von Horst ist trotzdem die Rede, er tut halt etwas anderes als Agathe zu lieben. Die logische Negation negiert dagegen immer die ganze Aussage.

Man darf logische Junktoren also nicht gleichsetzen mit ihren natürlichsprachlichen Gegenstücken. Diese Erkenntnis war ja für Frege gerade der Anlass gewesen, eine präzise logische Symbolsprache zu entwickeln. Und damit hat er uns gleichzeitig sehr viel über die Bedeutungen natürlichsprachlicher Konjunktionen beigebracht.

3. Prädikatenlogik und natürliche Sprache

Freges Aussagenlogik war schon ein großer Schritt in der Geschichte der Logik, revolutioniert hat er sie aber mit seiner Prädikatenlogik. Während sich die Aussagenlogik, wie gesehen, mit logischen Beziehungen zwischen Aussagen beschäftigt, beschäftigt sich die Prädikatenlogik mit der inneren Struktur von Aussagen. Sie haben ja eben gehört, dass man in *Horst liebt Agathe* an verschiedenen Stellen das Wort *nicht* unterbringen kann und damit dann jeweils verschiedene Aspekte in der Gesamtaussage negiert. Daran sieht man, dass Aussagen offenbar eine komplexe Binnenstruktur haben, sich also in Teilaussagen, man sagt auch Einzelprädikationen, zerlegen lassen, von denen jede bspw. negiert werden kann. Bis dahin war Aristoteles' Strukturierung einer Aussage in Subjekt und Prädikat maßgebend gewesen, *Horst* – Subjekt – *liebt Agathe* – Prädikat. Damit werden viele Teilaussagen eines Satzes nicht erfasst und Frege hat diese Teilaussagen symbolisch-logisch erfasst, und zwar am Modell der mathematischen Funktion. In einer mathematischen Gleichung $y = 4x + 2$ wäre $4x + 2$ eine Funktion. Wenn man für das Argument $x = 2$ einsetzt, liefert die Funktion das Ergebnis $y = (4 \text{ mal } 2) \text{ plus } 2 = 10$. Frege teilt jetzt eine Satzaussage analog zu einer mathematischen Funktion in eine Funktion und ihre Argumente auf. Wenn man ‚ (x) ist verliebt‘ als Funktion begreift und für das Argument x ‚Horst‘ einsetzt, liefert die Funktion den Wert *wahr*. Wenn man für x ‚Agathe‘

einsetzt, liefert die Funktion, so nehmen wir jetzt zum Leidwesen Horsts an, den Wert *falsch*. Das ist jetzt auch nur eine Zweiteilung einer Satzaussage wie bei Aristoteles, man kann aber leicht darüber hinausgehen. ‚(x) ist verliebt‘ ist eine einstellige Funktion. Sie ist gesättigt, wenn man für x ein Argument einfügt. ‚(x) liebt (y)‘ ist aber schon eine zweistellige Funktion mit zwei ungesättigten Argumentstellen. Man kann jetzt y durch ‚Agathe‘ ersetzen, dann bekommt man ‚(x) liebt Agathe‘ und damit eine einstellige Funktion, in der man anschließend x durch ‚Horst‘ ersetzen kann. Und wie wir schon wissen, liefert diese Funktion dann den Wert *wahr*. Hätten wir y allerdings mit ‚Ingrid‘ ersetzt, hätte die Funktion den Wert *falsch* ausgegeben. Wenn man übrigens ‚Horst‘ in die Funktion ‚Ingrid Schwiegermutter von (x)‘ einsetzen würde, würde diese Funktion den Wert *wahr* ausgeben.

Auch ganz neu macht Frege den Umgang mit dem logischen Allquantor. Er lässt sich natürlichsprachlich mit *alle* oder *jed-* wiedergeben. Die aristotelische Logik musste den Allquantor noch zum Teil des Subjekts machen: *Alle Menschen sind sterblich* hat da die Form Alle M sind S. Bei Frege geht das jetzt anders: ‚(x) ist sterblich‘ ist eine Funktion und ‚(x) ist ein Mensch‘ ist ebenfalls eine Funktion. Wenn man für x jetzt ein Argument einsetzt, bekommt man zwei Satzaussagen und zwei Satzaussagen lassen sich nach Freges eigener Aussagenlogik mit aussagenlogischen Junktoren verknüpfen. Setzen wir für x ‚Horst‘ ein, bekommen wir *Horst ist sterblich* und wir bekommen *Horst ist ein Mensch*. Diese Aussagen können wir nun aussagenlogisch verknüpfen, nämlich mit der materialen Implikation oder Subjunktion im Sinne von ‚p impliziert material q‘. Natürlichsprachlich lässt sich die Subjunktion als *wenn... dann...* wiedergeben. Dann bekommen wir ‚Wenn Horst ein Mensch ist, dann ist Horst sterblich. Hier war jetzt noch kein Allquantor im Spiel. Wir wollen nun, dass diese Subjunktion nicht nur für Horst gilt, sondern für alle x. Frege regelt das jetzt logisch so: ‚Für alle x gilt: Wenn x ein Mensch ist, dann ist x sterblich.‘ Sie müssen sich „Für alle x gilt: Wenn x ein Mensch ist, dann ist x sterblich“ als logische Formel mit Allquantor, Funktion-Argument-Strukturen und logischer Subjunktion denken. Der alte aristotelische Syllogismus ist damit durch Freges Aussagen- und Prädikatenlogik rekonstruiert, nur dass sie noch viel beschreibungsmächtiger ist als die klassische Logik.

Und an „Für alle x gilt: Wenn x ein Mensch ist, dann ist x sterblich“ zeigt sich nochmal, wie sich logische Strukturen von ihren natürlichsprachlichen Ausdrücken unterscheiden können: *Alle Menschen sind sterblich* lautet zu dieser Formel der natürlichsprachliche Satz.

Zum Schluss noch ein Beispiel, wie mit Freges logischen Mitteln präzise die Mehrdeutigkeiten eines natürlichsprachlichen Satzes aufgezeigt werden können. Neben dem Allquantor kann Frege auch den Existenzquantor logisch repräsentieren. Der Existenzquantor besagt nicht ‚Alle x‘ wie der Allquantor, sondern ‚Es gibt ein x‘. Nehmen wir jetzt den Satz *Jeder Student liebt eine Professorin*. Das ist ein unscheinbarer Satz, aber auch ein ambiger Satz. Er kann bedeuten, dass jeder Student irgendeine Professorin liebt oder dass es genau eine Professorin gibt, von jedem Studenten geliebt wird. Auch wenn ich Ihnen das hier nicht im Einzelnen vorführen kann, werden diese beiden Bedeutungen in der Frege’schen logischen Symbolsprache durch zwei verschiedene logische Strukturen repräsentiert. Diese logischen Strukturen enthalten einen Allquantor für *jeder Student* und einen Existenzquantor für *eine Professorin*. In der einen logischen Struktur,

die man aus dem natürlichsprachlichen Satz herauslesen kann, befindet sich der Allquantor im sogenannten Wirkungsbereich oder Skopus des Existenzquantors: ‚Es gibt eine Professorin – Existenzquantor – für die gilt: Jeder Student liebt sie.‘ In der anderen logischen Struktur, die der Satz ermöglicht, liegt der Existenzquantor umgekehrt im Skopus des Allquantors: ‚Für jeden Studenten gilt: Es gibt eine Professorin, die er liebt.‘

Wie gesagt: Diese Einsichten über die Bedeutung natürlichsprachlicher Sätze hat Frege zutagegefördert im Kontext seines Versuchs, die Arithmetik auf die Logik zurückzuführen und eine präzise symbolische Sprache zu schaffen, mit der sich logische Schlussfolgerungen eindeutig und präzise durchführen lassen. In dem Maß, in dem Frege das gelungen ist, hat er auch gezeigt, wie uneindeutig und unpräzise die natürliche Sprache ist – zumindest wenn man mit logischen Ansprüchen an sie herangeht.

Und damit sind wir für dieses Mal wieder am Schluss. Es gibt noch einen anderen Podcast zu Frege, in dem es darum geht, das, was er zur Bedeutung zu sagen hatte, noch ein bisschen weiter auszudifferenzieren. Auch dazu hat er sehr einflussreiche Ideen gehabt. Einstweilen sage ich *Danke für Ihre Aufmerksamkeit und Ciao bis zum nächsten Mal.*

Literatur

Basile, Pierfrancesco/Röd, Wolfgang (2014): Die Philosophie des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts 1. Pragmatismus und Analytische Philosophie. München: C. H. Beck, 184–206.

Husted, Jørgen (2000): Gottlob Frege: Der stille Logiker. In: Hügli, Anton/Lübcke, Poul (Hrsg.): Philosophie im 20. Jahrhundert. Band 2: Wissenschaftstheorie und Analytische Philosophie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 82–108.

Leitfragen

1. Warum hat sich Frege mit der Bedeutung natürlichsprachlicher Ausdrücke beschäftigt?
2. Was versteht Frege unter dem Inhalt eines Satzes?
3. Wie hat Frege die aristotelische (logische) Subjekt-Prädikat-Struktur von Sätzen modifiziert?

Folge 5: Was hat Frege unter sprachlicher Bedeutung (im weiteren Sinne) verstanden?

Herzlich willkommen zu Ihrem Podcast zur Vorlesung Semantik und Pragmatik im Wintersemester 2020/21 an der HHU. Ich bin Simon Kasper und in dieser Folge spreche ich über die Frage: Was hat Gottlob Frege unter Bedeutung im weiteren Sinne verstanden? Diese Folge ergänzt eine andere, die sich mit dem Beitrag beschäftigt, den Frege mit seinen logischen Arbeiten zur Semantik geleistet hat. Nun also zu dem, was er unter „Bedeutung“ im weiteren Sinne verstanden hat. Warum „im weiteren Sinne“? Weil Frege Differenzierungen vorgenommen hat, die dazu geführt haben, dass er mit dem Ausdruck „Bedeutung“ nur noch einen Teilbereich dessen gemeint hat, was man landläufig mit „Bedeutung“ meint – und das auch noch in ziemlich kontraintuitiver Weise. Aber der Reihe nach: Ich beginne damit, zu rekapitulieren, inwiefern sich der Logiker Frege überhaupt mit semantischen Fragen beschäftigt hat und komme dann zur Frage der sprachlichen Bedeutung zurück. Dieser erste Teil ist Hauptthema des anderen Frege-Podcasts.

1. Freges Beschäftigung mit Sprache

Eine kurze zeitliche Einordnung: Freges wichtigste Arbeiten erschienen, grob gesprochen, in den zwei Jahrzehnten vor und den zwei Jahrzehnten nach 1900 und damit in der Zeit der sogenannten „Wende zur Sprache“ in den Wissenschaften und der Philosophie. Manche Forscher*innen lassen die Wende zur Sprache sogar mit Frege beginnen. Die Wende zur Sprache ist dadurch gekennzeichnet, dass man erkannt hat, dass die Lösung bestimmter wissenschaftlicher und philosophischer Probleme vielleicht daran scheitert, wie sie sprachlich formuliert sind, oder noch schlimmer, dass diese Probleme vielleicht sogar Scheinprobleme sein könnten, die durch unpräzisen Sprachgebrauch erst in die Welt kommen. Man kam zu der Überzeugung, dass Wirklichkeitserkenntnis sprachlich vermittelt ist und auch an der Sprache scheitern kann. Den wissenschaftlichen oder philosophischen Fragen sollte deshalb eine Sprachkritik vorgelagert werden. Die heutige Disziplin Linguistik ist ein Stück weit Sprachkritik, die sich von ihren ursprünglichen Motiven gelöst hat.

Gottlob Frege hat maßgeblich dazu beigetragen, dass man die Defizite der natürlichen Sprache erkannt hat. Er hat sie aber nicht gesucht, sondern bei dem, was er eigentlich vorhatte, einfach entdeckt. Was hatte er eigentlich vor? Frege wollte zeigen, dass die Prinzipien der Arithmetik, also des Rechnens mit Zahlen, vollständig auf die Prinzipien der Logik zurückgeführt werden können. Um das zu zeigen, musste er komplexe und vielschrittige logische Schlussfolgerungen durchführen. Dafür war er aber auf sein normales Kommunikationsmittel angewiesen, seine Muttersprache Deutsch. Bei den logischen Schlussfolgerungen, Zitat Frege,

„musste Alles auf die Lückenlosigkeit der Schlusskette ankommen. Indem ich diese Forderung auf das strengste zu erfüllen trachtete, fand ich ein Hindernis in der Unzulänglichkeit der Sprache, die bei aller entstehenden Schwerfälligkeit des Ausdrucks doch, je verwickelter die Beziehungen wurden, desto weniger die Genauigkeit erreichen ließ, welche mein Zweck verlangte.“
(Frege 1879: III/IV) Zitat Ende.

Er hat also kurzerhand eine Aussagenlogik und eine Prädikatenlogik entworfen. Mit der Aussagenlogik hat er eine künstliche symbolische Sprache entworfen, mit der er Beziehungen zwischen Aussagen beschreiben konnte, die durch logische Konjunktionen, Disjunktionen, Subjunktionen u.a. verknüpft sind und die Bedingungen angeben konnte, unter denen solche Aussagenverknüpfungen gültige logische Schlüsse sind. Aussagen sind dabei die Inhalte von natürlichsprachlichen Sätzen. Die Aussage hinter *Bernd schnarcht*, *Bernd schnarchte*, *Bernd würde schnarchen* und *Schnarcht Bernd?* ist die gleiche, nämlich dass Bernd schnarcht. Mit der Prädikatenlogik hat er dann noch ein Mittel geschaffen, mit dem er auch die Binnenstruktur von Satzaussagen noch logisch präzise beschreiben konnte. Er hat *schnarcht*, *schnarchte*, *würde schnarchen* als mathematische Funktion aufgefasst, die Argumentstellen eröffnet, die durch Individuen wie ‚Bernd‘ gesättigt werden können. Frege hat also den Inhalt, die Aussage eines Satzes in Form einer Funktion gefasst: Wenn wir annehmen, Bernd schnarcht wirklich, dann ergibt die Funktion ‚(x) schnarcht‘, wenn man für x ‚Bernd‘ einsetzt, den Wert *wahr*.

So, jetzt gehen wir daran zu klären, was die Aussage, also der Inhalt eines Satzes eigentlich ist.

2. Freges semantische Ausdifferenzierungen

Der Inhalt eines Satzes, seine Aussage, ist das Ergebnis einer Abstraktion. Frege hat ihn aus einem ganzen Sprechakt analytisch herausgelöst. *Bernd schnarcht*, *Bernd schnarchte*, *Bernd würde schnarchen* und *Schnarcht Bernd?* haben denselben Inhalt, nämlich das Schnarchen von Bernd. Dabei wird erstens davon abgesehen, dass mit diesen Sprechakten Verschiedenes getan wird: behauptet über die Gegenwart, behauptet über die Vergangenheit, behauptet über eine hypothetische Situation, gefragt. Das ist der Urteilsaspekt eines Sprechakts. Der Inhalt wird also vom Urteil getrennt betrachtet. Beim Abstrahieren des Inhalts wird zweitens davon abgesehen, was oder wie sich Sprachbenutzer*innen ihn vorstellen, also dass oder wie Bernd schnarcht. Der Inhalt ist nichts Psychisches und damit Subjektives, sondern etwas Objektives. Er ist aber auch nicht etwas, das man beobachten kann, sondern etwas Ideales.

Ich möchte die Frage des Inhalts von sprachlichen Ausdrücken noch vertiefen. Dafür ist ein kleiner Umweg nötig: Eine Frage, die Frege beschäftigt hat und in der sich Logik und Sprache unmittelbar treffen, sind Identitätsaussagen der Art $a = a$. Was wird da eigentlich identisch gesetzt, fragt Frege. Sind es die Gegenstände oder Sachverhalte, für die a steht? *Der Morgenstern ist der Morgenstern* würde dann behaupten, dass der Gegenstand Morgenstern mit sich selbst identisch ist, eine Tautologie. Sie ist immer wahr und deswegen auch nicht informativ. Eine Aussage der Art $a = b$ wäre *Der Morgenstern ist der Abendstern*. Jetzt muss man wissen, dass die Ausdrücke *Morgenstern* und *Abendstern* sich beide auf den Planeten Venus beziehen. Das kann man wissen, muss man aber nicht wissen. Jedenfalls ist $a = b$ eine informative Aussage. Wenn also Aussagen sich auf die Gegenstände und Sachverhalte bezögen, dann wären die Aussagen $a = a$, wenn man für a *Morgenstern* einsetzt, und $a = b$, wenn man zusätzlich für b *Abendstern* einsetzt, bedeutungsgleich. Denn *Morgenstern* bezieht sich auf die Venus und *Abendstern* bezieht

sich auch auf die Venus. $a = a$ wäre damit dasselbe wie $a = b$ und wie $b = b$. Das ist aber inakzeptabel, denn anders als Tautologien wie $a = a$ können Aussagen wie $a = b$ ja informativ sein.

Die andere Möglichkeit wäre, dass in $a = a$ nicht Gegenstände oder Sachverhalte identisch gesetzt werden, sondern nur Zeichen von Sachverhalten. Das ist aber auch unbefriedigend, denn wenn uns $a = b$ sagt, dass a und b das Gleiche bezeichnen, dann haben wir im Falle von *Morgenstern* und *Abendstern* keine bloß sprachliche Entdeckung darüber gemacht, dass zwei Ausdrücke dasselbe bezeichnen, sondern das ist eine echte Entdeckung über einen Sachverhalt in der Wirklichkeit: Der Morgenstern ist der Abendstern!

Frege hat daraus geschlossen, dass es nicht genügt, den Ausdruck vom Inhalt und den Inhalt vom Urteil und der subjektiven Vorstellung zu differenzieren, und dass man den Inhalt selbst nochmal differenzieren muss. Frege gesteht natürlich ein, dass *Morgenstern* und *Abendstern* sich auf den gleichen Gegenstand beziehen. Er erkennt aber auch, dass, obwohl sie sich auf den gleichen Gegenstand beziehen, die beiden Ausdrücke diesen Gegenstand auf unterschiedliche Weise präsentieren. Beim Ausdruck *Agathe wird von Horst geliebt* ist gegenüber *Horst liebt Agathe* der gleiche Sachverhalt auf verschiedene Weise gegeben, ebenso wie bei *Morgenstern* gegenüber *Abendstern*. Und es ist sehr gut möglich, dass man nur eine Gegebenheitsweise eines Gegenstands oder Sachverhalts kennt, die andere aber nicht. *Der Morgenstern ist der Abendstern* ist deshalb informativ, weil es möglich ist, dass der Ausdruck *Morgenstern* die Gegebenheitsweise der Venus ist, mit der jemand vertraut ist, der Ausdruck *Abendstern* aber eine Gegebenheitsweise der Venus ist, mit der die gleiche Person zur gleichen Zeit nicht vertraut ist – oder umgekehrt. Frege hat deshalb beim Inhalt von Wörtern und Sätzen zwischen der Gegebenheitsweise von Gegenständen oder Sachverhalten auf der einen Seite und den Gegenständen und Sachverhalten in der Wirklichkeit selbst auf der anderen Seite unterschieden. Die Gegebenheitsweise nannte er den „Sinn“ des Ausdrucks, die Gegenstände und Sachverhalte selbst nannte er „Bedeutung“. Das hat sich nicht durchgesetzt und ich würde auch vorschlagen, dass wir die Beziehung zwischen Ausdrücken und Gegenständen und Sachverhalten stattdessen „Referenz“ nennen. Den Bezug zur Art des Gegebenseins kann man heute „Sinn“ nennen, aber durchaus auch „Bedeutung“.

Frege hatte ja, als er den Inhalt vom Urteil und von der Vorstellung unterschieden hat, betont, dass der Inhalt nichts Psychisches, nichts Subjektives ist, und hier, wo er den Inhalt in Sinn und Referenz teilt, betont er für den Sinn dasselbe: Der Sinn, die Art, wie ein Gegenstand oder Sachverhalt gegeben ist, ist nichts in der Vorstellung von Sprachbenutzer*innen, sondern etwas Objektives, er gilt gleichermaßen für alle Sprachbenutzer*innen. Natürlich gibt es individuelle Vorstellungen von der Venus, die sich unterscheiden, das ist aber noch etwas anderes als der Sinn von Ausdrücken.

3. Kompositionalität

Frege unterscheidet also auf einer ersten Stufe zwischen Urteil und Inhalt und beim Inhalt auf einer zweiten Stufe zwischen Sinn und Referenz. Den Sinn eines Aussagesatzes nennt

Frege auch Gedanke. Heutzutage sagt man dazu auch einfach „Aussage“ oder „Proposition“. Man sollte sich aber auch vom Ausdruck „Gedanke“ nicht täuschen lassen. Keins der genannten Konzepte ist etwas Subjektives oder Psychisches. Alle bezeichnen objektive Entitäten. Erinnern Sie sich an Freges logisches Programm. Die Gesetze der Logik sind für Frege ewig und unveränderlich und können nicht auf etwas anderes reduziert werden, schon gar nicht auf psychische Gegebenheiten. Sie spielen bei logischen Schlussketten keine Rolle und deshalb scheidet Frege sie aus seiner Betrachtung aus.

Anders als man das oft hört, war sich Frege bewusst, dass er durch seine Analyse abstrakte Einheiten geschaffen hat. Er betrachtete den Sprechakt, auch wenn er ihn so nicht genannt hat, als die basale sprachliche Einheit. Im Sprechakt verbindet sich ein Gedanke mit einem Urteil, mit anderen Worten, die Gegebenheitsweise eines Sachverhalts mit – im Falle eines Aussagesatzes – einer Behauptung. Der Gedanke selbst hat Gedankenteile. Der Gedanke entsteht, indem ein Gedankenteil, etwa die Funktion ‚(x) schnarch‘, durch einen weiteren Gedankenteil, etwa das Argument ‚Bernd‘ ergänzt wird. Oder – adäquater vom Ganzen her gedacht – wenn ein Gedanke in Gedankenteile zerlegt wird. Zu dem Gedanken kommt dann das Urteil hinzu und damit wird die Wahrheit des geäußerten Satzes behauptet. Der Sinn eines Satzes ist also ein Gedanke, seine Referenz ist nicht ein Gegenstand, sondern die Wahrheit oder die Falschheit. Wenn man in die Funktion ‚(x) schnarch‘ ‚Bernd‘ als Argument einsetzt, bekommt man den Wert wahr, wenn Bernd wirklich schnarcht.

Das ist anders bei Gedankenteilen. Zum Beispiel ist der Gedankenteil ‚der Sprecher von (x)‘ für sich nicht wahr oder falsch, seine Referenz ist also auch nicht die Wahrheit oder Falschheit. ‚der Sprecher von (x)‘ ist eine Funktion, die ungesättigt ist: Der Gedankenteil muss ergänzt werden durch ein Argument. Setzen wir für x das Argument ‚dieser Podcast ein‘, dann bekommen wir den ergänzten Gedankenteil ‚der Sprecher dieses Podcasts‘. Als logische Funktion gedacht, gibt die Funktion nicht den Wert *wahr* oder *falsch* aus, sondern den Wert *Simon Kasper*. Das heißt, wenn wir es mit einem sprachlichen Ausdruck zu tun haben, der kein Satz ist, dann ist sein Sinn ein Gedankenteil. Der Gedankenteil lässt sich als Funktion beschreiben und der Wert, den sie ausgibt, wenn sie gesättigt ist, ist ein Gegenstand. Der Gegenstand ist die Referenz des Ausdrucks.

Und wenn wir es mit einem sprachlichen Ausdruck zu tun haben, der ein Satz ist, dann ist sein Sinn ein vollständiger Gedanke. Auch er lässt sich in Form einer Funktion beschreiben und der Wert, den sie ausgibt ist, *wahr* oder *falsch*. Wahrheit oder Falschheit sind die Referenz des Ausdrucks, wenn er ein Satz ist.

Der Satzsinne, also ein Gedanke, setzt sich aus Gedankenteilen zusammen. Man kann das als die „Komposition“ eines Satzsinns bezeichnen. Wie geht das, wenn sich Gedanken und Gedankenteile als Funktionen beschreiben lassen? Es geht durch die schrittweise Sättigung von Leerstellen in Funktionen. Nehmen wir den Satz *Der Sprecher dieses Podcasts ist heiser*. Dann ist der Sinn von *heiser* ein Gedankenteil, der als Funktion ungesättigt ist und durch ein Argument gesättigt werden muss. Das Argument ist ‚der Sprecher dieses Podcasts‘. ‚Der Sprecher dieses Podcasts‘ ist aber selbst ein Gedankenteil, der sich als Funktion beschreiben lässt. ‚Sprecher von (x)‘ ist eine ungesättigte Funktion, die auch der Ergänzung eines Arguments bedarf und hier ist sie durch ‚dieser Podcast‘ gesättigt. Der Satzteil *Der Sprecher dieses Podcasts* hat eine Referenz, das ist der

Gegenstand Simon Kasper, und einen Sinn, das ist die Art und Weise, wie der Ausdruck den Gegenstand Simon Kasper präsentiert. Der Gesamtgedanke ist ‚Der Sprecher dieses Podcasts heiser‘. Die Kopula *ist* macht das Ganze zum wahrheitsbehauptenden Urteil. So wird der Gedanke aus Einzelteilen komponiert. Woher weiß man aber, welche Ausdrücke Funktionen sind, welche Ausdrücke Argumente sind und welche Argumente in welche Funktionen gehören? Das ist durch die Grammatik geregelt. Der Gedankenteil ‚Dieser Podcast‘ kann nicht die Funktion ‚(x) heiser‘ sättigen, weil die Grammatik vorschreibt, dass das der Gedankenteil leisten muss, der als Subjekt des Satzes realisiert ist, also *Der Sprecher dieses Podcasts*.

Indem Frege das erkannt und beschrieben hat, ist er der Urheber des sogenannten „Frege-Prinzips“ oder „Kompositionalitätsprinzips“ geworden, das bis heute von überragender Bedeutung für die semantische Analyse von zusammengesetzten Ausdrücken ist. Es lautet: Der Sinn eines Satzes ergibt sich aus dem Sinn seiner Teilausdrücke und ihrer grammatischen Verknüpfung.

So viel zu dem, was Frege unter Bedeutung (im weiteren Sinne) verstanden hat und zu seinem riesigen Einfluss auf die moderne Semantik. Ich kann in den zwei Frege-Podcasts nicht alles abdecken, was er geleistet hat, aber ich denke, es ist auch so schon einiges zur Sprache gekommen. Vertiefen geht immer. Damit danke ich Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und sage *Tschüss* bis zum nächsten Mal!

Literatur

Basile, Pierfrancesco/Röd, Wolfgang (2014): Die Philosophie des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts 1. Pragmatismus und Analytische Philosophie. München: C. H. Beck, 184–206.

Pafel, Jürgen/Reich, Ingo (2016): Einführung in die Semantik. Grundlagen – Analysen – Theorien. Stuttgart: Metzler, 223–231.

Auswahl Originalliteratur:

Frege, Gottlob (1879): Begriffsschrift. Eine der arithmetischen nachgebildete Formelsprache des reinen Denkens. Halle: Verlag von Louis Nebert.

Leitfragen

1. Was versteht Frege unter dem Inhalt eines sprachlichen Ausdrucks? Wovon grenzt er ihn ab?
2. Was versteht Frege unter „Sinn“ und „Bedeutung“ (bei uns: „Sinn“ und „Referenz“)?
3. Inwiefern lässt sich beim Satzsinne von einer Komposition sprechen?
4. Was besagt das Kompositionalitätsprinzip?

Thematischer Block III: Themen

Folge 1: Was verursacht Mehrdeutigkeit?

Herzlich willkommen zu Ihrem Podcast zur Vorlesung Semantik und Pragmatik im Wintersemester 2020/21 an der HHU. Ich bin Simon Kasper und in dieser Folge spreche ich über die Frage: Was verursacht Mehrdeutigkeit? Bei der Mehrdeutigkeit sind wir bei einem der wichtigsten Themen der Semantik und Pragmatik überhaupt. Wie oft machen wir die Erfahrung, dass etwas anders gemeint gewesen ist, als es verstanden wurde! Dabei sind wir manchmal die, die es anders gemeint haben, als jemand anderes es verstanden hat und manchmal sind wir die, die es anders verstanden haben, als jemand es gemeint hat. In solchen Situationen sind zwei verschiedene Interpretationen einer einzigen Äußerung im Spiel, manchmal sogar mehr. Und vorausgesetzt, die Interpretationen sind nicht völlig willkürlich und aus der Luft gegriffen, sondern beide sind Weisen, wie „man“ die Äußerung meinen und verstehen kann, dann ist die Äußerung mehrdeutig.

Warum ist das Thema besonders wichtig für die linguistische Semantik und Pragmatik? Es ist in dem Sinne wichtig, dass die Erfahrung des Einander-Missverstehens, Falsch-Verstehens, des Anders-Verstehens einer der Anlässe dafür ist, sprachliche Äußerungen überhaupt systematisch daraufhin zu untersuchen, wie sie verstanden werden können, was sie bedeuten können. Wenn Sie schon meine Podcasts über Gottlob Frege gehört haben, dann wissen Sie, dass er, als einer der Begründer der modernen Semantik, durch die Mehrdeutigkeit natürlicher Sprache derart gestört wurde, dass er sie systematisch analysiert hat, um sie zu umgehen. Wenn man jetzt, über 100 Jahre nach Frege, aus den diffizilen semantischen und pragmatischen Bedeutungstheorien auf die Bedeutung natürlichsprachlicher Äußerungen schaut, kann man sehen, dass wir sie sehr viel seltener falsch verstehen, als es möglich wäre: Mehrdeutigkeit ist kein Ausnahmephänomen, sondern der Sprache systematisch eingeschrieben.

In diesem Podcast möchte ich Ihnen eine Reihe von Typen der Mehrdeutigkeit vorstellen, um Ihnen einen Eindruck davon zu verschaffen, wie präsent sie tatsächlich ist. Die Unterscheidungen, die ich dabei treffen werde, hängen eng mit den Inhalten aus zwei anderen Podcasts zusammen, nämlich dem zu den Abstraktionsgraden von Bedeutung aus dem Block „Abgrenzungen“ und dem zur Kompositionalität aus dem Block „Themen“.

Vorweg ein kurzes Wort zu den Abstraktionsgraden von Bedeutung. Man unterscheidet bei der sprachlichen Bedeutung die Ausdrucksbedeutung von der Äußerungsbedeutung und der Sprecher*innenbedeutung. Die Ausdrucksbedeutung ist die kontextunabhängige Bedeutung von einfachen oder zusammengesetzten sprachlichen Ausdrücken, die man Ausdrücken zuweisen kann, ohne dass sie in einer konkreten Situation verwendet werden, so etwa bei *Schiri, wir wissen, wo dein Auto steht*. Eine Gruppe sagt von sich selbst, dass sie Kenntnis darüber besitzt, wo sich der Personenkraftwagen eines Schiedsrichters bei einem sportlichen Ereignis befindet. Die Äußerungsbedeutung umfasst außerdem die kontextabhängigen Bedeutungsaspekte, die durch die konkrete Äußerungssituation ins Spiel kommen, in der der Satz geäußert wird: Die Referenten von *wir* und *Schiri*, Ort und Zeitpunkt der Äußerung, durch die die Präsenzverben *wissen* und *steht* zeitlich und räumlich in der außersprachlichen

Wirklichkeit situiert werden. Die Sprecher*innenbedeutung spezifiziert zusätzlich, was für eine Handlung die Sprechenden Personen mit ihrer Äußerung ausführen. Im Fall von *Schiri, wir wissen, wo dein Auto steht* dürfte es sich typischerweise um eine Drohung oder eine Verhöhnung handeln.

1. Mehrdeutigkeit versus Vagheit

Eine erste Unterscheidung, die wir treffen müssen, bevor wir über Typen von Mehrdeutigkeit sprechen, ist die zwischen Mehrdeutigkeit und Vagheit. Mehrdeutigkeit und Vagheit betreffen ein relativ weites Bedeutungspotenzial von Ausdrücken. Ein Ausdruck ist mehrdeutig, wenn er mehr als eine Bedeutung in dem Sinne hat, dass diese Bedeutungen diskret voneinander unterschieden werden können. Das Verb *laufen* kann unter anderem bedeuten ‚zu Fuß fortbewegen‘ und ‚fließen‘ wie in *Das Wasser läuft noch*. Beide Bedeutungen haben mit Fortbewegung zu tun, aber sie sind diskret unterscheidbar darin, dass in einem eine Flüssigkeit sich bewegt und im anderen etwas mithilfe von Beinen. Anders bei der Vagheit. Hier besteht das weite Bedeutungspotential darin, dass die Bedeutung eines Ausdrucks verschiedene Ausprägungen auf einer graduellen Skala umfasst. Dies ist bei *oft* der Fall. Wir können nicht sagen, ob der Bedeutungsbereich von *oft* von fünf Mal bis 589 Mal reicht, aber vier Mal ist *selten* und 590 Mal ist *meistens*, oder wie viel Mal genau jemand betrunken sein muss, damit man sagen kann, die Person sei oft betrunken. Im Folgenden geht es um Mehrdeutigkeit, nicht um Vagheit.

2. Lexikalische Ambiguität

Der Fachterminus für Mehrdeutigkeit ist „Ambiguität“. Ein erster Typ von Ambiguität ist die „lexikalische Ambiguität“. Sie ist gegeben, wenn ein Wort mehr als eine Bedeutung hat. Das trifft beispielsweise auf *Schloss* und auf *laufen* zu. Im Falle von *laufen* haben Sie gerade schon gehört, dass es unter anderem ‚zu Fuß fortbewegen‘ und ‚fließen‘ bedeuten kann. Diese beiden Bedeutungen sind durch das Merkmal ‚Fortbewegung‘ verknüpft. Die Ähnlichkeit zwischen diesen beiden sogenannten „Lesarten“ oder „Bedeutungsvarianten“ von *laufen* macht das Wort „polysem“. Bei *Schloss* ist es so, dass es nicht ein Lexem mit zwei Bedeutungsvarianten gibt, sondern zwei Lexeme. *Schloss*₁ bedeutet ‚Vorrichtung zum Verschießen‘, *Schloss*₂ bedeutet ‚Repräsentationsgebäude des Feudaladels‘. Das hängt daran, dass diese beiden Bedeutungen heute nicht mehr transparent durch ein gemeinsames Bedeutungsmerkmal verbunden sind. Solche Ausdrücke nennt man „Homonyme“.

Viele lexikalische Ambiguitäten werden in zusammengesetzten Ausdrücken vereindeutigt, d.h. „desambiguiert“, weil die Einzelausdrücke einander semantische „Selektionsbeschränkungen“ auferlegen. In *Das Schloss ist nunmehr eine Ruine* ist die Bedeutung ‚Schließvorrichtung‘ ausgeschlossen, weil dies semantisch inkompatibel mit ‚Ruine‘ ist und in *Das Wasser läuft noch* ist die Bedeutungsvariante ‚Fortbewegung zu Fuß‘ ausgeschlossen, weil das Wasser das Merkmal ‚bebeint‘ haben müsste. Aber prinzipiell ist es möglich, dass lexikalische Ambiguitäten durch Ausdrucks-, Äußerungs- und Sprecher*innenbedeutung hindurch bestehen bleiben. Sie sind also nicht bloß semantische Abstraktionen.

3. Morphologische Ambiguität

Der zweite Typ von Ambiguität, den ich erwähnen möchte, ist die „morphologische Ambiguität“. Sie ist dann gegeben, wenn ein Morphem oder die morphologische Form eines Lexems ambig zwischen mehreren morphologischen Kategorien ist. Zum Beispiel ist die Form *gebe* morphologisch ambig zwischen der 1. Person Singular Indikativ Präsens aktiv und der 1. und 3. Person Singular Konjunktiv I Präsens aktiv: *Hiermit gebe ich dir Brot* – Indikativ. *Sie sagt über mich, dass ich ihr Brot gebe* – Konjunktiv I. *Sie sagt über ihn, dass er ihr Brot gebe* – Konjunktiv I. Dadurch, dass die Indikativ- und Konjunktiv I-Formen ununterscheidbar sind, ersetzen wir sie meistens durch Konjunktiv II-Formen: *Sie sagt über mich, dass ich ihr Brot gäbe*. Wenn die Konjunktiv II-Formen ihrerseits mit dem Indikativ Präteritum zusammenfallen – *Sie behauptet, dass ich ihr Pech wünschte* – weichen wir (und auch sonst oft) auf die *würde*-Umschreibung aus: *Sie sagt über mich, dass ich ihr Pech wünschen würde*. Solche morphologischen Ambiguitäten, die durch Formzusammenfälle in Flexionsparadigmen entstehen, nennt man auch „Synkretismen“. Auch hier ist es prinzipiell möglich, dass morphologische Ambiguitäten durch Ausdrucks-, Äußerungs- und Sprecher*innenbedeutung hindurch bestehen bleiben. Oft sind wir aber in der Lage, morphologische Ambiguitäten durch den Ko-Text, also ihre Einbettung in syntagmatische Relationen, aufzulösen.

4. Kategoriale Ambiguität

Wenn eine Wortform verschiedenen Wortarten angehören kann, spricht man von kategorialer Ambiguität. Die Wortform /spitze/ kann zum Beispiel ein Verb sein, *Ich spitze den Stift*, oder ein Adjektiv, *Die spitze Bemerkung will ich mal überhört haben*, oder ein Nomen, *Die Spitze des Turms schwankt im Wind*. Wie diese Syntagmen aber klar machen, werden kategoriale Ambiguitäten meistens im syntaktischen Ko-Text desambiguiert, weil Verben, Adjektive und Nomen weitgehend verschieden syntaktisch distribuiert sind. Sie können aber potenziell auch im syntaktischen Ko-Text bestehen bleiben: /ich nehme die spitze/ – die Spitze als Gegenstand oder den spitzen Gegenstand, der elliptisch unausgedrückt bleibt? Die kategoriale Ambiguität kann durch alle Bedeutungsschichten hindurch bestehen bleiben, so dass sie auch in einer konkret verwendeten Äußerung besteht.

5. Kompositaambiguität

Komposita sind sehr oft ambig und unter Komposita vor allem diejenigen, die aus zwei oder mehr Nomen zusammengesetzt sind. *Rinderbraten* ist ein Braten, der aus Rindfleisch gemacht ist. Wie sieht es mit *Kindermüsli* aus? Die *Mädchenhandelsschule* ist eine Handelsschule für Mädchen oder doch eher eine Schule für Mädchenhandel? Nichts Wahrnehmbares an diesen Komposita, auch nicht die Prosodie, weist absolut zuverlässig darauf hin, wie sie zu interpretieren sind. Zwischen den Gliedern solcher N-N-Determinativkomposita können sehr viele Arten von semantischen Beziehungen existieren. Die grammatische Form ist immer die gleiche. Die richtige Interpretation ist also ganz unserem enzyklopädischen oder Weltwissen überlassen.

6. Syntaktische Anschlussambiguität

Sätze lassen sich anhand von abstrakten Strukturen beschreiben. Dabei können Sie beispielsweise an Phrasenstrukturen denken oder an dependenzgrammatische Stemmata. In solchen syntaktischen Strukturen werden die syntaktischen Abhängigkeiten von Satzteilen zu anderen Satzteilen eindeutig beschrieben. Natürlich sind in konkreten Äußerungen solche Strukturen für uns Sprachbenutzer*innen unsichtbar. Wir hören oder lesen ja nur nacheinander oder hintereinander geäußerte Geräusche oder graphische Symbole, im Falle von Zeichensprache sehen wir Gesten. Syntaktische Strukturen, die Linguist*innen rund um Wörter herumzeichnen, nehmen wir nicht wahr. Und so kann es sein, dass man einen einzigen Satz oder eine einzige Äußerung mit verschiedenen syntaktischen Strukturen beschreiben kann. Ein bekanntes Beispiel ist *Ich sah den Mann mit dem Fernglas*. Die Präpositionalphrase *mit dem Fernglas* kann einerseits ein Attribut von *den Mann* sein, es war dann der Mann mit dem Fernglas, den ich sah. Andererseits kann *mit dem Fernglas* auch eine adverbiale Bestimmung sein, die vom Verb abhängig ist. Mein Sehen hat dann mit dem Fernglas stattgefunden. Anschluss- oder Anbindungsambiguität heißt das dann, weil offen ist, an welches andere syntaktische Element die Präpositionalphrase angeschlossen oder angebunden werden muss. Relativsätze sind ein anderes gutes Beispiel für solche Ambiguitäten. Relativsätze sind Attributsätze, aber Attribute wozu? *Es war der Eimer des Knechts, den ich gestern in den Burggraben geworfen habe*. Habe ich nun den Eimer oder den Knecht in den Burggraben geworfen? Beide Anbindungen des Relativsatzes sind möglich. Syntaktische Ambiguitäten sind wie die anderen nicht auf die Ausdrucksbedeutung beschränkt und können deshalb in aktuellen Äußerungen bestehen. Oft sind es Kontext, Ko-Text und unser enzyklopädisches Wissen, die uns syntaktisch ambige Sätze richtig verstehen lassen, also so, wie sie gemeint waren.

7. Thematische Rollen-Ambiguität

Phrasen und Sätze können in ihrer Ausdrucksbedeutung und ihrer Äußerungsbedeutung hinsichtlich der thematischen Rollen der semantischen Argumente ambig sein. Ein Beispiel für eine Phrase ist die komplexe Nominalphrase *das Portemonnaie von Heidi*. Heidi kann die Besitzerin des Portemonnaies sein, dann hätte sie die thematische Rolle ‚Possessorin‘ inne. Es kann aber auch sein, dass das Portemonnaie von Heidi stammt, aber jetzt im Besitz von jemand anderem ist, zum Beispiel, weil Heidi es verschenkt hat. Dann hätte *Heidi* die thematische Rolle ‚Quelle‘ inne. Ein konkreter Äußerungskontext und enzyklopädisches Wissen können dabei helfen, eine solche Ambiguität aufzulösen, müssen es aber nicht.

Ein Beispiel für einen Satz wäre *Die Raser haben zwei unbeteiligte Fußgänger schwer verletzt*. Das ist nicht nur juristisch relevant. Ob die Raser fahrlässig oder vorsätzlich gehandelt haben, hat Auswirkungen auf das Strafmaß, es ist aber auch semantisch relevant, weil dieser Unterschied in dem Satz und in der Äußerung nicht ausgedrückt ist. Es ist also nicht klar, ob der Ausdruck *die Raser* die thematische Rolle ‚bloßer Verursacher ohne Absicht‘ oder die Rolle ‚Agens‘, und damit ist gemeint,

„absichtlich Handelnder“, einnimmt. Nehmen Sie sich einmal einen Augenblick Zeit und gehen Sie Beispielsätze durch. Sie werden überrascht sein, wie viele solcher Sätze ambig zwischen einer „unabsichtlichen“ und einer „absichtlichen“ Bedeutung sind.

Übrigens ist auch der Titel dieses Podcasts ein Beispiel für diese Ambiguität: *Was verursacht Mehrdeutigkeit? Wer hat's bemerkt?*

8. Syntaktische Funktionen-Ambiguität

Viele, aber nicht alle thematische Rollen-Ambiguitäten sind gleichzeitig syntaktische Funktionen-Ambiguitäten. Wenn Sätze oder Äußerungen ambig hinsichtlich syntaktischer Funktionen sind, dann können zwei Ergänzungen oder Komplemente eines Verbs jeweils potenziell die syntaktische Funktion der anderen Ergänzung, des anderen Komplements haben. Ein Beispiel, das ich letztens in der Überschrift eines Zeitungsartikels gesehen habe, ist Folgendes: *Kylie Jenner gefällt Douglas*. Die Ausdrücke *Kylie Jenner* und *Douglas* können beide sowohl Nominativ als auch Dativ sein und sie sind beide Singular. Deshalb können sie auch beide potenziell das Subjekt von *gefällt* sein, aber auch das indirekte oder Dativobjekt. Und deshalb ist nicht klar, wer hier wem gefällt. In diesem Beispiel ist das auch eine thematische Rollen-Ambiguität, weil mit der syntaktische Funktionen-Ambiguität auch die einhergeht, dass nicht klar ist, wer die Stimulus-Rolle und wer die Experiencer-Rolle trägt. Bei dem Raser-Beispiel war das nicht so. Ob *die Raser* Verursacher oder Agens ist, hängt nicht mit der syntaktischen Funktion zusammen, denn die ist in beiden Fällen „Subjekt“. Bei beiden Arten von Ambiguität können Ko-Text, Kontext und enzyklopädisches Wissen uns eine der Bedeutungen plausibler als eine andere machen. Das muss aber nicht der Fall sein.

9. Skopus-Ambiguität

Bestimmte Ausdrücke, die sich logisch als Operatoren oder Junktoren beschreiben lassen, haben in Phrasen, Sätzen und Äußerungen einen sogenannten „Geltungsbereich“, auch Skopus genannt. Solche Ausdrücke sind Quantoren wie *jede*, Konjunktionen wie *und* und *oder* sowie Negationen wie *nicht*. Hier können Ambiguitäten dadurch entstehen, dass unklar ist, was und was nicht im Geltungsbereich solcher Ausdrücke liegt. Ein bekanntes Beispiel ist ein Satz wie *Jeder Student liebt eine Professorin*. Der Satz kann bedeuten: ‚Es gibt viele Professorinnen und jeder Student liebt irgendeine davon.‘ Er kann auch bedeuten: ‚Es gibt eine Professorin, die von jedem Studenten geliebt wird.‘ Dieser Unterschied ergibt sich daraus, ob der Allquantor *jeder* Skopus über den Ausdruck *eine* hat oder *eine* über den Ausdruck *jeder*. Beides ist möglich, beides ist dem Satz oder der Äußerung nicht anzusehen. Wenn *jeder* Skopus über *eine* hat, ergibt sich die Lesart mit irgendeiner Professorin, wenn *eine* Skopus über *jeder* hat, ergibt sich die Lesart mit genau einer Professorin. Bei Skopus-Ambiguitäten können Ko-Text, Kontext und enzyklopädisches Wissen uns eine der Bedeutungen plausibler als eine andere machen. Das muss aber auch hier nicht der Fall sein. Ein anderes bekanntes Beispiel, das das zeigt, diesmal mit *und*, ist *junge Frauen und Männer*. Hier ist es möglich, dass *junge* sich auf *Frauen* und *Männer* bezieht, oder nur auf *Frauen*. Dann hätte man es mit jungen Frauen zu tun, während die Männer bezüglich ihres Alters unspezifiziert bleiben würden.

10. Pronomenbezugsambiguität

In einem Satz oder einer Äußerung kann es sein, dass sich Pronomen auf verschiedene Ausdrücke im Ko-Text oder auf verschiedene Gegenstände bzw. Sachverhalte in der Wirklichkeit beziehen lassen. *Gestern hat Rebecca ein frisches Roggenbrot für das Abendessen mitgebracht. Ich habe es sehr genossen.* Was habe ich sehr genossen? Das Roggenbrot oder das Abendessen? Beides ist möglich, weil es für *es* – *Ich habe es sehr genossen* – zwei mögliche Bezugsausdrücke, „Antezedentien“, im Neutrum gibt: *Roggenbrot* und *Abendessen*. Pronomen, die im Ko-Text nach hinten oder nach vorn verweisen, heißen anaphorische bzw. kataphorische Pronomen.

Pronomen können aber auch deiktisch in die Kommunikationssituation verweisen. Stellen Sie sich vor, Sie unterhalten sich in einer Kneipe und ihre Gesprächspartnerin richtet den Blick auf einen Nebentisch und sagt zu Ihnen, *Ist das Reinhold Messner?* Sie erkennen nicht, welche Person sie genau anschaut, sondern nur, dass an dem Tisch drei bärtige, ältere Männer sitzen. Sie könnten etwas sagen wie, *Welchen meinst du?* Dann wäre für Sie das verkürzte Demonstrativpronomen *das* in *Ist das Reinhold Messner?* ambig in Bezug auf seine Referenz gewesen.

Die Pronomenbezugsambiguität ergibt sich bei deiktischen Pronomen erst in einer Äußerungssituation und noch nicht, wenn man die abstrakte Ausdrucksbedeutung betrachtet, die ja kontextunabhängig besteht. Die Ambiguität entsteht erst im Kontext.

11. Pragmatische Ambiguität

Die letzte Art von Ambiguität, die pragmatische Ambiguität, entsteht erst unter Einbezug der Sprecher*innenbedeutung, also nicht in Bezug auf die kontextunabhängige Ausdrucksbedeutung, nicht in Bezug auf die kontextabhängige Äußerungsbedeutung, sondern erst, wenn man einbezieht, was eine Person mit ihrem Sprechakt gemeint hat und welche Handlung sie mit ihm ausführen wollte. Wenn Sie gefragt werden, *Weißt Du, wieviel Uhr es ist?*, dann kann das bspw. eine wörtlich gemeinte Frage sein, auf die man mit *Ja* antwortet – oder es kann eine höfliche Aufforderung sein, in dem Fall, in dem Sie wissen, wie viel Uhr es ist, die Uhrzeit auch zu nennen. Unter dieser Betrachtungsweise ist jede Äußerung bezüglich ihrer Sprecher*innenbedeutung ambig. Nichts spricht dagegen, dass eine Äußerung wie, *Du bist spät dran* eine Ankündigung einer Tracht Prügel sein kann.

12. Globale und lokale Ambiguität

Eine letzte Unterscheidung, die ich Ihnen ganz kurz präsentieren möchte, betrifft nun nicht mehr einen Typ von Ambiguität unter anderen, sondern eher so etwas wie eine Auftretensmodalität von Ambiguität. Die ganzen genannten Ambiguitätstypen bestehen vor dem Hintergrund, dass man Phrasen, Sätze, Äußerungen als fertige Gebilde betrachtet. Man kann Äußerungen aber auch in ihrem Produktionsverlauf oder Rezeptionsverlauf betrachten. Die erste Betrachtungsweise – fertiges Produkt – ist die globale, die zweite, prozessuale Betrachtungsweise ist die lokale. Unter der lokalen Betrachtungsweise können sprachliche Ausdrücke zeitweilig ambig sein und in ihrem

späteren Verlauf desambiguiert werden: *Ich habe gehört, dass Weinstein die ganzen Frauen...* Bis zu dieser Stelle ist der Satz ambig bezüglich syntaktischer Funktionen und thematischer Rollen. Ist *Weinstein* Subjekt? Ist *die ganzen Frauen* Subjekt? Wir wissen es erst, wenn wir den ganzen Satz wahrgenommen haben: *Ich habe gehört, dass Weinstein die ganzen Frauen – verklagt haben.* In globaler Hinsicht ist dieser Satz eindeutig, in lokaler Hinsicht ist er bis zum finiten Verb „lokal ambig“. Er hätte auch lauten können, *Ich habe gehört, dass Weinstein die ganzen Frauen verklagt hat.*

So viel zu den verschiedenen Ursachen für Ambiguitäten. Ich habe Ihnen neben den vielen Ambiguitätstypen noch zwei weitere Unterscheidungen zu vermitteln versucht: Den Unterschied zur Vagheit und den Unterschied zwischen lokaler und globaler Ambiguität. Ich bin nicht darauf eingegangen, dass die Einteilung in Ambiguitätstypen immer auch von der Syntaxtheorie abhängt, die man vertritt. Im Podcast zur Kompositionalität gehe ich auf diesen Punkt ein. Einstweilen sage ich *Danke für Ihre Aufmerksamkeit und Tschüss bis zum nächsten Mal!*

Literatur

[Ich habe keine zitierfähige Literatur gefunden, die den Podcastinhalt konzise beschreiben würde. Die folgenden Titel befassen sich mit Teilaspekten dieses Podcasts.]

Löbner, Sebastian (2015): *Semantik. Eine Einführung.* Zweite, aktualis. u. stark erw. Aufl. Berlin/New York: de Gruyter, 48–59.

Zimmermann, Thomas Ede (2014): *Einführung in die Semantik.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 19–36.

YouTube-Tipp:

The Virtual Linguistics Campus (2013): SEM131 – Ambiguity. YouTube. URL: <https://www.youtube.com/watch?v=cYYUteTBtxo> [03. Nov. 2020]

Leitfragen

1. Illustrieren Sie an eigenen Beispielen den Unterschied zwischen Ambiguität und Vagheit.

2. Inwiefern sind die folgenden Beispiele ambig und um welchen Typ Ambiguität handelt es sich dabei?

- a) *1916 erkrankte Maurice Ravel an der Ruhr.*
- b) *Wie viele Deutsche vertragen Schweizer Universitäten?*
- c) *Alte Mönchsregel: Wenn deine Augen eine Frau erblicken, schlage sie nieder.*
- d) *Im Stadtzentrum seiner Wahlheimat Troisdorf steht zur Erinnerung ein Original-Boot, aus dem Rupert Neudeck 1982 vietnamesische Flüchtlinge vor dem Ertrinken rettete.*
- e) *Ich hätte gern ein Schnitzel mit Pommes oder Salat.*
- f) *Guten Morgen!*

Folge 2: Wie hängen Kompositionalität(sprinzip) und Grammatik(theorie) zusammen?

Herzlich willkommen zu Ihrem Podcast zur Vorlesung Semantik und Pragmatik im Wintersemester 2020/21 an der HHU. Ich bin Simon Kasper und in dieser Folge spreche ich über die Frage: Wie hängen Kompositionalität und Grammatik zusammen beziehungsweise wie hängen das Kompositionalitätsprinzip und die Grammatiktheorie zusammen? Zuerst soll es aber einfach um Kompositionalität und das nämliche Prinzip und erst danach auch um Grammatik und Grammatiktheorie gehen. Das Prinzip wird auch „Frege-Prinzip“ genannt, weil Gottlob Frege es zwar nirgends so geäußert, aber in seinen Werken so gemeint hat und als Erster ausführlich mit diesem Prinzip oder gemäß diesem Prinzip gearbeitet hat. Frege widme ich zwei eigene Podcasts und auch das Kompositionalitätsprinzip kommt in anderen Folgen noch öfter zur Sprache. Die Idee von der Kompositionalität von Bedeutungen ist von überragender Bedeutung für die Semantik als Ganze, sofern sie sich nicht nur mit einfachen, sondern auch mit zusammengesetzten Ausdrücken beschäftigt. Was steckt hinter der Kompositionalität?

1. Was ist mit Kompositionalität gemeint?

Der Ausdruck „Kompositionalität“ meint den Umstand, dass die Bedeutungen zusammengesetzter Ausdrücke komponiert, also zusammengesetzt, sein sollen aus den Bedeutungen der Einzelausdrücke, die in ihnen enthalten sind, deren grammatischer Bedeutung und der Art und Weise, wie die Einzelausdrücke syntaktisch verknüpft sind. Das ist eine mögliche Formulierung des sogenannten „Kompositionalitätsprinzips“. Nehmen wir als Illustration den Satz *Niemand respektiert Frauen mehr als ich*. Ich paraphasiere die Bedeutung einmal folgendermaßen: ‚Es gibt keine Person außer der Sprechenden, die ein höheres Maß an Achtung für erwachsene, weibliche Personen hat.‘ Wir finden in dem Satz die lexikalischen Einzelausdrücke, oder Lexeme, *Niemand*, *respektieren*, *Frau*, *mehr* (oder wahlweise *viel*), *als* und *ich*. Jedes davon können wir in einem Wörterbuch nachschlagen, zu jedem davon haben Sie eine Bedeutung gelernt. Die lexikalischen Bedeutungen von jedem dieser Lexeme gehen in die Satzbedeutung ein, wie das Kompositionalitätsprinzip sagt.

Stellen Sie sich vor, wir würden diese Einzelausdrücke jetzt durchrühren und bekämen als Resultat *Als mehr niemand respektiert ich Frauen*. Ich denke, man kann nicht behaupten, dass dieser Satz die gleiche Bedeutung wie der ursprüngliche hat. Hat er überhaupt eine? Dabei besteht er aus genau denselben Lexemen. Oder nehmen Sie den Satz: *Mehr Frauen als ich respektiert niemand*. Dieser Satz enthält auch dieselben Lexeme und er bedeutet auch etwas, aber etwas anderes als unser ursprünglicher Satz. Hier geht es nicht mehr um ein höchstes Maß an Achtung, sondern eine höchste Menge an Frauen. Deshalb ist die Satzbedeutung mehr als die Summe der Bedeutungen der Einzelausdrücke. Zu diesen dazu kommt laut Kompositionalitätsprinzip nämlich die Art ihrer syntaktischen Verknüpfung: *Niemand respektiert Frauen mehr als ich* weist eine andere Verknüpfung der Einzelausdrücke auf als *Mehr Frauen als ich respektiert niemand*. *Mehr* im ursprünglichen Satz modifiziert das Verb – ‚mehr respektieren‘ – und in dem anderen Satz modifiziert es ein Nomen – ‚mehr Frauen‘. Die Sätze haben verschiedene syntaktische Strukturen.

Das Kompositionalitätsprinzip besagt zuletzt noch, dass auch die grammatische Bedeutung der Einzelausdrücke zur Bedeutung des zusammengesetzten Ausdrucks beitragen. Vergleichen Sie die beiden Sätze: *Niemand respektiert Frauen mehr als ich* und *Niemanden respektieren Frauen mehr als mich*. Wieder die gleichen Lexeme, diesmal auch – so würden zumindest viele Grammatiker*innen sagen – dieselbe syntaktische Struktur, aber trotzdem unterschiedliche Satzbedeutungen. *Niemand* hat von der Nominativ- zur Akkusativflexion gewechselt, *respektieren* von der 3. Singular Präsens zur 3. Plural Präsens, *Frau* von Akkusativ Plural zu Nominativ Plural und *ich* von Nominativ Singular zu Akkusativ Singular. Damit sind auch die syntaktischen Funktionen Subjekt und direktes Objekt zwischen den beiden Sätzen vertauscht und das führt dazu, dass jetzt die Frauen diejenigen sind, die respektieren, und *niemand* respektiert wird.

2. Was leistet das Kompositionalitätsprinzip?

Was leistet das Kompositionalitätsprinzip? Bevor ich diese Frage beantworte, möchte ich kurz etwas zum Status des Kompositionalitätsprinzips sagen: Die Idee, dass sich die Bedeutung eines zusammengesetzten Ausdrucks aus den Bedeutungen seiner Einzelausdrücke, deren grammatischer Bedeutung und ihrer syntaktischen Verknüpfung ergibt, ist erst einmal nicht mehr als genau das – eine Idee, oder anders ausgedrückt, eine Arbeitshypothese. Man hat an einer begrenzten Menge von zusammengesetzten Ausdrücken beobachtet, wie sie verwendet und verstanden werden und das daraufhin in die Form einer allgemeinen Aussage gepackt, dem Kompositionalitätsprinzip. Das Kompositionalitätsprinzip ist wohlgemerkt kein allgemeines Gesetz. Es gibt ja Fälle von zusammengesetzten Ausdrücken, die niemand beobachtet hat, bevor jemand das Kompositionalitätsprinzip formuliert hat und die deshalb auch potenziell Gegenbeispiele zu dem Prinzip sein könnten. Dass das Prinzip eine Arbeitshypothese ist, bedeutet, dass man die Bedeutungen zusammengesetzter Ausdrücke unter der unbewiesenen Vorannahme berechnet, dass sie sich aus kleineren Einheiten und grammatischen bzw. syntaktischen Regeln komponieren lassen. Besonders innerhalb der wahrheitsfunktionalen Semantik wird Satzsemantik ganz selbstverständlich als kompositionelle Semantik betrieben. Sie sollten sich trotzdem über den Punkt, dass die Kompositionalität nur eine Arbeitshypothese ist, sehr klar sein, denn oftmals wird darüber so gesprochen, als sei es ein Fakt, ein Gesetz.

Was leistet denn das Kompositionalitätsprinzip, dass man so an ihm hängt? Wilhelm von Humboldt im frühen 19. Jahrhundert und Noam Chomsky in den letzten 60 Jahren haben in ihren Sprachtheorien hervorgehoben, dass Sprache dadurch gekennzeichnet ist, dass von begrenzten Mitteln unbegrenzter Gebrauch gemacht wird. Mit den begrenzten Mitteln ist zum einen das begrenzte Inventar von einfachen Ausdrücken, von Lexemen in einer Sprache gemeint. Zweitens ist die endliche Menge an grammatischen Formen und ihrer Bedeutungen gemeint, die diese Lexeme annehmen können. Diese Menge besteht in den Flexionsformen der Lexeme. Und drittens ist damit die begrenzte Menge an syntaktischen Regeln oder Strukturprinzipien gemeint, nach denen sich Lexeme in ihrer grammatischen Formung kombinieren lassen, zum Beispiel, dass eine Verbalphrase aus einem Verb und verschiedenen optionalen anderen

Phrasenkategorien, bspw. NP oder PP, besteht. Wir Sprachbenutzer*innen können die Lexeme, ihre Formen und die syntaktischen Regeln lernen. Sie befinden sich dann in unserem Gedächtnis, aus dem wir sie abrufen, wenn wir Sprache verwenden. Von diesen begrenzten Mitteln machen wir aber nun unbegrenzten Gebrauch. Damit ist die Tatsache gemeint, dass wir in der Lage sind, zusammengesetzte Ausdrücke zu bilden und zu verstehen, die niemand vor uns jemals produziert hat. *Horst schlemmt Senfsahne mit Jason Tyrons Tigerlöffel*. Es dürfte klar sein, dass wir diesen Satz und unzählig viele andere wirkliche oder mögliche Sätze nicht im Gedächtnis gespeichert haben und nicht abrufen, um sie zu produzieren oder zu interpretieren. Deshalb, so die Verfechter*innen des Kompositionalitätsprinzips, müssen diese Bedeutungen aus Wörtern, Formen und Regeln, die wir gespeichert haben, immer *on the fly* im Sprachgebrauch komponiert werden. Wir können eben prinzipiell unendlich viele verschiedene zusammengesetzte Ausdrücke produzieren und verstehen. *Tina torkelt trunken treppabwärts*.

3. Klärungsbedürftiges

Die Sache mit der Kompositionalität, das Kompositionalitätsprinzip scheint ziemlich klar zu sein. Es fällt schwer, eine andere Lösung als Kompositionalität für das Problem zu finden, dass wir die Bedeutung der meisten zusammengesetzten Ausdrücke nicht gelernt haben können. Und doch lässt das Kompositionalitätsprinzip einige Fragen offen und es gibt auch Probleme damit. Was Freges Formulierungen anbetrifft, muss man sich das Kompositionalitätsprinzip, wie er es wahrscheinlich gemeint hat, aus Aussagen in seinen Schriften relativ mühsam zusammensuchen. Es gibt zahlreiche moderne Varianten des Kompositionalitätsprinzips und sie alle versuchen, auf bestimmte Fragen und Probleme einzugehen, die ältere Formulierungen oder Interpretationen von Frege offengelassen haben. Aber keine davon ist so klar oder so unabhängig von speziellen Theorien und Annahmen, dass sie alle Fragen beantworten und alle Probleme in allgemein zustimmungsfähiger Weise lösen würde.

Ich möchte jetzt vier Fragen nennen, die relevant in Bezug auf das Kompositionalitätsprinzip sind. Wie man sie beantwortet, hat erhebliche Konsequenzen dafür, wie die Bedeutungskomposition aussieht oder ausfällt.

1. Was ist in der Formulierung des Kompositionalitätsprinzips mit „Bedeutung“ gemeint?

Es kann sein, dass eine Formulierung des Prinzips offenlässt, was mit „Bedeutung“ gemeint ist. Man ist dann eingeladen, einfach den eigenen Bedeutungsbegriff anzuwenden. Frege hatte beispielsweise einen Begriff von Bedeutung – Frege selbst sagt „Sinn“ dazu – der nicht etwas Individuelles, Psychisches im Geist von Sprachbenutzer*innen meint, sondern etwas Objektives, das unabhängig von allem Psychischen ist. Das ist eine bloße Setzung und keine Aussage, die sich widerlegen ließe. Dieser Bedeutungsbegriff liefert aber eine relativ kohärente Interpretation des Kompositionalitätsprinzips. Es gibt allerdings auch andere Bedeutungsbegriffe, zum Beispiel solche, die Bedeutung als etwas betrachten, das sich sehr wohl in der Kognition von Sprachbenutzer*innen manifestiert. Ein solcher Bedeutungsbegriff ist prinzipiell veränderlich, weil er von experimenteller psychologischer Forschung beeinflusst wird. Es

ist denkbar, dass sich dabei ein Bedeutungsbegriff herausentwickelt, der die Bedeutungskomposition sehr viel anders aussehen lässt als bei Frege. Die Kognitive Semantik argumentiert zum Beispiel, dass an jedem Einzelausdruck ein ganzer Komplex von Wissen dranhängt, der mit dem Ausdruck assoziiert ist, und dass die Bedeutungen von Einzelausdrücken sich, wenn sie syntaktisch kombiniert werden, überlappen, statt fein säuberlich voneinander getrennt zu sein wie die Einträge in einem Wörterbuch. Vergleichen Sie *Der Strand ist sicher* mit *Der Sieg ist sicher*. Die Bedeutung von *Strand* bzw. *Sieg* haben hier Einfluss darauf, wie *sicher* jeweils zu interpretieren ist, nämlich ganz unterschiedlich. Das hängt mit den verschiedenen Wissenskomplexen zusammen, die wir mit den beiden Ausdrücken *Strand* und *Sieg* assoziieren, aber niemand käme auf die Idee, die jeweilige lexikalische Bedeutung von *sicher* an die von *Strand* oder *Sieg* zu binden. Hinsichtlich ihrer grammatischen und syntaktischen Form unterscheiden sich die beiden Sätze nicht. Inwiefern sind also die Bedeutungen der beiden Sätze kompositionell, wenn man einen solchen Bedeutungsbegriff vertritt? Da die Sätze aber auch nicht Beliebiges bedeuten, könnte man vielleicht schließen, dass die Sätze eine sogenannte „schwach kompositionelle“ oder „partiell kompositionelle“ Bedeutung haben. Das heißt, die jeweiligen Ausdrucksbedeutungen der Sätze (und vieler ähnlicher zusammengesetzter Ausdrücke) erschöpfen sich nicht in der kompositionellen Bedeutung, sondern bestehen in der kompositionellen Bedeutung plus x, also plus etwas, das nicht lexikalische Bedeutung, nicht grammatische Bedeutung und nicht syntaktische Verknüpfung ist. Solche Effekte hängen an dem Bedeutungsbegriff, den man anlegt.

2. Was gilt als Einzelausdruck bzw. was hat lexikalische Bedeutung?

Das Kompositionalitätsprinzip baut auf den Unterschied zwischen Einzelausdrücken und zusammengesetzten Ausdrücken. Einzelausdrücke sind lexikalische Einheiten und sie haben eine lexikalische Bedeutung, die man aus dem Gedächtnis abrufen kann. Zusammengesetzte Ausdrücke haben eine kompositionelle Bedeutung und diese muss *on the fly* komponiert werden. Nun unterscheiden sich aber semantische Theorien darin, was sie als lexikalische und was sie als kompositionelle Bedeutungen betrachten, weil diese semantischen Theorien an Grammatiktheorien gekoppelt sind. Die Grammatiktheorien unterscheiden sich aber darin, welche Ausdrücke sie im Lexikon verorten und welche sie der morphologischen Formung und syntaktischen Verknüpfung überlassen. Das hat zwar keinen Einfluss auf die prinzipielle Gültigkeit des Kompositionalitätsprinzips – Bedeutungen müssen immer noch komponiert werden –, aber auf die Ausgestaltung des Kompositionsprozesses. So können sich Lexikon- und Grammatiktheorien darin unterscheiden, ob sie flektierte Formen von Ausdrücken im Lexikon verorten oder ob sie nur die Grundformen oder Stammformen der Ausdrücke im Lexikon verorten und die Flexion einer grammatischen Komponente überlassen. Sehr stark unterscheiden sich Grammatiktheorien beispielsweise darin, welche morphologischen, syntaktischen und semantischen Informationen sie in den Lexikoneintrag eines Verbs stecken und ob sie für ein Verb wie *öffnen* – *Die Tür öffnet sich, der Schlüssel öffnet die Tür, Angelika öffnet die Tür mit dem Schlüssel* – einen oder drei Lexikoneinträge annehmen. Wenn sie drei Verben *öffnen* annehmen, die jeweils verschiedene thematische Rollen zu sich nehmen: ein

Thema oder ein Thema und ein Instrument oder ein Thema, ein Instrument und ein Agens, dann muss man die eben alle im Gedächtnis haben. Wenn sie dagegen nur einen Lexikoneintrag für alle Auftretensformen von *öffnen* annehmen, dann müssen sie die Frage, was *öffnen* denn jetzt konkret bedeutet, in die syntaktische Verknüpfung packen. Dann könnte beispielsweise jede Bedeutungsvariante von *öffnen* eine eigene, unsichtbare syntaktische Tiefenstruktur haben, die sich von den anderen unterscheidet.

Wir sind immer noch bei der Frage, was man im Lexikon verortet und was man der Bedeutungskomposition via Syntax überlässt. Neben der Frage, wie man mit klassischen Wörtern, bspw. Verben, und mit Wortformen verfährt, gibt es auch diverse Abstufungen von mehr oder weniger fest gefügten, zusammengesetzten Ausdrücken, die eine mehr oder weniger kompositionelle Bedeutung haben. Denken Sie beispielsweise an *Es ist zum x-en*, also etwa *zum Kotzen*, *zum Aus-der-Haut-Fahren*, *zum Heulen*, *zum Verrücktwerden*. Denken Sie an *Guten Tag*, an *in Betracht ziehen*, an *Das wäre ja noch schöner*. Haben diese Ausdrücke bzw. in welchem Maß haben diese Ausdrücke komponierte Bedeutungen? Oder sollte man sie ganz oder in ihrem größten Teil dem Lexikon zuschlagen?

3. In welcher Beziehung stehen ambige zusammengesetzte Ausdrücke zum Kompositionalitätsprinzip?

Das Kompositionalitätsprinzip besagt in fast allen Formen sinngemäß: „Die Bedeutung eines zusammengesetzten Ausdrucks“ etc. pp. Was heißt hier „die Bedeutung“? Man muss das doch wohl so verstehen, dass es genau eine Bedeutung für einen zusammengesetzten Ausdruck gibt. Bei Sebastian Löbner klingt das besonders explizit so: „Die Bedeutung eines komplexen Ausdrucks ergibt sich eindeutig aus der lexikalischen Bedeutung seiner Komponenten, aus deren grammatischer Bedeutung und aus seiner syntaktischen Struktur.“ (Semantik, S. 14) In einem anderen meiner Podcasts nenne und illustriere ich zahlreiche Arten von Mehrdeutigkeit, auch Ambiguität genannt, und viele davon treten in zusammengesetzten Ausdrücken auf. Wie verhält sich das zum Kompositionalitätsprinzip? Ich sehe zwei Möglichkeiten: Entweder man schließt daraus, dass das Kompositionalitätsprinzip als allgemeine Aussage nicht gültig ist oder man bestreitet die Ambiguitäten. Zur ersten Alternative: Wer die Kompositionalität von Bedeutungen leugnet, möge einen besseren Vorschlag machen. Auf die zweite Alternative möchte ich etwas ausführlicher eingehen. *Ich sah den Mann mit dem Fernglas*. Wer hat das Fernglas? *Es war der Eimer des Knechts, den ich in den Burggraben warf*. Warf ich den Eimer oder den Knecht in den Burggraben? *Jeder Student liebte eine Professorin*. Genau eine Professorin oder irgendeine? *Kylie Jenner gefällt Douglas*. Wer gefällt hier wem? Wie könnte man dafür argumentieren, dass diese Sätze nicht ambig sind? Es gibt prominente Grammatiktheorien, die davon ausgehen, dass die Form, in der uns Sätze begegnen, nicht ihre eigentliche Form ist, sondern nur die letzte, die, die sie annehmen, wenn sie geäußert werden. An diesem Punkt sollen sie eine Geschichte von bestimmten Ableitungen hinter sich haben. Irgendwo an einer früheren Stelle im Ableitungsprozess sollen sie einmal eine eindeutige syntaktische Form gehabt haben. Die eigentliche Form soll dabei durch universelle syntaktische Strukturprinzipien zustande gekommen sein und die Veränderungen hin zur letzten, oberflächlichen Form sollen anderen Prinzipien geschuldet sein. Bestimmte Bedeutungsaspekte werden aber in früheren, in Bezug auf

diese Aspekte eindeutigen Ableitungsstufen von der syntaktischen Struktur abgelesen. Diese früheren syntaktischen Strukturen werden dabei als unsichtbar oder virtuell angenommen. Das ist die Position der Grammatiktheorie in der Tradition von Noam Chomsky, die Mainstream-Generative Grammatik. Die genannten Ambiguitäten existieren also nur in der Oberflächenform von Sätzen. Auf einer tieferliegenden syntaktischen Ebene sind sie eindeutig. Die Annahme von virtuellen oder unsichtbaren syntaktischen Ebenen ist sehr umstritten und böse Zungen behaupten, sie sind nur dazu da, um die universelle Gültigkeit des Kompositionalitätsprinzips zu retten.

4. *Wie verläuft die Bedeutungskomposition?*

Man sollte beim Kompositionalitätsprinzip nicht aus den Augen verlieren, dass es darin um sprachliche Bedeutungen geht, dass also die Bedeutung an sprachliche Ausdrücke geknüpft ist, das heißt, wie gehört, an Lexeme, ihre Form und ihre Verknüpfung. Ein ganz zentraler Punkt ist jetzt, dass je nachdem, wie man die Lexeme in ihrer Formausprägung und den syntaktischen Strukturen beschreibt, sich auch die Gestalt des Kompositionsprozesses verändert. Ich erzähle Ihnen wahrscheinlich nichts Neues, wenn ich Ihnen sage, dass es sehr verschiedene Grammatiktheorien gibt, die einen Satz ganz unterschiedlich beschreiben würden, zum Beispiel dependenzgrammatisch oder X-Bar-theoretisch oder konstruktionsgrammatisch. Dadurch, dass die Bedeutungskomposition an die Ausdrücke und ihre syntaktische Verknüpfung gebunden ist, verläuft sie gewissermaßen parallel zur syntaktischen Struktur. Man nennt das Homomorphismus zwischen syntaktischen und semantischen Strukturen. Denken Sie an einen Satz wie *Der Zocker isst keinen Salat*. Als Phrasenstruktur hätte er, stark vereinfacht, an der Spitze einen Satzknoten, der sich aufteilt in eine NP (*der Zocker*) und eine VP (*isst keinen Salat*). Die NP enthält einen Determinierer (*der*) und ein Nomen (*Zocker*), die VP löst sich auf in ein Verb (*isst*) und eine NP, die wiederum einen Determinierer (*keinen*) und ein Nomen (*Salat*) enthält. Die Bedeutungskomposition arbeitet sich nun im Strukturbaum von unten nach oben, bzw. von rechts nach links. Sie startet nun an der am tiefsten eingebetteten Stelle mit der Komposition der Bedeutungen von *keinen* und *Salat*. Daraus resultiert die Bedeutung der NP innerhalb der VP. Diese komponierte NP-Bedeutung verbindet sich dann mit der Bedeutung vom Verb *isst* und als Resultat bekommt man die komponierte Bedeutung der VP. Die verbindet sich dann mit der Bedeutung der obersten NP *der Zocker*, die natürlich auch komponiert ist aus den Einzelbedeutungen von *der* und *Zocker*. Zusammen bilden sie die Satzbedeutung. Diese Phrasenstruktur bildet sozusagen die Art der Verknüpfung, von der im Kompositionalitätsprinzip die Rede ist.

Jetzt wird auch ersichtlich, dass die Bedeutungskomposition ganz anders verläuft, wenn man eine andere Grammatiktheorie nimmt und die Satzstruktur anders beschreibt. Deutlich komplizierter wird es, wenn man verschiedene syntaktische Ebenen annimmt, auf denen verschiedene Aspekte der Bedeutung festgelegt werden, wie in Chomskys Minimalismus. Und diese ganze Frage hängt auch mit der anderen Frage zusammen, ob man die Bedeutungskomposition als einen kognitiven Prozess oder nur logisch-funktional beschreiben will. Beispielsweise würde man im Falle des kognitiven Prozesses

wohl kaum hinten im Satz anfangen und vorne enden. Als logisch-funktionale Operation kann einem*einer das egal sein.

Wie üblich könnte man noch sehr viel mehr dazu sagen. In anderen Podcasts hören Sie aber noch anderes zu Aspekten dieses Podcasts. Für diesmal sage ich aber *Danke fürs Zuhören* und *Ciao bis zum nächsten Mal*.

Literatur

Gutzmann, Daniel (2020): Semantik. Eine Einführung. Berlin: Metzler, 1–18.

Löbner, Sebastian (2015): Semantik: Eine Einführung. Zweite, aktualisierte und stark erweiterte Auflage. Berlin/New York: de Gruyter, 9–19.

Leitfragen

1. Welche anderen Formulierungen des Kompositionalitätsprinzips finden Sie im Netz?
2. Benennen Sie die Bedeutungskomponenten, die in die Gesamtbedeutung des folgenden Satzes eingehen: *Sie hörte die Rede in Österreich*. (Beachten Sie Ambiguitäten!)
3. Wie hängt das Kompositionalitätsprinzip mit dem Gedächtnis zusammen?
4. Was versteht man unter schwach oder partiell kompositionellen Bedeutungen? (Vielleicht finden Sie ja auch ein (eigenes) Beispiel?)

Folge 3: Wie arbiträr ist der Zusammenhang zwischen grammatischen Strukturen und Bedeutungsstrukturen?

Herzlich willkommen zu Ihrem Podcast zur Vorlesung Semantik und Pragmatik im Wintersemester 2020/21 an der HHU. Ich bin Simon Kasper und in dieser Folge spreche ich über die Frage: Wie arbiträr ist der Zusammenhang zwischen grammatischen Strukturen und Bedeutungsstrukturen? Hinter dieser Frage steckt mehr als das, was Ihnen ohnehin oder aus anderen Podcastfolgen längst bekannt ist, dass nämlich Ausdrücke mit Bedeutungen assoziiert sind, oder anders gesagt, konventionell verknüpft sind. Mit sprachlichen Ausdrücken meine ich sowohl Einzelausdrücke wie *Pferd* als auch zusammengesetzte Ausdrücke wie *Nietzsche umarmte das Pferd auf der Straße in Turin*. Analoges gilt für Einzelbedeutungen und zusammengesetzte, oder komponierte, Bedeutungen. Dann können wir auch von grammatischen Strukturen und Bedeutungsstrukturen sprechen. Die Frage dieser Podcastfolge, wie arbiträr der Zusammenhang zwischen sprachlichen Ausdrücken und Bedeutungen ist, bezieht sich natürlich auf die Dimension der Arbiträrheit, oder Beliebigkeit, des sprachlichen Zeichens. Erinnerung wir uns: Ferdinand de Saussure hat diesen Grundsatz formuliert. Er besagt, Zitat de Saussure,

„[d]as sprachliche Zeichen ist beliebig. So ist die Vorstellung ‚Schwester‘ durch keinerlei innere Beziehung mit der Lautfolge Schwester verbunden, die ihr als Bezeichnung dient; sie könnte ebensowohl dargestellt sein durch irgendeine andere Lautfolge: das beweisen die Verschiedenheiten unter den Sprachen und schon das Vorhandensein verschiedener Sprachen.“ (Saussure, Grundfragen, 79)

Saussure Ende. In anderen Sprachen haben nämlich die entsprechenden Vorstellungen andere Bezeichnungen. Dass keinerlei innere Beziehung zwischen dem Lautbild und der Vorstellung besteht, heißt, dass wir von einer Bezeichnung nicht durch eine natürliche oder logische Gesetzmäßigkeit auf das Bezeichnete schließen können, so wie von Rauch auf Feuer oder von einem Fußabdruck auf den dazu passenden Fuß. Man sagt dazu auch, das Lautbild sei nicht durch die Vorstellung motiviert, sondern unmotiviert. So hat auch die Lautfolge *Nietzsche umarmte das Pferd auf der Straße in Turin* scheinbar keine logische oder natürliche Verknüpfung mit der entsprechenden Vorstellung und sie haben auch keine Ähnlichkeit zueinander. Scheinbar. Was steckt also genau hinter der Frage, wie arbiträr der Zusammenhang zwischen Ausdrücken und Bedeutungen ist?

1. Relative Motiviertheit

Zitat de Saussure: „Der Grundsatz der Beliebigkeit des Zeichens gestattet doch, in jeder Sprache das völlig Beliebige, d. h. das Unmotivierte, von dem nur relativ Beliebigen zu unterscheiden. [...] [D]as Zeichen kann relativ motiviert sein.“ (de Saussure, Grundfragen, 156, meine Hervorhebungen). Zitat Ende. Eins von de Saussures Beispielen für relative Motiviertheit sind Zahlensdrücke. Das Wort, die Zeichenkette *elf* ist nicht durch die Vorstellung der Elfheit oder die Vorstellung der Ziffer 11 motiviert. Wenn wir nicht schon

Deutsch können, können wir aus der Vorstellung der Elfheit nicht ableiten, wie das deutsche Wort dafür lautet.

Dagegen ist das Wort *dreizehn* relativ motiviert. Wodurch ist *dreizehn* motiviert? Weil wir dabei an andere Ausdrücke denken, die mit Elementen von *dreizehn* assoziiert sind, z.B. mit *drei*, mit 7, mit 2, aber auch mit *zehn*, mit *vierzig*, *neunzig* und vielen anderen. Die Ausdrücke *drei* und *zehn* für sich genommen sind jeweils genauso unmotiviert wie *elf*, aber grammatisch verknüpft in dem Ausdruck *drei-zehn* sind sie relativ motiviert. Es gibt eine grammatische Regel im Sprachsystem, die diese relative Motiviertheit hervorbringt. Die Regel im Sprachsystem regelt, wie Verbindungen von Zahlwörtern zu interpretieren sind: *x* gegenüber *x-zehn*, dies gegenüber *x-und-y-zig*, dies gegenüber *x-hundert-y-und-z-zig*, und so weiter. Egal, welche arbiträren Zahlwort wir für *x*, *y* und *z* jeweils einsetzen, wenn wir sie nach der grammatischen Regel zusammensetzen, werden sie im Syntagma, in ihrer grammatischen Verknüpfung, durch diese Regel zu einem bestimmten Grad motiviert, und zwar, weil dadurch aus dem zusammengesetzten Ausdruck mittels Regelkenntnis seine Bedeutung zu einem gewissen Grad vorhergesagt werden kann. Möglicherweise weckt das in Ihnen Assoziationen mit dem Kompositionalitätsprinzip – die Bedeutung eines zusammengesetzten Ausdrucks ergibt sich aus den Bedeutungen der Einzelausdrücke und ihrer grammatischen Verknüpfung. Wenn Sie die Art der Verknüpfung kennen, brauchen Sie die Bedeutungen der Einzelausdrücke nicht zu kennen, um zumindest etwas über die Bedeutung des ganzen Ausdrucks zu sagen. Das ist zwar keine natürliche Ableitungs- oder Vorhersagebeziehung wie zwischen Rauch und Feuer, aber eine konventionelle, regelbasierte. Warum ist dann die Bedeutung von zusammengesetzten Zahlausdrücken nicht motiviert, sondern nur relativ motiviert? Im Geiste de Saussures wäre zu antworten, dass sowohl der Grundstock der Sprache, die einfachen Zeichen, als auch die grammatischen Regeln, mit deren Hilfe sie kombinierbar sind, arbiträr sind. Im Zusammenspiel von jeweils arbiträren einfachen Zeichen und grammatischen Regeln bildet sich aber so etwas wie eine teilweise wechselseitige Vorhersagbarkeit von grammatischen Strukturen und komponierten Bedeutungen.

In dem, was jetzt folgt, möchte ich Ihnen einige Beispiele zeigen, wie die völlige Arbitrarität der Sprache durchbrochen wird. Das heißt in Bezug auf die Ausgangsfrage: Dass es Motivationsbeziehungen zwischen grammatischen und Bedeutungsstrukturen gibt, die die völlige Beliebigkeit unterlaufen.

2. „Linking“ und thematische Rollen

In modernen Grammatiktheorien werden syntaktische Strukturen und semantische Strukturen jeweils als mentale Einheiten, als Wissensseinheiten, beschrieben. Sie bedienen sich bei semantischen Strukturen der Beschreibungsmittel, die Gottlob Frege entwickelt hat, auch wenn der in diesen Strukturen keine kognitiven Strukturen gesehen hat. Nach Frege haben Sätze aber eine Argumentstruktur: *Katharina zerbricht die Vase* lässt sich semantisch beschreiben mit dem Prädikat ZERBRECH und den Argumenten ‚Katharina‘ und ‚Vase‘. Auf syntaktischer Seite entspricht dem in modernen Grammatiktheorien das Verb *zerbricht*, die Subjekt-NP *Katharina* und die Objekt-NP *die Vase*. Das sind ganz parallele Strukturen. Das Argument ‚Katharina‘ wird mit der Subjekt-NP *Katharina*

assoziiert und das Argument ‚Vase‘ mit der Objekt-NP *die Vase*. Da aber syntaktische Strukturen in der jüngeren Linguistik als unabhängig von semantischen Strukturen begriffen werden, stellt sich jetzt die Frage, welches semantische Argument eigentlich grammatisch wie ausgedrückt werden soll. Warum wird nicht das semantische Argument ‚Katharina‘ als Objekt-NP ausgedrückt und das Argument ‚Vase‘ nicht als Subjekt-NP?

Bei dieser Frage ist es wichtig zu verstehen, dass das nur eine andere Formulierung der Titelfrage ist: Wie arbiträr ist der Zusammenhang zwischen grammatischen Strukturen und Bedeutungsstrukturen? Wenn dieser Zusammenhang bei unserem Beispielsatz völlig arbiträr wäre, wäre es nicht festgelegt, in welcher grammatischen Struktur die semantische Prädikat-Argumentstruktur ausgedrückt wird. Und umgekehrt wäre aus der Satzstruktur nicht erkennbar, welche Prädikat-Argumentstruktur er ausdrückt. Mit anderen Worten, er wäre nicht verständlich. Warum verstehen wir ihn trotzdem?

Man hat zeigen können, dass Argumente sich in Gruppen einteilen lassen, und dass die Gruppen in nicht arbiträrer Weise damit zusammenhängen, wie sie grammatisch ausgedrückt werden. Was ist hier mit „Gruppe“ gemeint? Damit sind die thematischen Rollen Agens, Verursacher, Experiencer, Rezipient, Thema, Patiens und so weiter gemeint. In *Katharina zerbricht die Vase* ist Katharina eine Verursacherin oder ein Agens, das heißt eine Ereignispartizipantin, die etwas an einem anderen Gegenstand verursacht bzw. die willentlich handelt. *Die Vase* wäre ein Thema oder ein Patiens, das heißt ein Ereignispartizipant, an dem sich etwas vollzieht bzw. der von etwas affiziert wird. Wie kommt man auf solche Rollen? Indem man gemerkt hat, dass sie in der Grammatik immer wieder kehren und grammatisch immer wieder gleich ausgedrückt werden. Vergleichen Sie *Katharina zerbricht die Vase* mit *Der Stein überrollt die Katze*, *Katja küsst ihre Freundin*, *Das regt mich auf*, *Niemand trinkt Alkohol*: Sätze mit Subjekt-Akkusativobjekt-Struktur, die Prädikat-Argumentstrukturen mit Verursacher oder Agens und Thema oder Patiens ausdrücken. Daran sehen Sie schon, dass der Zusammenhang zwischen Satzstrukturen und Prädikat-Argumentstrukturen etwas mit diesen Rollen zu tun hat. Jetzt achten Sie auf die folgenden Sätze:

- 1) *Die Vase zerbricht.*
- 2) *Der Stein zerbricht die Vase.*
- 3) *Katharina zerbricht die Vase mit dem Stein.*

In *Die Vase zerbricht* gibt es nur ein Argument, ein Thema. Wenn das gilt, wird es als Subjekt ausgedrückt. In *Der Stein zerbricht die Vase* haben wir als semantische Argumente den Stein mit der Verursacherrolle und die Vase als Thema oder Patiens. Das heißt, der Verursacher schiebt sich sozusagen in die Subjektfunktion, dann wird *die Vase* als Thema oder Patiens in die Objektfunktion geschoben. In *Katharina zerbricht die Vase mit dem Stein* ist das Argument ‚Katharina‘ jetzt als Agens als Subjekt ausgedrückt, das Instrument ‚Stein‘ als adverbiale Bestimmung und das Argument ‚Vase‘ erneut als Objekt.

Sie werden im Deutschen sehr viele Beispiele für genau den gleichen Mechanismus finden: *Die Tür ist geöffnet*, *der Schlüssel öffnet die Tür*, *Jemand öffnet die Tür mit dem Schlüssel* etc. Was ist diesen Fällen gemeinsam? Wenn es ein Agens gibt, wird es in einem

einfachen Aktivsatz immer Subjekt. Wenn es zwei Argumente gibt, wird das Agens Subjekt und das andere etwas anderes. Wenn man noch mehr Sätze vergleicht wird sich zeigen, dass es eine Hierarchie von thematischen Rollen gibt: Agens vor Verursacher vor Rezipient vor Thema und so weiter. Diese Hierarchie lässt Vorhersagen darüber zu, wie semantische Argumente grammatisch ausgedrückt werden. Ein vereinfachtes Beispiel: Bei den allermeisten Verben des Deutschen wird das Argument mit der relativ höheren Rolle in einem Aktivsatz als Subjekt und die niedrigere Rolle als eine Art Objekt oder als adverbiale Bestimmung ausgedrückt. Der Zusammenhang von semantischen und grammatischen Strukturen ist also alles andere als arbiträr, sondern relativ motiviert. Jetzt kann man natürlich fragen, woher die Hierarchie der thematischen Rollen kommt. Ihre Leistung ist in allen Sprachen aufweisbar, im Detail ist sie aber schwierig. Beispielsweise steht nicht fest, wie viele Rollen es gibt und wie sie sich genau definieren lassen. Der Verdacht liegt nahe, dass sie irgendwie natürlich, d.h. nicht konventionell ist, sondern sprachunabhängig relevant für die menschliche Kognition ist. Je nach grammatischem Regelsystem äußert sie sich nur verschieden in verschiedenen Sprachen.

3. Ikonische Motivation

Es gibt in der Sprache diverse Phänomene, die zeigen, dass sprachliche Formen ikonische Abbildungsverhältnisse zu semantischen Inhalten unterhalten. Ikonizität meint nach Charles Sanders Peirce das Phänomen, dass ein Zeichenträger seinem Bezeichneten in bestimmten Hinsichten ähnelt. Es handelt sich dabei also explizit um keine arbiträre Beziehung. Diese Ikonizität äußert sich allerdings nicht in Beziehungen zwischen Einzelausdrücken und ihren unzusammengesetzten Bedeutungen, sondern auf einer zweiten Ebene zwischen zusammengesetzten Ausdrücken und komponierten Bedeutungen, wobei die enthaltenen Einzelausdrücke jeweils arbiträr sind. Man nennt diese Ikonizität zweiter Stufe diagrammatische Ikonizität. Ich gebe Ihnen drei Beispiele dafür.

Erstes Beispiel: Pluralformen sind in den allermeisten Fällen länger beziehungsweise morphologisch komplexer als die entsprechenden Singulare: *Haus – Häuser, Baum – Bäume, Geschwindigkeit – Geschwindigkeiten, Auto – Autos* usw. Inwiefern ist das ikonisch zu Bedeutungsstrukturen? Hier ist es so, dass mehr an Ausdruck, also mehr an morphologischer Komplexität, auch mehr an Inhalt ausdrückt. Im Falle der Plurale drücken sie ein ganzzahliges Mehrfaches an dem aus, was die jeweiligen Singulare ausdrücken

Zweites Beispiel: *Katharina betrat das Restaurant, ging zu seinem Tisch und ohrfeigte ihn*. Inwiefern ist das ikonisch zu Bedeutungsstrukturen? Es gibt hier ein diagrammatisch ikonisches Verhältnis zwischen der Reihenfolge, in der das Geschehen stattfindet und der Reihenfolge der Teilsätze, die das Geschehen ausdrücken. Erst wird betreten: erster Teilsatz; dann wird zum Tisch gegangen: zweiter Teilsatz; und zum Schluss wird geohrfeigt: dritter Teilsatz. Das kann man natürlich auch anders ausdrücken, aber wenn es so ausgedrückt wird, verstehen wir es diagrammatisch ikonisch.

Drittes Beispiel: Es gibt Online-Datenbanken, die sogenannte „Sprachuniversalien“ sammeln. Universalien sind Eigenschaften, die absolut alle Sprachen oder zwischen

Sprachen überzufällig viele Sprachen aufweisen. Darunter befinden sich auch semantische Universalien; damit sind hier solche gemeint, die Zusammenhänge zwischen Bedeutungen und ihrem grammatischen oder lexikalischen Ausdruck betreffen. Ein Beispiel für eine solche Datenbank ist „The Universals Archive“, das an der Uni Konstanz beheimatet ist. In diesem Archiv können Sie gern mal browsen. Das Universal Nummer 592 aus diesem Archiv ist eines, das eine statistische Tendenz aufweist, aber nicht absolut universal ist. Ich paraphrasiere es so: Was syntaktisch eng zusammensteht, gehört semantisch eng zusammen. In allen Sprachen gibt es davon aber Ausnahmen. Dann steht das, was semantisch eng zusammengehört, syntaktisch nicht eng beieinander. Im Deutschen finden Sie zahlreiche grammatische Phänomene, die diesem statistischen Universal entsprechen. Die meisten Konstituenten oder Phrasentypen im Deutschen, NP, PP, AP, viele Instanzen von VPs, werden nicht durch Elemente von anderen Konstituenten unterbrochen, sondern bilden eine perfekte formale Einheit, die eine perfekt abgegrenzte Teilbedeutung zur Gesamtbedeutung, beispielsweise zur Satzbedeutung, beitragen: *Die ungerecht behandelte Katharina – NP – in dem kleinen Restaurant, das sie immer zusammen besucht hatten – PP*. Dagegen lautet es nicht: *Die in immer besucht zusammen Katharina ungerecht...* – Sie wissen, worauf ich hinauswill. Was semantisch eng zusammengehört, steht syntaktisch eng zusammen. Das zeigt ganz offensichtlich, dass syntaktische Einheiten semantisch motiviert sind. Die Tatsache, dass dieses Phänomen universell, wenn auch in allen Sprachen zu verschiedenen Graden aktualisiert ist, provoziert die Frage, inwiefern hier eine Art der natürlichen Motivation vorliegt. Das ist eine Art von Ikonizität, die suggeriert, dass sie durch die Funktionsweise unserer Kognition besteht.

Fast viertens möchte ich Sie noch auf ein Wörterbuch der Deutschen Gebärdensprache hinweisen. Dort können Sie sich von dem Grad der ikonischen Motivation in Gebärdensprachen überzeugen. Sie finden es unter <https://signdict.org>.

4. Historische Motivation

Zu den Grundannahmen des Strukturalismus nach Saussure gehört der methodische Grundsatz, dass sich sprachliche Strukturen nur einsichtsreich untersuchen lassen, wenn man entweder einen Sprachzustand untersucht, das macht die synchronische Sprachwissenschaft, oder wenn man ein sprachliches Phänomen oder verschiedene Sprachzustände in ihrer historischen Entwicklung untersucht, das macht die diachrone Sprachwissenschaft. Man sollte diese Hinsichten auf Sprache aber nicht vermischen.

Bisher haben wir nur aus synchroner Perspektive darauf geschaut, wie Ausdrucksphänomene semantisch motiviert sind und deshalb nicht voll arbiträr sind. Man kann Einzelausdrücke oder zusammengesetzte Ausdrücke und ihre Bedeutungen in unserem heutigen Deutsch natürlich auch in Bezug auf frühere Sprachzustände untersuchen. Sprachwandel vollzieht sich überraschend regelmäßig. Es gibt bekannte Ursachen für Sprachwandel, es gibt bekannte Resultate von Sprachwandel und es gibt sogar bekannte und sehr spezifische Mechanismen von Sprachwandel. Das neuhochdeutsche Verb *haben* ist heute als lexikalisches Verb vorhanden, aber in der Hauptsache als extrem häufiges Auxiliar. Wenn man weiß, dass *haben* sich durch den Mechanismus der Grammatikalisierung aus einem älteren Sprachzustand entwickelt hat,

in dem es einmal ‚halten‘ bedeutet hat, dann kann man mit gutem Grund sagen, die heutige Bedeutung sei historisch motiviert. Der Helm heißt schon seit dem Althochdeutschen *Helm* und hat immer das Gleiche bedeutet – mit der Ausnahme, dass eine Frisur heute despektierlich manchmal *Helm* genannt wird. Die Ausdrucks-Bedeutungs-Beziehung bei *Helm* ist deshalb auch historisch motiviert. Alles an einer natürlichen Sprache ist *auch* historisch motiviert. Weil das aber in der Analyse selten ein Differenzierungsmerkmal ist, wird es auch nur selten relevant, höchstens dann, wenn synchronische Sprachwissenschaftler*innen einmal vergessen, dass es diese Erklärungsdimension auch gibt.

Wie ich versucht habe anzudeuten, ist der Zusammenhang zwischen sprachlichen Ausdrücken und sprachlichen Bedeutungen auf arbiträrer Grundlage voller relativer Motiviertheit. Man könnte fast den Eindruck gewinnen, als sei die Arbitrarität tatsächlich die Ausnahme, obwohl die kleinsten Zeichen, die Morpheme, alle arbiträr sind. Wenn wir aber alles Zusammengesetzte betrachten, finden wir allenthalben relative Motiviertheit, als ob das das Eigentliche der Sprache wäre. Dabei möchte ich es diesmal bewenden lassen. Die Ausgangsfrage gibt noch viel Spannendes mehr her. Damit sage ich *Danke für Ihre Aufmerksamkeit* und *Tschüss bis zu einer anderen Folge*.

Literatur

Lehmann, Christian (2007): Motivation in language. Attempt at a systematization. In: Gallmann, P./Lehmann, C./Lühr, R. (Hrsg.), Sprachliche Variation. Zur Interdependenz von Inhalt und Ausdruck. Tübingen: Narr. [Zum Nachlesen auch möglich:

https://www.christianlehmann.eu/publ/motivation_in_language.pdf]

de Saussure, Ferdinand [1931] (2020): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Reprint der zweiten Auflage. Hrsg. v. Charles Bally und Albert Sechehaye. Berlin: de Gruyter.

SignDict. Berlin (<https://signdict.org/about>)

The Universals Archive. Konstanz. (<https://typo.uni-konstanz.de/archive/intro/index.php>)

Leitfragen

- 1) Schildern Sie in Ihren eigenen Worten, was das Prinzip der Arbitrarität besagt.
- 2) Wieso spricht man hinsichtlich der Zusammenhänge zwischen Ausdrücken und Bedeutungen gegebenenfalls von relativer Motiviertheit und nicht einfach von Motiviertheit?
- 3) Schildern Sie kurz in eigenen Worten, inwiefern thematische Rollen zeigen, dass die Beziehung von grammatischen und semantischen Strukturen nicht ganz arbiträr ist.
- 4) Erklären Sie eine der drei aufgeführten Arten von ikonischer Motivation.

Folge 4: Wie und was tragen deiktische Zeichen zur Äußerungsbedeutung bei?

Herzlich willkommen zu Ihrem Podcast zur Vorlesung Semantik und Pragmatik im Wintersemester 2020/21 an der HHU. Ich bin Simon Kasper und in dieser Folge spreche ich über die Frage: Wie und was tragen deiktische Zeichen zur Äußerungsbedeutung bei? In anderen Podcastfolgen ist Ihnen die Deixis wahrscheinlich schon begegnet, insbesondere in denen zur Abgrenzung von Semantik und Pragmatik. In diesen Podcastfolgen stelle ich sozusagen die „Standard“-Position vor, nach der die Semantik sich mit der kontextunabhängigen Bedeutung und die Pragmatik sich mit der kontextabhängigen Bedeutung von sprachlichen Ausdrücken beschäftigt. Mit der Unterscheidung von Kontextab- und -unabhängigkeit geht die Unterscheidung von Ausdrucks- und Äußerungsbedeutung einher. Die kontextunabhängige Ausdrucksbedeutung ist die, die wir bereits angeben können, ohne zu wissen, in welcher Situation der Ausdruck von wem gegenüber wem benutzt wird. Die kontextabhängige Äußerungsbedeutung ist dagegen die, die wir erst angeben können, wenn wir auch die Situation kennen, darunter die beteiligten Sprecher*innen und Adressat*innen, in der der Satz geäußert wird.

Hier und jetzt möchte ich zeigen, dass das Thema Deixis direkt an der Grenze von Kontextabhängigkeit und -unabhängigkeit und damit von Semantik und Pragmatik lokalisiert ist. Ich vermittele Ihnen zuerst eine allgemeine Vorstellung von Deixis zwischen Semantik und Pragmatik, zwischen Satz- und Äußerungsbedeutung, und gehe dann auf die verschiedenen Dimensionen der Deixis ein.

1. Deixis

Deiktische Zeichen sind solche, deren Bedeutung in Abhängigkeit von der Situation, in der sie geäußert werden, variiert. Die Äußerungssituation ist neben dem restlichen Text, der einen Ausdruck umgibt, und dem Weltwissen einer von drei Punkten, die zusammen den Kontext einer Äußerung bilden. Ein Beispielsatz mit deiktischen Zeichen ist *Ich war dort*. Wir können über die Satzbedeutung, also die kontextunabhängige Bedeutung, sagen, ‚da ist ein Individuum in der Sprechrolle, das aussagt, zu einem Zeitpunkt, der vom Sprechzeitpunkt aus gesehen in der Vergangenheit liegt, an einem Ort gewesen zu sein, der unterschieden ist von dem, den die sprechende Person zum Sprechzeitpunkt einnimmt.‘ Sie sehen: Die Satzbedeutung enthält schon eine ganze Menge an Informationen, jeder Ausdruck ist interpretierbar und nach vollständiger Bedeutungskomposition ergibt sich eine konsistente Satzbedeutung. (Falls Sie sich hier fragen, warum *dort* einen anderen Ort als den der Sprechenden Person zum Sprechzeitpunkt bedeuten soll: *Dort* in *Ich war dort* ist ein distales Ortsadverb, drückt also das Merkmal [-nah] aus, in Opposition zum proximalen *hier*, das das Merkmal [+nah] enthält.) Aber zurück zur Satzbedeutung: Was wir mit der Satzbedeutung nicht wissen, ist, auf welche Person sich *ein Individuum in der Sprechrolle* bezieht, zu welchem Zeitpunkt dieses Individuum spricht, auf welchen Zeitraum es sich bezieht, wenn es das Verb *sein* im Präteritum benutzt, und auf welchen Ort in diesem Zeitraum es sich mit *dort* bezieht. Die Satzbedeutung ist also vollständig und konsistent, aber wir merken: Über ihren Bezug zur Wirklichkeit wissen wir gar nichts.

Die kontextunabhängige Satzbedeutung enthält also eine ganze Menge an Informationen nicht, und zwar genau die, die ein Satz hätte, wenn er in einen echten Gebrauchskontext eingebettet wäre: 2020 in einer deutschen Stadt. Lilly sagt, „*Ey, Grampa, stimmt das, dass Axl Rose bei nem Gig mal nen Dude verprügelt hat, nur weil der ihn fotografiert hat?*“ Jochen antwortet, *Ja., Ich war dort.*“ Was können wir jetzt über die Bedeutung sagen? Jochen, der Großvater von Lilly, ist „das Individuum in der Sprechrolle“. Er sagt zu der Sprechzeit 2020 an dem Ort „deutsche Stadt“, dass ,er sich zu einem Zeitpunkt vor 2020 an dem Ort befunden hat, den die Frage seiner Enkelin impliziert, und dass zu dieser Zeit an diesem Ort passiert ist, was Lilly beschreibt.

Die kontextabhängige Bedeutung enthält also im Gegensatz zur kontextunabhängigen Bedeutung all die Informationen, die es überhaupt erst ermöglichen, Referenten zu identifizieren. Das hängt an den deiktischen Zeichen: Dem Pronomen der ersten Person *ich*, der Tempusbedeutung in *war* und dem Lokaladverb *dort*. Man weiß erst, worauf sie referieren, wenn man aus dem Satz selbst hinaus in den Kontext schaut, in dem er geäußert wird.

Das wäre anders, wenn der Satz lauten würde, *Jochen Kaiser war vor 2020 im damaligen Riverport Amphitheatre in St. Louis, als Axl Rose bei einem Guns'n Roses-Konzert einen Fan verprügelt hat.* In diesem Satz, der dieselbe Bedeutung hat, sind die Referenten bereits enthalten, weil die Ausdrücke, mit denen ich jetzt die deiktischen ersetzt habe, eine situationsübergreifende, also konstante Bedeutung haben und deshalb auch immer auf die gleichen Gegenstände und Sachverhalte referieren, wenn sie in einer Situation geäußert werden. Und genau das ist bei deiktischen Ausdrücken nicht der Fall. Je nachdem, wer wo wann spricht, referieren sie auf etwas anderes. Und auf was, das weiß man erst, wenn man in den Kontext hineinschaut. Deshalb, und diesen Zusammenhang sollten Sie verinnerlichen, sind Sätze mit deiktischen Ausdrücken nie kontextunabhängig wahr oder falsch.

2. Origo

Deiktische Zeichen sind Peirce'sche Indexe, Anzeiger. Der Ausdruck „Deixis“ kommt auch vom griechischen Verb für *zeigen*. Im Altgriechischen spricht man <ei> übrigens als /ei/, deshalb tue ich das auch. Lassen Sie sich nicht irritieren, wenn Sie mehrheitlich /daiksis/ hören. Was wird durch deiktische Ausdrücke gezeigt? Kommen wir nochmal auf das Beispiel *Ich bin dort* zurück, mit dem Jochen auf Lillys Frage geantwortet hat. Um zu verstehen, worauf Jochen mit der Äußerung und den darin enthaltenen deiktischen Ausdrücken referiert, müssen wir Folgendes tun: Wir müssen überlegen, was *ich* bedeutet, wenn gerade Jochen *ich* sagt, was *war* von dem Zeitpunkt aus gesehen bedeutet, wenn gerade Jochen *war* sagt, was *dort* von dem Ort aus bedeutet, an dem Jochen *dort* sagt. Denn *ich* bezieht sich auf etwas anderes, wenn Lilly *ich* sagt, die Vergangenheit ist eine andere, wenn Lilly *war* sagt und der Ort ist ein anderer, wenn Lilly *dort* sagt. Es ist, als müssten wir uns im Geist an die Stelle der Sprecher*innen versetzen, um nachzuverfolgen, wohin sie in den Raum, wohin sie in die Zeit, auf welche Personen sie zeigen. Die Bedeutungen von deiktischen Ausdrücken hängen also immer von der Person ab, die spricht. Und sie spannen um sich herum so etwas wie ein Zeigefeld mit mehreren

Dimensionen auf, darunter Raum, Zeit und Person. Sie können sich das wie ein Koordinatensystem vorstellen, an dessen Nullpunkt die sprechende Person sich befindet und, wenn sie deiktische, also zeigende Ausdrücke benutzt, von sich aus in diese Dimensionen zeigt. Unsere Aufgabe beim Verstehen ist es, in diesem Zeigefeld, in diesem Koordinatensystem die Orientierung zu behalten, indem wir die Referenz deiktischer Ausdrücke immer auf den Nullpunkt des Zeigefeldes der sprechenden Person zurückzubeziehen. Wenn Lilly anfängt zu sprechen, wechselt nämlich der Nullpunkt, dann müssen alle deiktischen Ausdrücke auf Lilly als Person, auf Lillys Sprechzeitpunkt und auf Lillys Sprechort zurückbezogen werden. Und das sind natürlich andere als die von Jochen. Die Nullpunkte von Jochen und Lilly, von denen aus sie, und Sprecher*innen überhaupt, in ihre mehrdimensionalen Zeigefelder hineinzeigen, wenn sie deiktische Ausdrücke benutzen, heißen „Origo des Zeigefelds“, also dort, von wo aus das Zeigen erfolgt. Die Origo wird prototypisch durch die Wörter *ich*, *hier* und *jetzt* markiert, die Nullpunkte der Person-, Raum- und Zeitdimensionen, oder -achsen, der Deixis. Diese Konzeption der Deixis stammt vom großen Karl Bühler, den Sie schon vom Organonmodell kennen. In jüngerer Zeit wurden diese drei Dimensionen noch durch zwei weitere ergänzt, die Sozial- und die Text- oder Diskursdeixis. Ich gehe sie jetzt der Reihe nach durch. Auf Details verzichte ich. Die finden Sie wie immer in der Literatur, vor allem bei Levinson.

3. Raumdeixis

Wir fangen mit der Raumdeixis an. Wir können die Lage von Objekten sprachlich prinzipiell mit zwei Strategien ausdrücken. Die erste kommt ohne raumdeiktische Ausdrücke aus und ist deshalb unabhängig von der Origo irgendeiner sprechenden Person. Das äußert sich dann in Ausdrücken wie *Der Bahnhof ist ungefähr 400 Meter von der Kirche entfernt* oder *Lilly war noch niemals in St. Louis*. Die andere Strategie besteht darin, die Lage von Objekten mittels raumdeiktischer Ausdrücke relativ zur Origo der sprechenden Person zu spezifizieren, etwa in *Er befindet sich in 200 Metern auf der rechten Seite* oder *Lilly war noch niemals dort*. Die prototypischen, rein raumdeiktischen Ausdrücke sind *hier* gegenüber *dort* und *da*. Sie sind wie sprachliche Zeigegesten und können auch von echten Zeigegesten begleitet werden. Dann zeigt man bei *hier* am ehesten irgendwohin vor sich – *ich brauche hier ein Skalpe-he-ll* – und bei *dort* und *da* irgendwohin im eigenen visuellen Feld, das nicht mehr im eigenen Nähebereich liegt – *Stell's dahin bitte*.

Ähnlich wie die Adverbien *hier* vs. *dort* und *da* verweisen die Demonstrativpronomen *dieses* und *das*, *dieses* und *jenes* ebenfalls auf Nahes und Fernes im Zeigefeld, aber nicht auf Bereiche, sondern auf Gegenstände im weiteren Sinne. *Das ist er* (plus Zeigegeste). *Dem sein Name fällt mir dauernd nicht ein*. Diese Demonstrativa werden sehr oft nicht raumdeiktisch verwendet – dann könnte man sie auch nicht mehr mit Zeigegesten begleiten –, sondern für Vor- und Rückverweise in Texten. Beispiel: *Wenn ich die Wahl zwischen Guns'n Roses oder 'ner feinen Metalband hätte, würde ich diese bevorzugen und jene verschmähen*, wo sich *diese* auf die im Text nähere Metalband und *jene* auf die im Text ferneren Guns'n Roses bezieht.

Es gibt auch raumdeiktische Verben, allen voran *kommen* und *gehen*. In Kombination mit raumdeiktischen Adverbialbestimmungen ergeben sich komplexe raumdeiktische Strukturen.

4. Temporaldeixis

Bei der Temporaldeixis verhält sich einiges wie bei der Raumdeixis. *Jetzt* markiert die Origo wie *hier*. *Sofort, gleich, bald, dann, nachher, später, morgen, demnächst* besetzen Punkte oder Abschnitte auf der Zeitachse von der Origo aus gesehen nach vorne, *eben, vorhin, gestern, früher, einstmals* nach hinten. Konzeptuell hängt die Zeitachse eng mit der Raumachse zusammen. Deshalb kann man den Ausdruck *jetzt* auch mit einer Zeigegeste verbinden, die man für *hier* benutzt. Ich, nach mehreren Beteuerungen meiner Tochter, gleich die Zähne zu putzen: *Putz bitte die Zähne. Jetzt!* plus Zeigegeste vor die eigenen Füße. Und wie bei *hier* kann *jetzt* sehr kurze und sehr lange Zeiträume beschreiben. Beim Fotoshooting: *Jetzt bitte nicht blinzeln!* gegenüber *Sie ist jetzt verheiratet*. Beim Verstehen zeitdeiktischer Ausdrücke ist viel Weltwissen nötig, vor allem über unser kalendrisches System: nächste Woche, vorletztes Jahr, vor zwei Monden.

Zu diesen zeitdeiktischen Ausdrücken, die immer modifizierende Funktion haben – sie sind fast immer adverbiale Bestimmungen oder Attribute – gibt es die grammatische Tempusspezifikation an finiten Verben. Tempus verpasst jedem Satz Temporaldeixis – sofern man „Satz“ auch über Finitheit definiert. Dann zeigt das Präsens auf die Sprechzeit, also die Origo, das Präteritum auf die Zeit, die der Sprechzeit vorangeht, Futur auf die Zeit, die der Sprechzeit nachfolgt, Plusquamperfekt geht der Präteritumzeit nochmal voran und Futur II folgt der Futur I-Zeit nochmal nach. In Kombination mit temporaldeiktischen Adverbialbestimmungen ergeben sich auch hier komplexe temporaldeiktische Strukturen.

5. Persondeixis

Mit Persondeixis sind weniger Personen als Rollen in der sprachlichen Interaktion gemeint. Das sind Sprecher*innen, Adressat*innen und Zuhörer*innen. Der zentrale Punkt ist, dass mit der Sprechrolle die Origo wechselt. Wenn also *ich, hier, jetzt* eben noch als von Jochens Origo kommend interpretiert werden mussten, müssen sie jetzt als von Lillys Origo kommend interpretiert werden. Und damit müssen natürlich auch alle weiteren deiktischen Ausdrücke, *früher, du, sie, meins, deins, euer* usw. entsprechend interpretiert werden. Um einer Wechselrede zu folgen, müssen wir also ständig überwachen, in wessen Koordinatensystem wir uns interpretativ gerade befinden und wir müssen alle deiktischen Ausdrücke stets auf die richtigen Origos zurückführen. Wie die Temporaldeixis in der Kategorie der Finitheit ist die Persondeixis in der grammatischen Kategorie Person grammatisch kodiert.

6. Sozialdeixis

Die Sozialdeixis ist eine der zwei deiktischen Dimensionen, die nachträglich zu Bühlers drei Dimensionen noch hinzugefügt wurden. Die Sozialdeixis bezieht sich darauf, wie manche Ausdrücke die sozialen Rollen von Sprecher*innen gegenüber Adressat*innen

oder gegenüber Zuhörer*innen oder gegenüber Referent*innen oder gegenüber der Kommunikationssituation anzeigen. Damit sind eigentlich Ausdrücke gemeint, die zum geschlossenen grammatischen System gehören. Im Deutschen trifft das meines Erachtens nur auf Anredepronomen wie *du* versus *Sie* zu, die im grammatischen System verankert sind. Abseits davon rekrutieren sich formelle oder informelle sprachliche Register aus einer offenen Liste von lexikalischen Einheiten. Sie würden mich und ich würde Sie beispielsweise wahrscheinlich nicht mit *Hey, Digga* ansprechen und mit *Hau rein* verabschieden. In vielen anderen Sprachen gibt es sehr viel mehr grammatikalisierte Formen und streng abgegrenzte Register dafür, wie die Sprechrolle zu oder über Adressat*innen, zuhörenden Dritten und abwesenden Dritten je nach sozialer Rolle spricht.

7. Textdeixis

Die Textdeixis umfasst Ausdrücke, die in Äußerungen verwendet werden, um auf vorangegangene oder nachfolgende Einheiten desselben Texts zu zeigen. Deiktisch sind diese Ausdrücke deshalb, weil das, worauf sie referieren, mit dem Text variiert, in den sie eingebettet sind. Textdeiktische Ausdrücke rekrutieren Mittel der Temporal- und Raumdeixis, weil wir Texte als räumliche und zeitliche Entitäten konzeptualisieren. Das äußert sich in Beispielen wie: *Was ich eben gesagt habe* oder *im Folgenden will ich...* usw. Oder mit den räumlichen *Dieser* oder *Das*: *Warte, diese Geschichte hast du noch nicht gehört: Also, ich war mit Katharina unterwegs...* usw. *Diese* bezieht sich hier auf die dann folgende Geschichte. Oder: *Blablabla... und am Ende bin ich doch noch gesund nach Hause gekommen. Ja, und das war es, was ich noch zur Ursache für meine Angst vor weißen Karnickel erzählen wollte.* Wichtig hierbei ist, dass die Referenten textdeiktischer Ausdrücke andere Ausdrücke im gleichen Text sind, aber nicht die Referenten der anderen Ausdrücke. Der Referent von *das eben* – *das, was ich noch erzählen wollte* – ist die Geschichte, die erzählt wurde. Die Geschichte hat als Referenz eine Folge von Ereignissen. Diese Folge von Ereignissen ist aber nicht die Referenz des textdeiktischen Ausdrucks *das*, sondern die Geschichte als sprachliche Einheit.

So viel also dazu, wie und was deiktische Zeichen zur Äußerungsbedeutung beitragen. Im Zentrum steht die Origo des Zeigefeldes mit den Dimensionen Raum, Zeit, Person, Soziales, Text. Sätze mit deiktischen Zeichen haben eine Satzbedeutung, aber wenn sie von jemandem in einer bestimmten Situation gegenüber jemandem geäußert werden, kommen die ganzen Komplikationen und Berechnungen zustande, die mit diesen Dimensionen im Zeigefeld zu tun haben. Sehr viele spannende Details musste ich hier auslassen. Viele davon haben damit zu tun, dass es in anderen Sprachen andere grammatische Kategorien gibt, durch die sich deiktische Bezüge äußern. Hier muss ich auf die Literatur verweisen. Jetzt sage ich aber erstmal *Danke fürs Zuhören* und *Ciao bis zum nächsten Mal*.

Literatur

Bühler, Karl [1934] (1982): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Stuttgart/New York: Gustav Fischer, 102–148.

Levinson, Stephen (2000): Pragmatik. Dritte Auflage. Tübingen: Niemeyer, 59–106.

Leitfragen

1. Inwiefern befindet sich die Deixis an der Grenze von Semantik und Pragmatik?
2. Was hat ein deiktischer Ausdruck mit der Origo und ihrem Zeigefeld zu tun?
3. Unterstreichen Sie die deiktischen Ausdrücke und geben Sie an, welcher Dimension sie angehören.

Werden Sie mir den Gefallen erweisen, mich in nicht allzu ferner Zukunft wieder zu beehren, um mir das an gleicher Stelle noch einmal zu erläutern?

Folge 5: Was setzen Äußerungen jenseits ihrer Hauptaussage voraus?

Herzlich willkommen zu Ihrem Podcast zur Vorlesung Semantik und Pragmatik an der HHU. Ich bin Simon Kasper und in dieser Folge spreche ich über die Frage: Was setzen Äußerungen jenseits ihrer Hauptaussage voraus?

1. Voraussetzungen

Möglicherweise stellen Sie sich bei dieser Frage wenig Konkretes vor. Ich möchte Sie also zunächst einmal dazu bringen, die Frage, welche Voraussetzungen eine Satzaussage hat, zu verstehen. Dazu beginne ich wieder einmal bei Frege. In diesem Zusammenhang erinnere ich an die zwei Frege-Podcasts, die es gibt. Mit Frege können wir an einem Satz wie *Boris Becker hat zwei Wohnzimmer* zunächst einmal seine Bedeutung – im weiteren Sinne wohl gemerkt – von einem Urteil über diese Bedeutung im weiteren Sinne unterscheiden. Um jetzt mit Urteil und Bedeutung weiterzukommen, müssen wir bei einer weiteren Differenzierung mitgehen, die Frege bei der Bedeutung im weiteren Sinne vornimmt. Er unterscheidet nämlich den Sinn eines Satzes von seiner Referenz. (Er sagt ganz unüblich „Sinn“ vs. „Bedeutung“ dazu. Wir bleiben bei Sinn und Referenz oder Bedeutung und Referenz.) Der Sinn ist die Art des Gegebenseins eines begrifflichen Inhalts. So haben die Ausdrücke *Boris Becker* und *Der, der Wimbledon als Wohnzimmer hat* die gleiche Referenz, den gleichen Bezugsgegenstand in der Wirklichkeit, aber sie präsentieren diesen Gegenstand auf verschiedene Weise. Das ist der Unterschied in der Art des Gegebenseins dieses Bezugsgegenstands und sie macht den Unterschied im Sinn der beiden Ausdrücke. Im Falle von Sätzen, aber nicht von isolierten Einzelausdrücken, besteht der Sinn in einem Gedanken. Das heißt auch, dass ein Satz auf semantischer Seite eine Komposition von Gedankenteilen ist. Frege beschreibt Gedanken prädikatenlogisch. Der Gedanke *Boris Becker hat zwei Wohnzimmer* bestünde semantisch aus dem Prädikat oder der Funktion HAB und den beiden Argumenten ‚Boris Becker‘ und ‚zwei Wohnzimmer‘. Wir hatten ja ein Urteil vom Inhalt getrennt, deshalb ist der Gedanke HAB (Boris Becker, zwei Wohnzimmer) etwas, das in seinem Bezug zur Wirklichkeit noch nicht beurteilt ist. Es ist nur ein Gedanke, der relativ zur Wirklichkeit sozusagen noch in der Luft hängt. Das Urteil besteht dann darin, den Gedanken als wahr oder falsch anzuerkennen. Und öffentlich wird dieses Urteil in einem Behauptungssatz wie *Boris Becker hat zwei Wohnzimmer*. Erst mit diesem Satz wird behauptet, dass Boris Becker zwei Wohnzimmer hat, der Gedanke ist noch keine Behauptung. Sagen wir, dass Boris Becker zwei Wohnzimmer hat, sei die Hauptaussage des Satzes *Boris Becker hat zwei Wohnzimmer*. Und die Referenz kommt ins Spiel, wenn der Satz zur Äußerung wird. Denn dann wird er in einem echten Kontext geäußert, in einer echten Weltsituation, für die sich dann die Frage stellt, ob die Äußerung in dieser Weltsituation zutrifft und wahr ist oder nicht zutrifft und falsch ist. Die Frage dieses Podcasts lautet, „Was setzen Äußerungen jenseits der Hauptaussage voraus?“ Damit ist also gemeint, dass die Hauptaussagen von Äußerungen, behauptete Gedanken, um sinnvoll behauptet werden zu können, noch weitere Voraussetzungen haben, von denen jetzt noch nicht die Rede war. Um diese Voraussetzungen geht es jetzt.

2. Semantische Präsuppositionen

Die Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, damit Äußerungen als behauptete Gedanken sinnvoll behauptet werden können, heißen „Präsuppositionen“. Das lateinische Verb *supponere* setzt sich aus *sub* ‚unter‘ und *ponere* ‚setzen, stellen, legen‘ zusammen, heißt also ‚etwas unter etwas setzen, legen oder stellen‘ oder auch ‚etwas unterlegen‘, ‚etwas unterstellen‘. Das Ganze mit dem Präfix *prä-* für ‚vor‘, auch ‚vorher‘ versehen, ergibt so etwas wie ‚von vornherein unterstellen‘. Eine Präsupposition ist also etwas ‚von vornherein Unterstelltes‘ oder einfach ‚Vorausgesetztes‘. Der Ausdruck stammt von Peter Strawson, der sich nach Frege und Bertrand Russell einflussreich mit dem Phänomen beschäftigt hat. Für Details der historischen Entwicklung verweise ich wieder mal auf die Literatur, insbesondere Stephen Levinson.

So, was setzen Äußerungen nun jenseits von ihrer Hauptaussage voraus, was präsupponieren sie? In dieser Frage ist nicht von ungefähr von „Haupt“aussage die Rede. Sätze und Äußerungen haben nämlich sozusagen auch Nebenaussagen. Und um diese Nebenaussagen drehen sich die Präsuppositionen. *Boris Becker hat zwei Wohnzimmer* behauptet, dass Boris Becker zwei Wohnzimmer hat. Darin stecken aber außerdem Urteile, also Bewertungen von Gedanken hinsichtlich ihrer Wahrheit oder Falschheit, die nicht behauptet werden, also nicht in die Form einer Äußerung gegossen werden. Eine Behauptung ergibt sich aus der funktionalen Gliederung des Satzes oder der Äußerung in Subjekt und Prädikat, grammatisch ausgedrückt durch eine NP im Nominativ und eine VP, deren finites Verb mit der NP im Nominativ in Person und Numerus kongruiert. Das bringt es mit sich, dass mit unserer Beispielaussage nur etwas über die Verknüpfung von Boris Becker und zwei Wohnzimmer behauptet wird. Nicht behauptet wird mit dieser Äußerung, dass es eine Person namens Boris Becker überhaupt gibt, denn dieses Urteil hat keine Behauptungsform bekommen, ihm entspricht keine Äußerung. Wenn man also sinnvoll behaupten will, dass Boris Becker zwei Wohnzimmer hat, dann muss dabei die Präsupposition erfüllt sein, dass es jemanden mit Namen Boris Becker gibt. Etwas allgemeiner: „Eine Aussage *A1* präsupponiert eine Aussage *A2* genau dann, wenn die Wahrheit von *A2* notwendige Voraussetzung ist für die Wahrheit oder Falschheit von *A1*.“ (Gabriel/Rott, Präsupposition, 332) Damit die Behauptung *Boris Becker hat zwei Wohnzimmer* also überhaupt wahr oder falsch sein kann, muss das, was sie präsupponiert, wahr sein. Wenn es nicht wahr wäre, würde Frege sagen, die Äußerung hätte keine Referenz, sondern nur einen Sinn.

Man kann sagen, dass die allermeisten Äußerungen in unserem Alltag Präsuppositionen haben. In den meisten Äußerungen wird das, wohinter zwar ein Urteil steckt, was aber nicht explizit behauptet wird, einfach als wahr vorausgesetzt. *Hi, Jochen, lange nicht gesehen. Bist du immer noch Querdenker?* präsupponiert, dass die mit *du* angesprochene Person, hier Jochen, früher schon Querdenker gewesen ist. *Wo habe ich denn die Schere hingelegt?* präsupponiert, dass es eine Schere gibt. *Biden will an Trumps Handelspolitik mit China vorerst festhalten* präsupponiert, dass es tatsächlich Personen bzw. Länder bzw. Gegenstände gibt, die mit *Biden, Trump, China* und *Handelspolitik von Trump mit China* bezeichnet werden. Usw. Man nennt solche Präsuppositionen Existenzpräsuppositionen.

Ein oder vielleicht das kennzeichnende Merkmal von Präsuppositionen ist, dass sie unter Negation erhalten bleiben. Stellen Sie sich vor, jemand versteht nicht, dass Sie mit Boris Beckers zweitem Wohnzimmer die Tennisplätze von Wimbledon meinen, und die Person sagt, *Boris Becker hat nicht zwei Wohnzimmer*. Dann wird damit zwar die Behauptung negiert, aber die präsupponierten Urteile nicht. Auch die negierte Äußerung präsupponiert die Existenz einer Person namens Boris Becker.

Es gibt bestimmte Arten von Ausdrücken, die Präsuppositionen auslösen, das heißt, auf Präsuppositionen hinweisen. In *Boris Becker bereut, dass er so viel Geld verzockt hat*, kommt die „faktiv“ genannte Präsupposition ‚Boris Becker hat viel Geld verzockt‘ durch das Verb *bereuen* zustande. Ähnlich mit *wissen*, *bemerken*, *erkennen* und anderen. Dagegen präsupponiert *Boris Becker bezweifelt, dass er so viel Geld verzockt hat* nicht, dass Boris Becker so viel Geld verzockt hat. Boris Becker täuscht vor, dass er so viel Geld verzockt hat, präsupponiert „nicht-faktiv“, dass es nicht der Fall ist, dass er so viel Geld verzockt hat. In *Boris Becker hat es geschafft, Wimbledon zu seinem Wohnzimmer zu machen*, kommt eine „lexikalisch“ genannte Präsupposition durch das Verb *schaffen* zustande, nach der Wimbledon tatsächlich das Wohnzimmer von Boris Becker ist. Anders in *Boris Becker hat versucht, Wimbledon zu seinem Wohnzimmer zu machen*. Hier kommt die gleiche Präsupposition nicht zustande. Andere Präsuppositionen sind an Nebensätze gebunden. Die folgenden sind „kontrafaktische“ Präsuppositionen: *Wenn Boris Becker BWL studiert hätte, wäre das nicht passiert*. Präsupposition: ‚Boris Becker hat kein BWL studiert.‘ *Wenn Boris Becker nicht Tennisprofi geworden wäre, hätte er BWL studiert*. Präsupposition: ‚Boris Becker ist Tennisprofi geworden.‘ Manche Präsuppositionen äußern sich nur in grammatischen Strukturen, so wie die Existenzpräsupposition von *vorhin*. So ist es auch mit der strukturellen Präsupposition: *Wer hat so viel Geld verzockt?* präsupponiert, dass jemand so viel Geld verzockt hat.

3. Pragmatische Präsuppositionen

Bis hier war die Rede von Präsuppositionen, die man als semantische Präsuppositionen bezeichnen könnte. Ich habe Präsuppositionen zwar auf der Äußerungsebene lokalisiert, weil erst auf der Äußerungsebene und nicht schon auf der Ausdrucksebene Referenz zustande kommt, und weil an Referenz Wahrheit und Falschheit gebunden sind, und weil über Wahrheit und Falschheit die Präsupposition definiert ist. Aber von Kontext war noch nicht die Rede und von Sprecher*innenbedeutung war auch noch nicht die Rede.

Die Pragmatik ist ja so definiert, dass sie sich mit der kontextabhängigen Bedeutung beschäftigt. Zum Kontext gehören der Ko-Text, also der größere Text, in den Ausdrücke eingebettet sind, die Situation und das Weltwissen. Unter der Situation finden wir die äußeren Umstände der Äußerungssituation, aber auch so etwas wie die Einstellungen und Wissensstände der Beteiligten. Die bisherigen Präsuppositionen funktionieren unabhängig von diesen Kontextfaktoren und können deshalb als semantische Präsuppositionen gelten. Das ist anders als bei sogenannten pragmatischen Präsuppositionen. Genauer gesagt, spielen dabei die Wissensstände der Beteiligten eine zentrale Rolle. Und zwar geht es dabei um das Wissen um den Wissensstand der Interaktionspartner*innen. Was wissen Produzent*in und Rezipient*in darüber, was das

jeweilige Gegenüber weiß und wissen sie, dass das Gegenüber weiß, dass sie wissen, was es weiß. Dieses Wissen, das die Beteiligten haben und von dem sie wissen, dass das Gegenüber es hat, heißt „gemeinsames Hintergrundwissen.“ Ihnen allen ist mindestens schon implizit klar, dass die Art und Weise, wie wir im Sprechen miteinander semantische und pragmatische Inhalte verpacken, sehr viel damit zu tun hat, wie viel wir glauben, dass unsere Gesprächspartner*innen bereits darüber wissen, wovon wir sprechen. Ob Sie sagen, *Der Robin hat mir 750 Euro geliehen* oder *Ich bin derzeit finanziell etwas in Schwierigkeiten. Ich habe zum Glück einen Kommilitonen und guten Freund, der keinen Mangel an Geld hat. Dieser Kommilitone hilft mir nun finanziell aus*, ob Sie also dieses oder jenes sagen, hängt zum Gutteil daran, was Sie wissen, oder zu wissen glauben, was Ihr Gegenüber schon über Ihre Situation und Ihre Freunde weiß und wie viel Präsupponiertes Sie ihm zumuten können. Die Idee stammt von Robert Stalnaker und besagt, dass eine Äußerung eine Aussage pragmatisch präsupponiert, wenn das wechselseitige Wissen über diese Aussage eine Voraussetzung dafür ist, dass die Äußerung angemessen ist. Hier ist jetzt nicht mehr die Rede davon, dass eine präsupponierte Aussage wahr sein muss, damit die Behauptung wahr oder falsch sein kann, sondern es ist von Angemessenheit die Rede, also davon, wann eine kooperative sprachliche Handlung gelungen und erfolgreich ist. Dieser Übergang markiert auch den Übergang von einer semantischen zu einer pragmatischen Präsuppositionstheorie. Stellen Sie sich vor, im Park dreht sich ein kleiner, älterer Mann mit einem stechenden Blick zu Ihnen um und sagt, *Aus dem Spiegel-Spiel des Gerings des Ringes ereignet sich das Dingen des Dinges*. Hier könnte man eine längere Liste an Präsuppositionen machen, die der Mann mit dieser Äußerung getätigt hat, wobei Sie aber die präsupponierten Aussagen an nichts in Ihrem als gemeinsam angenommenen Wissensbestand anbinden können. Die Äußerung wäre also unangemessen. In vielen Fällen, und das sind dann die alltäglichen, sind wir aber in der Lage, uns zu „akkommodieren“, das heißt, die Präsuppositionszumutungen, die andere uns, und wir anderen aufbürden, sind nicht so groß, so dass wir in der Lage sind, angemessen auf Äußerungen zu reagieren und dabei das Präsupponierte einfach als „neu“ in das (dann) gemeinsame Hintergrundwissen aufzunehmen. Jemand wendet sich im Park zu Ihnen um und sagt, *Entschuldigung, ich habe meinen Schlüsselbund verloren. Haben Sie einen gesehen?* Die Person präsupponiert: Ich habe einen Schlüsselbund. Das hat auch nicht zu Ihrem gemeinsamen Hintergrundwissen gehört, aber das ist etwas, das Sie sich vielleicht sogar denken konnten, und es wird Ihnen nicht schwer fallen, das auf Ihre innere Karteikarte über diese Person zu schreiben, so dass es, sollte sie noch etwas zu Ihnen sagen, zu Ihrem gemeinsamen Hintergrundwissen gehört.

Über Präsuppositionen gibt es noch eine Menge mehr zu sagen. Nicht alle Typen von Präsuppositionen sind hier zur Sprache gekommen und auch nur ein paar ihrer wichtigsten Eigenschaften, in deren Zusammenhang es ganz schön kompliziert werden kann. In einem weiteren Podcast geht es beispielsweise um andere Arten von nicht expliziten Informationen, die man aus dem Gesagten oder Geäußerten erschließen muss. Sie heißen Implikaturen und sie sind mitunter nur schwer von Präsuppositionen zu unterscheiden. Ich überlasse solche Fragen aber Ihren Semantik- bzw. Pragmatikseminaren, in denen es eher um solche Details geht, und verweise Sie alternativ

an das Präsuppositions-kapitel von Stephen Levinsons Pragmatik-Einführung. Für dieses Mal sage ich damit *Danke fürs Zuhören* und *Tschüss bis zum nächsten Mal*.

Literatur

Liedtke, Frank (2016): *Moderne Pragmatik. Grundbegriffe und Methoden*. Tübingen: Narr, 83–93.

Levinson, Stephen (2000): *Pragmatik*. Dritte Auflage. Tübingen: Niemeyer, 183–246.

Leitfragen

1. Beschreiben Sie in eigenen Worten, was eine (semantische) Präsupposition ist.
2. Beschreiben Sie in eigenen Worten, was eine pragmatische Präsupposition ist.
3. Besteht hier eine faktive Präsupposition? Begründen Sie Ihre Meinung: *Wenigstens wird Lilly dann nicht bereuen, Master studiert zu haben*.

Folge 6: Was und wie viel erschließen wir pragmatisch, weil es nicht gesagt wird?

Herzlich willkommen zu Ihrem Podcast zur Vorlesung Semantik und Pragmatik im Wintersemester 2020/21 an der HHU. Ich bin Simon Kasper und in dieser Folge spreche ich über die Frage: Was und wie viel erschließen wir pragmatisch, weil es nicht gesagt wird? Wir Menschen sind faul. Wir sagen meist weniger, als wir könnten, um uns verständlich zu machen. Wir sind aber auch sehr schlau und verstehen einander trotzdem, weil wir vieles einfach erschließen. Und wir haben untereinander ein Kommunikationsmittel entwickelt, das unserer Schlaueit und unserer Faulheit angemessen ist. Das Verhältnis zwischen der Faulheit beim Sprache Produzieren und der Schlaueit beim Sprache Verstehen ist in unserer Natur und Kultur schon angelegt. Überlegen Sie einmal, mit welcher unterschiedlichen Geschwindigkeiten die Sprachproduktion auf der einen Seite, ob gestisch, schriftlich oder sogar mündlich, und die gedanklichen Prozesse, die bei der Interpretation im Spiel sind, ablaufen. Wir müssen eben jede Menge Muskeln bewegen, um Sprache zu produzieren, und obwohl dabei schon unsere Feinmotorik im Spiel ist, ist es doch vergleichsweise ein gigantischer Aufwand, wenn man ihn mit den rein gedanklichen Aktivitäten vergleicht, die das Verstehen konstituieren. Das eine ist laaaaaangsaamaaam, das andere blitzschnell. Stephen Levinson gibt, frei von mir übersetzt, das Motto für diese Podcastfolge vor: „Schlussfolgern ist günstig, Artikulieren ist teuer, und deshalb benötigen wir ein Kommunikationssystem, das auf Schlussfolgerungen baut.“ (Presumptive meanings, S. 29)

Das bedeutet, wir brauchen ein Kommunikationssystem, das es systematisch erlaubt, mehr zu verstehen, als gesagt wird, weil Verstehensprozesse gegenüber allen Arten des Sagens schneller und leichter vonstattengehen. Jemand von Ihnen hat mir rückgemeldet, mich auf eineinhalbfacher Geschwindigkeit zu hören. Ich bin ja schon nicht der Schnellste beim Reden, aber stellen Sie sich vor, ich würde Ihnen weniger Dichtes und weniger Komplexes erzählen. Sie könnten mich vielleicht mit doppelter Geschwindigkeit hören. Die Sache ist, in der Sprache haben wir das Kommunikationssystem bereits, mittels dessen wir mehr verstehen, als gesagt wird. Wir bauen beim Verstehen bereits in hohem Maße darauf, aus Gesagtem auf nicht Gesagtes zu schließen. Ich möchte Ihnen heute erläutern, wie das geht.

1. Verortung

Orientieren wir uns erst einmal. Was ist das Gesagte, wenn ich sage, wir verstehen mehr, als gesagt wird? In einer ersten Annäherung können wir sagen, dass es sich dabei um die wörtliche Äußerungsbedeutung handelt, in der die Sprecher*innenbedeutung noch nicht berücksichtigt ist. Wir unterscheiden ja bei sprachlichen Ausdrücken die Ausdrucksbedeutung, die sprachliche Ausdrücke sozusagen schon ohne einen Kontext haben, in dem sie geäußert werden, von der Äußerungsbedeutung, in der die Ausdrucksbedeutung um alles ergänzt wird, was Ko-Text, Situation und Weltwissen beisteuern. Erst Äußerungen und nicht schon Sätze haben Referenten und unterhalten dadurch spezifische Beziehungen zur Wirklichkeit. Die Äußerungsbedeutung unterscheiden wir dann noch einmal von der Sprecher*innenbedeutung, die zum schon Gesagten noch Weiteres beisteuert, was Sprecher*innen wollen, dass Hörer*innen es

verstehen. Wenn es hier und jetzt darum geht, was zusätzlich zum Gesagten noch erschlossen werden kann, befinden wir uns mit dem Gesagten auf der Ebene der Äußerungsbedeutung und mit dem Erschlossenen am Übergang zur Sprecher*innenbedeutung.

Noch ein, zwei kleinere Hinweise zur tückischen Terminologie. Wenn in der Literatur die Rede davon ist, „was gesagt wird“ gegenüber dem, was erschlossen wird, entspricht das der Äußerungsbedeutung. Beachten Sie, dass in anderen Kontexten von der „Aussage“ von Sätzen die Rede ist. Dabei handelt es sich leider, denn das ist verwirrend, um etwas anderes, als wenn hier die Rede davon ist, „was gesagt wird“. Die Aussage lernen Sie nämlich in anderen Podcasts als den logischen Gehalt, als Proposition, als den Inhalt eines Satzes kennen, und nicht als den Gehalt einer Äußerung. Behalten Sie das im Hinterkopf. Eigentlich müsste hier „was gesagt wird“ ‚was geäußert wird‘ lauten. Und genau darauf werde ich mich jetzt auch verlegen, auch wenn es gegen die Literatur geht. Des Weiteren gibt es mehrere Ausdrücke für das, wovon gleich konkreter die Rede sein soll: Schluss, schließen, erschließen, Schlussfolgerung, schlussfolgern, Inferenz, inferieren. Man kann diese Ausdrücke als mehr oder weniger synonym verwenden. Bis hierhin habe ich sehr allgemein darüber gesprochen, was wir aus dem Gesagten noch inferieren, schlussfolgern, schließen, erschließen. In der pragmatischen Literatur hat die Art der Inferenz, von der gleich die Rede ist, einen eigenen Ausdruck bekommen, der spezifischere Bedeutung hat als die anderen Ausdrücke.

2. Die Lücke zwischen der Äußerungs- und der „implizierten“ Bedeutung

Lilly: *Kannst du mir sagen, wie viel Uhr es ist?* Jesus: *Die Vorlesung hat schon angefangen.* Das sind nicht zwei völlig isolierte Äußerungen, sondern eine gelungene Interaktion. Man könnte daran zweifeln, denn auf den ersten Blick hat *Die Vorlesung hat schon angefangen* keinen Bezug zur Frage *Kannst du mir sagen, wie viel Uhr es ist?* Denn was sollte die Frage, ob Jesus die Fähigkeit besitzt, Lilly die Zeit zu sagen, damit zu tun haben, dass eine irgendwie bekannte Vorlesung relativ zum Interaktionszeitpunkt in der Vergangenheit begonnen hat? Tatsächlich ist hier aber einiges im Spiel, was nicht geäußert wird. Mit der Frage fragt Lilly nämlich nicht nur, ob Jesus in der Lage ist, ihr die Zeit zu sagen, sondern uns ist klar, dass sie fragt, ob er in der Lage ist, ihr die Zeit der Interaktionssituation zu sagen, wie sie von einem üblichen Zeitmessgerät angezeigt wird, und wenn ja, ihr diese Zeit dann auch mitzuteilen. Und Jesus' Antwort ist auch nicht der gescheiterte Versuch, Lilly von ihrer Frage abzulenken, sondern vermittelt Folgendes: ‚Ich bin nicht in der Lage oder nicht willens, dir die Zeit unserer Interaktionssituation mitzuteilen, ich weiß aber, dass du weißt, und du weißt, dass ich weiß, dass die Vorlesung, in der wir beide jetzt sein müssten, regelmäßig um 12.30 Uhr anfängt, heute stattfindet und der jetzige Zeitpunkt nach 12.30 Uhr liegt.‘ Wie Jesus hier Lillys Frage versteht und wie Lilly, so wollen wir annehmen, Jesus' Antwort versteht, geht ganz offensichtlich weit über das hinaus, was jeweils geäußert wird. Jesus hat mehr verstanden und mehr geantwortet, als Lilly explizit gefragt hat und Lilly hat mehr verstanden, als Jesus explizit geantwortet hat, nämlich indem sie seine Äußerung als Antwort auf ihre Frage verstanden hat, obwohl diese Äußerung wörtlich genommen keinen Bezug zur Frage hatte. In anderen Podcastfolgen

erfahren Sie, dass die Semantik sich mit der Ausdrucksbedeutung und Teilen der Äußerungsbedeutung befasst und die Pragmatik sich mit anderen Teilen der Äußerungsbedeutung und der Sprecher*innenbedeutung befasst. Vor diesem Hintergrund ist klar, dass die Lücke, die sich hier in unserem Beispiel auftut zwischen der Äußerungsbedeutung und der Sprecher*innenbedeutung, in den Zustandsbereich der Pragmatik fällt. Solche Lücken werden von Lilly und Jesus und natürlich auch von Ihnen und mir durch eine Art pragmatischer Schlussfolgerung überbrückt, die ihr Entdecker, Herbert Paul Grice, „Implikatur“ genannt hat. Lilly hat mit ihrer Äußerung impliziert, dass Jesus ihr die gegenwärtige Zeit tatsächlich sagen soll, und Jesus hat mit seiner Äußerung impliziert, dass es nach 12.30 Uhr ist. Die Ausdrücke „Implikatur“ und „implizieren“ sind nicht dadurch zustande gekommen, dass „Implikation“ und „implizieren“ beim Scrabble auf den Boden gefallen und falsch wieder unter dem Tisch hervorgeholt worden sind, sondern sie sind Wortschöpfungen von Grice, die an „Implikation“ und „implizieren“ angelehnt, aber von ihnen unterschieden sind. Die Schlussfolgerung von Lillys expliziter Frage nach der Fähigkeit von Jesus, ihr die Zeit zu nennen, zur erschließbaren Aufforderung an ihn, ihr die gegenwärtige Zeit zu sagen, ist nämlich keine logische Implikation, die Implikation ist logisch nicht gültig. Aus der Frage nach der Fähigkeit, die Zeit zu nennen folgt logisch nicht die Aufforderung dazu, die Zeit zu nennen. Vielmehr handelt es sich um eine andere Art der Schlussfolgerung, nämlich eine, die sich laut Grice aus der allgemeinen Funktionsweise menschlicher Interaktion ergibt, nämlich aus dem Kooperationsprinzip. Wir gehen bei der Interaktion, ob sprachlich oder nicht, von diesem Prinzip aus, und vor dem Hintergrund dieses Prinzips ergeben sich dabei unsere Schlussfolgerungen in der Interaktion selbst. Wir können uns mit diesen Implikaturen irren, üblicherweise tun wir das aber nicht.

3. Das Kooperationsprinzip und die Konversationsmaximen

Grice formuliert das Kooperationsprinzip so: „Mache deinen Gesprächsbeitrag jeweils so, wie es von dem akzeptierten Zweck oder der akzeptierten Richtung des Gesprächs, an dem du teilnimmst, gerade verlangt wird.“ (Logic and conversation, S. 45) Zitat Ende. Um zu konkretisieren, wie das Kooperationsprinzip erfüllt wird, formuliert Grice noch vier Konversationsmaximen. Maximen sind konkrete Leitlinien für das eigene Handeln. Man muss bei diesen Bezeichnungen berücksichtigen, dass Grice weder das Kooperationsprinzip noch die Konversationsmaximen erfunden hat – so klingt das nämlich –, sondern er hat erkannt, dass sie im sprachlichen Handeln anscheinend wirksam sind, und er hat sie dann in der Form eines übergeordneten Prinzips und Leitlinien des Handelns rekonstruiert. Ich übersetze:

1. Maxime der Qualität
 - a. Sag nichts, wovon du glaubst, dass es unwahr ist.
 - b. Sag nichts, wofür du keine hinreichenden Belege hast.
2. Maxime der Quantität
 - a. Mache deinen Gesprächsbeitrag für die gegenwärtigen Gesprächszwecke so informativ wie nötig.
 - b. Mache deinen Gesprächsbeitrag nicht informativer als nötig.

3. Maxime der Relation

- a. Sei mit deinem Gesprächsbeitrag relevant.

4. Maxime der Modalität

- a. Sei verständlich, präziser:

- i) Vermeide eine unklare Ausdrucksweise.
- ii) Vermeide Mehrdeutigkeit.
- iii) Fasse dich kurz (d.h. vermeide Weitschweifigkeit).
- iv) Geh geordnet vor.

Befolgen wir in einem Großteil unserer Alltagskommunikation diese Maximen? Sagen wir nach bestem Wissen und Gewissen die Wahrheit und nichts als die Wahrheit, und zwar nur so informativ wie nötig, relevant für das gemeinsame Gespräch und in verständlicher Weise? Ja und Nein. A: *Ich geh jetzt zur Arbeit.* B: *Wir haben heute einen Termin beim Zahnarzt. Denkst du dran?* B scheint hier etwas zu A zu sagen, das keinen Bezug dazu hat. Aber A kann davon ausgehen, dass B kooperativ ist und die Konversationsmaximen befolgt. Was B sagt, muss also relevant sein. Bei der Arbeit sein bedeutet, nicht beim Zahnarzt zu sein. Also muss A daran denken, von der Arbeit rechtzeitig zum Zahnarzt zu gehen. B hat das bloß impliziert und anhand der Maxime der Relation konnte A es erschließen. Genauso bei *Heute soll es schneien. Zieh dir was Warmes an.* Wieder ist hier die Maxime der Relation verletzt. Was warm Anziehen mit Schneien zu tun hat, gehört nicht zum Geäußerten. Was damit gemeint ist, muss erschlossen werden. Und auch bei der Unterhaltung zwischen Lilly und Jesus war es so.

Konversationsmaximen werden mitunter durch das Geäußerte deutlich verletzt. A: *Kriegen die Kinder was?* B: *Von mir aus, aber kein E-I-S.* Maxime der Modalität verletzt: Vermeide eine unklare Ausdrucksweise. A: *Wo ist Hannah?* B: *Ihr Fahrrad steht unten vorm Haus.* Verstoß gegen die Maxime der Quantität: Mach deinen Gesprächsbeitrag so informativ wie nötig, und gegen die Maxime der Relation: Sei relevant. Dass die Konversationsmaximen verletzt werden, bedeutet aber keineswegs, dass jemand gegen das Kooperationsprinzip verstößt, dass jemand unkooperativ ist. Ganz im Gegenteil: Unsere Annahme von Kooperativität ist so robust, dass wir Verstöße gegen Konversationsmaximen so lange wie möglich als den Versuch verstehen, dass sie auf einer anderen Ebene damit doch eingehalten werden. *Von mir aus, aber kein E-I-S* ist eine unklare Ausdrucksweise, damit die Kinder das klar ausgedrückte Wort Eis nicht hören, die Botschaft beim Gegenüber aber trotzdem als relevant ankommt. *Ihr Fahrrad steht unten vorm Haus* erweist sich als informativ genug und als relevant, wenn man den Zusammenhang erschließt, dass wenn das Rad vorm Haus steht, Hannah in der Regel auch im Haus ist. In meinen Podcasts habe ich schon mehrfach Mehrdeutigkeit nicht vermieden, sondern absichtlich produziert, gegen die Maxime der Modalität. Damit habe ich aber meinen Gesprächsbeitrag Ihnen gegenüber relevant hinsichtlich Ihrer Vorlesungsinhalte gemacht, zu denen auch Mehrdeutigkeit gehört. Mit Äußerungen, die scheinbar die Konversationsmaximen verletzen, um sie auf anderer Ebene dann doch zu erfüllen, fordern Sprecher*innen uns auf, eine Abkürzung zu dem zu nehmen, was sie meinen, zur Sprecher*innenbedeutung. Die Abkürzung besteht darin, die Implikatur zu erkennen und nachzuvollziehen. Den gegenüber den Implikaturen langen Weg zu gehen hieße, die ganzen Zusammenhänge, die kommuniziert werden sollen, müüüühsaaaam

und laaaangsaam mittels Artikulatioooooon zu expliziiiiieren und sie zu interpretieren, ohne Implizites erschließen zu müssen. Wie gesagt, beim Kommunizieren auf Implikaturen setzen zu können, ist perfekt für Lebewesen, die schlaue genug für komplexe Schlussfolgerungen und dabei zu faul sind, alles, was sie denken, auch zu sagen.

4. Frege und Grice

Die Podcasts sind nicht der Ort dafür, alle möglichen scheinbaren Verletzungen und Rettungen des Kooperationsprinzips durchzubuchstabieren – dafür gibt's Pragmatikseminare und Lektüretitel – sondern vielmehr dafür, größere Zusammenhänge aufzuzeigen. Mit Grice bewegen wir uns primär in den 1950ern bis 1970ern. In den zwei Jahrzehnten vor und nach 1900 hatte Frege eine Aussagen- und eine Prädikatenlogik entwickelt, mit denen er sprachliche Bedeutungen erfassen konnte. Er hatte diese Logiken dafür gebraucht, dass er lückenlose logische Schlussfolgerungen durchführen konnte, für die er die natürliche Sprache für zu ungenau hielt. Aha, „lückenlos“... Warte mal, die „Lücke“ hatten wir doch eben schon... Ja, genau, die Lücke zwischen der expliziten Äußerungsbedeutung und der impliziten Sprecher*innenbedeutung“, die durch die Implikatur überbrückt wird. Und wissen Sie was, das ist zu weiten Teilen die gleiche Lücke, die wir bei Frege und Grice entdecken. Ein Beispiel für die Ungenauigkeit der natürlichen Sprache ist das natürlichsprachliche *und*. Logisch verknüpft es bloß zwei Aussagen: p und q. Die Aussage ist wahr, wenn p wahr ist und wenn gleichzeitig q wahr ist. Die Aussage ist logisch äquivalent zur Aussage q und p. Jetzt natürlichsprachlich: Lilly ist 28 Jahre alt und besitzt ein Pferd. Das ist nur dann wahr, wenn Lilly tatsächlich 28 Jahre alt und gleichzeitig ein Pferd besitzt. Der Satz ist bedeutungsgleich mit Lilly besitzt ein Pferd und ist 28 Jahre alt. So weit, so unproblematisch. Aber jetzt: Lilly steigt aufs Pferd und reitet los. Der Satz ist nicht bedeutungsgleich mit Lilly reitet los und steigt aufs Pferd. Das natürlichsprachliche *und* kann unter Umständen im Sinne einer zeitlichen Folge gelesen werden. Das macht zum Leidwesen Freges die natürliche Sprache unpräzise, weil ambig; die Theorie der Implikaturen kann die Bedeutung des natürlichsprachlichen *unds* aber jetzt erfassen, so wie Frege es noch nicht konnte. Das *und* wird im Sinne einer zeitlichen Abfolge gelesen, weil es der Maxime der Modalität, Untersatz: „Geh geordnet vor.“ entspricht. Was zuerst kommt, sag auch zuerst. Und wenn man die zeitliche Folge durch Implikatur erschließen kann, dann braucht man sie nicht sprachlich explizit zu machen. Auf diese Weise lässt sich mit Grice' Mitteln illustrieren, dass selbst das an der Sprache, was Frege bloß als Unzulänglichkeit abgetan hat, noch System hat.

5. Differenzierungen

Ich möchte noch einige Differenzierungen an Implikaturen vornehmen. Die Beispiele, die ich bis hierhin gebracht habe, sind solche von „konversationellen“ Implikaturen. Konversationelle Implikaturen sind, wie der Name schon andeutet, kontextabhängig. Das heißt, die Implikatur kommt nicht in allen Kontexten zustande, in der eine bestimmte Äußerung getätigt wird. Lilly spricht laut zu Jesus, als sie die Tür zum Vorlesungssaal aufmacht: ... *und ich so, ‚Das kannst du doch nicht machen!‘* Jesus: *Die Vorlesung hat schon angefangen.* Implikatur: Sei leise! Vergleichen Sie das mit dem früheren Beispiel: Lilly:

Kannst du mir sagen, wie viel Uhr es ist? Jesus: *Die Vorlesung hat schon begonnen.*
Implikatur: Es ist nach 12.30 Uhr.

Daneben hat Grice noch von „konventionellen“ Implikaturen gesprochen. Ob man solche Implikaturen annehmen soll, ist umstritten. Konventionelle Implikaturen sind solche, die konventionell aus Ausdrucksbedeutungen hervorgehen, aber nichts zum Wahrheitswert einer Aussage, einer Proposition beitragen. Daher, dass sie an der konventionellen Ausdrucksbedeutung hängen, haben sie auch nichts mit den Konversationsmaximen zu tun. Ein Beispiel ist *Lilly ist 28 Jahre alt und besitzt ein Pferd* gegenüber *Lilly ist 28 Jahre alt, aber besitzt ein Pferd*. Die beiden Sätze haben die gleichen Wahrheitsbedingungen. Sie sind wahr, wenn sowohl der erste als auch der zweite Teilsatz wahr ist. Dass bei dem zweiten komplexen Satz mit *aber* ein Gegensatz zwischen den Teilaussagen besteht, ist eine konventionelle Implikatur. Andere Ausdrücke, die solche Implikaturen hervorrufen, sind *folglich* oder *deshalb*. Wenn Sie Implikatur hören, sollten Sie vor allem an konversationelle denken.

Unter den konversationellen Implikaturen werden dann noch einmal generalisierte und partikularisierte unterschieden. Die partikularisierten sind wiederum die, für die ich Beispiele gebracht habe, bei denen also die Implikatur von Kontext zu Kontext schwanken kann. Die generalisierten konversationellen Implikaturen sind relativ kontextunabhängig, aber trotzdem konversationell. Levinson (Presumptive meanings, S. 16–17) gibt ein Beispiel zur Abgrenzung der generalisierten und partikularisierten konversationellen Implikaturen. A: *Wie spät ist es?* B: *Einige Gäste gehen schon.* Partikularisierte konversationelle Implikatur: *Es muss spät sein.* Generalisierte Variante: *Nicht alle Gäste gehen schon.* Anderer Kontext: A: *Wo ist John?* B: *Einige Gäste gehen schon.* Partikularisierte konversationelle Implikatur: *Vielleicht ist John auch schon gegangen.* Generalisierte konversationelle Implikatur: *Nicht alle Gäste sind schon gegangen.*

Aber was unterscheidet jetzt die generalisierten konversationellen von den konventionellen Implikaturen? Alle konversationellen Implikaturen sind „streichbar“, die konventionellen nicht. Durch einen Zusatz kann eine konversationelle Implikatur gestrichen werden, ohne dass ein Widerspruch entsteht: *Einige Gäste gehen schon, ja sogar alle.* So wird die generalisierte konversationelle Implikatur, dass nicht alle Gäste gehen, gestrichen, ohne dass ein Widerspruch entsteht. Konventionelle Implikaturen lassen sich nicht widerspruchsfrei streichen. *Lilly ist 28, aber besitzt ein Pferd.* Der Zusatz, *Das ist nicht ungewöhnlich* ergibt durchaus einen Widerspruch, weil es dem *aber* widerspricht. Für alle Implikaturtypen gibt es Diagnostetests, aber auch dafür ist hier nicht der richtige Ort.

Das soll es für diesmal gewesen sein mit der Frage, was und wie viel wir pragmatisch erschließen, weil es nicht gesagt wird. Die Antwort dreht sich voll und ganz um Implikaturen. Ich danke Ihnen wieder einmal für Ihre Aufmerksamkeit und sage *Ciao bis zum nächsten Mal.*

Literatur

Finkbeiner, Rita (2015): Einführung in die Pragmatik. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 21–31.

Levinson, Stephen (2000): Pragmatik. Dritte Auflage. Tübingen: Niemeyer, 108–144.

Zitate aus:

Grice, Paul H. (1975): Logic and conversation. In: Cole, P./Morgan, J. L. (Eds.): Speech acts. New York/Academic Press, 41–58.

Levinson, Stephen (2000): Presumptive meanings. The theory of general conversational implicature. Cambridge: MIT Press.

Leitfragen

1. Inwiefern ist ein Kommunikationssystem, das auf Schlussfolgerungen baut, für uns günstig?
2. Geben Sie ein eigenes Beispiel für eine Äußerung, die gegen die Maxime der Qualität verstößt, aber kooperativ ist.
3. Was haben Implikaturen mit Freges Programm zu tun?
4. Geben Sie ein eigenes Beispiel für eine generalisierte konversationelle Implikatur.

Folge 7: Braucht es zum Verstehen komplexer Ausdrücke mehr als ein Prinzip der Relevanz?

Herzlich willkommen zu Ihrem Podcast zur Vorlesung Semantik und Pragmatik an der HHU. Ich bin Simon Kasper und in dieser Folge spreche ich über die Frage: Braucht es zum Verstehen komplexer Ausdrücke mehr als ein Prinzip der Relevanz? Die Frage erinnert Sie möglicherweise an eine der vier Konversationsmaximen von Paul Grice. Und damit liegen Sie richtig. Ich werde das zunächst etwas ausführen, obwohl dem ein eigener Podcast gewidmet ist, und mich dann der eigentlichen Frage zuwenden, ob mehr als ein Prinzip der Relevanz nötig ist.

1. Ausgangspunkt bei Paul Grice

Paul Grice hatte erkannt, dass wir in der sprachlichen Kommunikation (und auch in der nichtsprachlichen Interaktion) in aller Regel einem Kooperationsprinzip folgen. Nach diesem Prinzip können wir in aller Regel davon ausgehen, dass Gesprächsbeiträge anderer so gestaltet sind, wie es der akzeptierte Zweck des Gesprächs verlangt. Mit anderen Worten: dass Gesprächsbeiträge kooperativ gestaltet sind, damit wir sie im Sinne dessen verstehen können, was Sprecher*innen damit meinen. Das ist weniger trivial, als es sich anhört. Klar, in aller Regel verstehen wir einander, zum Beispiel Sie mich, hier und jetzt. Aber denken wir an alltägliche Face-to-face-Interaktionen, dann zeigt sich, dass wir sehr oft sehr viel mehr verstehen, als explizit gesagt oder besser, geäußert, wird. Stellen Sie sich vor, Sie radeln gemeinsam mit Ihrer Freundin und stellen fest, dass Ihr Licht nicht geht. Sie sagen: *Mist, mein Licht geht nicht.* Und Ihre Freundin sagt: *Im nächsten Ort ist ein Fahrradladen.* Hier hat die Ausdrucks- und Äußerungsbedeutung Ihrer Äußerung keinen erkennbaren Zusammenhang mit der Ausdrucks- und Äußerungsbedeutung der Antwort Ihrer Freundin. Die Ausdrucksbedeutung betrifft dabei die konventionelle Bedeutung des Satzes unabhängig vom Kontext. Die Äußerungsbedeutung fügt der Ausdrucksbedeutung solche Bedeutungsaspekte noch hinzu, die die konventionellen Ausdrücke annehmen, wenn Sie in konkreten Kontexten gebraucht werden. Sie gehen nach dem Kooperationsprinzip natürlich davon aus, dass Ihre Freundin mit ihrem Gesprächsbeitrag Bezug auf Ihre Äußerung nimmt. Und Sie verstehen die Äußerung Ihrer Freundin auch tatsächlich so, dass der Fahrradladen im nächsten Ort hilfreich bei der Wiederherstellung Ihres Lichts sein könnte. Das müssen Sie aber erschließen, weil Ihre Freundin es nur implizit gemeint, aber nicht explizit gesagt hat. Grice hat dafür den Ausdruck „implikieren“ bzw. „Implikatur“ geprägt. Und um den Schlussfolgerungsweg vom Geäußerten zum Erschlossenen zu erklären, hat Grice vier Konversationsmaximen formuliert, die das Kooperationsprinzip darum ergänzen, wie Gesprächsbeiträge gestaltet sein müssen, um als kooperativ zu gelten. Das sind die Maximen der Qualität, Quantität, Relation und Modalität. Die Maxime der Relation fordert die Relevanz des Gesprächsbeitrags ein. Im Falle solcher Äußerungen wie die Ihrer Freundin werden offenbar Maximen verletzt: Sie sagt offenbar nichts Relevantes (Maxime der Relation) und ist nicht informativ genug (Maxime der Quantität). Sie zweifeln aber nicht an ihrer Kooperativität (Kooperationsprinzip) und schließen, dass sie diese Maximen verletzt, um sie auf einer übergeordneten Ebene doch zu erfüllen. Sie folgern, dass ihr Beitrag doch

relevant sein muss und kalkulieren, auf welche Weise. Sie kommen darauf, dass die Maxime der Quantität doch erfüllt ist: Ihre Freundin sagt nur so viel, wie nötig ist, und nicht mehr, damit Sie sie verstehen können. Die Schlussfolgerungen auf Basis von Implikaturen sind sehr effektiv. Sie kommen zugleich der Maulfaulheit von Sprecher*innen und den anstrengungslosen Schlussfolgerungsfähigkeiten von Rezipient*innen entgegen.

2. Die Relevanztheorie von Sperber und Wilson

Der Ansatz von Grice ist kaum ausgearbeitet und er ist von verschiedenen Forscher*innen aus- und umgearbeitet worden. Ich nenne hier nur Laurence Horn und Stephen Levinson. Er hat auch Anlass zu alternativen Ansätzen gegeben, die bei Grice anknüpfen, um ihm dann zu widersprechen. Dazu gehört der Ansatz von Dan Sperber und Deirdre Wilson namens Relevanztheorie. Jetzt sollte auch die Ausgangsfrage dieses Podcasts langsam Sinn ergeben: Braucht es zum Erfassen der Sprecher*innenbedeutung mehr als ein Prinzip der Relevanz? Sperber und Wilson sagen *Nein*. Und wie der Name ihrer Theorie schon andeutet, nehmen sie Ausgang bei Grice' Maxime der Relation, die die Gesprächsrelevanz von Gesprächsbeiträgen einfordert. Sperber und Wilson kommen aber anders als Grice aus den Kognitionswissenschaften und stehen in Sachen Kognition vielen Annahmen der Kognitiven Linguistik nahe. (Linguistisch, so möchte ich nur einschieben, sind sie allerdings keine Kognitiven Linguist*innen, da sie an die Generative Grammatik anknüpfen.) Grice dagegen kommt aus der analytischen Philosophie. Der Unterschied ist relevant. Sperber und Wilson untersuchen Bedeutung als kognitives Phänomen. Die theoretischen Unterscheidungen, die sie treffen, sollen kognitiven Unterschieden entsprechen. Grice untersucht Bedeutung als philosophisches Problem. Er, wie alle analytischen Philosoph*innen, trifft theoretische Unterscheidungen je nachdem, was ihm dabei hilft, diese Probleme zu lösen. Diese Unterscheidungen müssen aber keinen kognitiven Unterschieden entsprechen. Ein Beispiel für diesen Unterschied im Theoretisieren sind die Bedeutungsschichten der wahrheitsfunktionalen Semantik: die Ausdrucksbedeutung, die Äußerungsbedeutung, die Sprecher*innenbedeutung. Das sind theoretische Abstraktionen, der Unterschied zwischen diesen Ebenen muss nicht Unterschieden entsprechen, die sich in kognitiven Aktivitäten zeigen. In der Kognitiven Semantik operiert man dagegen eher mit der kognitiven Aktivität der Schematisierung, nach der bestimmte Bedeutungsaspekte bestimmten Schematizitätsgraden von Konzepten entsprechen.

Jedenfalls haben Sperber und Wilson jetzt den Relevanzgedanken von Grice aus dessen philosophischem Ansatz herausgelöst und zum Zentrum ihres kognitionswissenschaftlichen Ansatzes gemacht. In einem solchen Ansatz ist auch besser Platz für Ökonomieerwägungen, also für die Annahme, dass sprachliche Kommunikation so ablaufen müsste, dass mit dem geringstmöglichen Aufwand der größtmögliche Effekt erzielt wird – Stichwörter „Maulfaulheit“ und „Anstrengungslosigkeit von Schlussfolgerungsaktivitäten“. Der Effekt besteht dann darin, dass man etwas neues weiß bzw. eine neue Annahme über die Wirklichkeit unterhält. Vor dem Hintergrund dieses Ökonomieprinzips haben sie das Relevanzprinzip formuliert. Es besagt, dass Äußerungen

im Kommunikationskontext die größtmögliche Relevanz aufweisen. Überlegen Sie: Wenn man mit dieser Annahme in eine Konversation hineingeht, dann geht es nur noch darum, als relevant vorausgesetzte Gesprächsbeiträge in ihrer Bedeutung so aufzufalten, dass sie die größtmögliche Relevanz für uns haben. Hier wird die Bedeutung sozusagen von oben, von der Relevanz her konstruiert und nicht additiv von unten über Ausdrucks-, Äußerungs- und Sprecher*innenbedeutung. Das soll nicht heißen, dass Ausdrücke keine Bedeutung haben. Sperber und Wilson gehen davon aus, dass es einen sprachlichen Code gibt, also ein System von Zeichen, aber ähnlich wie in der Kognitiven Linguistik sagen sie, dass diese Zeichen mit ihrer konventionellen Bedeutung nur Ansatzpunkte oder Zugangspunkte zur Konstruktion der intendierten Bedeutung einer konkreten Äußerung sind. Diese Konstruktion der intendierten Bedeutung erfolgt durch pragmatische Inferenzen. (Inferenz ist übrigens ein Oberbegriff für alle möglichen Arten von Schlussfolgerungen.) Oberstes Prinzip dieser pragmatischen Inferenzen ist die Annahme der maximalen Relevanz der Äußerung. Man kann also sagen, dass nach dieser Sichtweise Äußerungen die intendierte Bedeutung schon enthalten und durch die Inferenzen, die Sperber und Wilson Explikaturen nennen, nur auseinandergelegt werden. Der Ausdruck „Explikatur“ kontrastiert absichtlich mit Grice' „Implikatur“. Sperber und Wilson möchten damit betonen, dass das Inferierte nicht auf etwas explizit Geäußertes noch draufgepropft wird, sondern schon drin ist und nur auseinandergelegt werden muss. Mit anderen Worten: Aus der konventionellen Ausdrucksbedeutung und Kontextwissen wird eine Explikatur gezogen, die letztendliche Äußerungsbedeutung, und das Schlussverfahren ist von der unterstellten maximalen Relevanz dominiert. Die Ausdrucksbedeutung und das Kontextwissen fassen Sperber und Wilson in Form von logischen Formeln, sie verpassen ihnen eine logische Form, um das Bedeutungsgeschehen zu formalisieren. Gelingt die Explikatur, ist die Äußerung relevant, und je weniger logische Kontextformeln dafür nötig sind, desto relevanter ist sie.

3. Inferenz

Sperber und Wilson gehen davon aus, dass für den Inferenzprozess bei der Kommunikation, der zu einer Explikatur führt, ein spezielles kognitives Modul zuständig ist. Im Hintergrund nehmen sie also eine modular organisierte Kognition an und damit weichen sie fundamental von den Annahmen der Kognitiven Linguistik ab und sind sehr gut anschlussfähig an die Generative Grammatik, die ebenfalls von solchen Modulen ausgeht. Wie dem auch sei, das Modul wird angesprochen durch sogenannte „ostensive“ Reize, also wahrnehmbare Reize, die unsere Aufmerksamkeit erregen und uns suggerieren, dass jemand eine „kommunikative Absicht“ verfolgt, mit anderen Worten: uns etwas kommunizieren möchte. Das kann beispielsweise ein beharrliches Anstarren, ein Flirt-Lächeln, ein Zurücklehnen, um uns den Blick auf etwas freizugeben, oder ganz einfach ein verbales Ansprechen sein. Mit dem Erkennen der kommunikativen Absicht beginnt die Arbeit des Moduls und sie besteht im Weiteren dann darin, die „informative Absicht“ zu erschließen, also das, was die Person mit der kommunikativen Absicht uns kommunizieren möchte. Hier kommen jetzt also die logischen Formen der codierten Nachricht und die logischen Formen des kontextuellen Wissens ins Spiel, auf deren Basis

die Inferenzen vorgenommen werden. Sie haben Ihre Freundin informiert, dass Ihr Licht nicht geht und sie sagt, dass im nächsten Ort ein Fahrradladen sei. Sie gehen nun davon aus, dass diese Information maximal relevant für Sie ist, das heißt, dass sie für Sie minimalen Verarbeitungsaufwand bei maximalem kognitivem Effekt bedeutet, dass sie also Ihr Wissen über das Problem mit Ihrem Licht erweitert. Und das ist ja auch der Fall, wenn Sie Folgendes schließen: Sie wissen nicht, wie Sie Ihr Licht wieder zum Leuchten kriegen. Sie brauchen dafür Hilfe. Wenn dieser Ort aus der Äußerung Ihrer Freundin ohnehin auf Ihrem Weg liegt und Sie zu diesem Radladen fahren, der sich in diesem Ort befindet, könnte sich dort eine Person befinden, mit deren Hilfe Ihr Licht wieder instandgesetzt werden könnte. Hätte Ihre Freundin gesagt, *Ein Rabe geht im Feld spazieren, da fällt der Weizen um*, hätten Sie sehr viel größeren Verarbeitungsaufwand mit keinem messbaren Effekt auf Ihre Annahmen zum Beleuchtungsproblem gehabt. Dieses Verhältnis bedeutet in der Relevanztheorie so viel wie ‚ziemlich irrelevant‘. Dadurch, dass diese Mechanismen diejenigen eines kognitiven Moduls sind, das zu Ihrer genetischen Ausstattung gehört, können die Effekte des Relevanzprinzips auch nicht in Form einer Maxime gefasst werden. Der Begriff einer Maxime impliziert, dass man auch gegen sie verstoßen kann und dass man sie unterlassen kann. Den relevanzgeleiteten Inferenzprozess von der kommunikativen Absicht über den kodierten Inhalt zur informativen Absicht können wir laut Sperber und Wilson nicht unterlassen. Er läuft automatisch in uns ab.

4. Beispiel

Ein Beispiel von Sperber und Wilson selbst. Peter gegenüber Maria: *Hat Johannes dir das Geld zurückbezahlt, das er dir schuldig war?* Maria gegenüber Peter: *Er hat vergessen, zur Bank zu gehen.* Peter erwartet von vornherein, dass Marys Äußerung optimal relevant für ihn ist. Deshalb kann Peter inferieren, dass Marys Äußerung eine Erklärung dafür darstellt, dass Johannes das Geld nicht zurückbezahlt hat. Auf dieser Basis kann Peter folgern, dass mit *Bank* das Geldinstitut und nicht die Sitzgelegenheit, und dass mit *er* Johannes und niemand sonst gemeint sein muss. Er, also Johannes, muss also vergessen haben, zum Geldinstitut zu gehen. Das wiederum wäre nur relevant, wenn er vorgehabt hätte, Maria das Geld zukommen zu lassen, indem er es zum Geldinstitut bringt. Dass er es aber vergessen hat, erlaubt die Schlussfolgerung, dass er es zu einem späteren Zeitpunkt noch hinkriegen kann. Kommunikation erfolgreich.

Ich erläutere diese relevanzbasierte Verstehensprozedur noch einmal allgemeiner: Die Verstehensprozedur folgt dem Relevanzprinzip, das heißt, die Prozedur peilt maximale kognitive Effekte bei dem geringstmöglichen Verarbeitungsaufwand an. Dazu gehört, dass kognitiv verschiedene Hypothesen über die informative Absicht getestet werden, und zwar ganz ökonomisch nach dem Grad, wie leicht sie kognitiv zugänglich sind. Die Prozedur stoppt, wenn die Relevanzexpectation ausreichend befriedigt ist. Das heißt, nicht alle möglichen Interpretationen werden kalkuliert.

Im Einzelnen ist an der Relevanztheorie vor allem schwierig, das, was unter den Kontext fällt, als logische Kontextformeln zu fassen. Was muss man vom Kontext beachten und nach welchen Prinzipien werden die Formeln gebildet? Das ist von höchster Relevanz

für die Relevanztheorie, denn optimal relevant ist ja ein kommunikativer Akt, je mehr Inferenzen er mit dem geringstmöglichen Aufwand erlaubt. Aber das genau wird durch solche logischen Formeln errechnet, indem die logische Formel hinter der Äußerung mit den logischen Kontextformeln verrechnet wird, um daraus neue Aussagen zu inferieren. Das Relevanzprinzip, das ja eine empirische Aussage über den Menschen darstellt, steht und fällt also mit der logischen Formalisierung.

Im Rahmen der Relevanztheorie gibt es zahlreiche experimentelle Studien, anhand deren der Ansatz untermauert werden soll. Vielleicht haben Sie gemerkt, dass das eine ganz andere Art ist, Bedeutungsforschung zu betreiben als das, was Sie bei den eher philosophisch ausgerichteten Ansätzen von Frege und Grice finden. Hier ist keine Spur mehr davon, wie man Bedeutungsprobleme, um nicht zu sagen, Unzulänglichkeiten der natürlichen Sprache, logisch beschreiben kann, um sie zu verstehen und letztlich zu lösen oder zu umgehen. Es ist hier zu einem kognitionswissenschaftlichen, ja naturwissenschaftlichen Projekt geworden, bei dem das Verstehen genauso beschrieben wird wie andere reine Naturphänomene. In der Relevanztheorie finden Sie den Sieg der einen Pragmatiktradition, die die Bedeutungsfunktion der Sprache als Naturphänomen betrachtet, über eine andere Pragmatiktradition, die die Bedeutungsfunktion vom Handlungscharakter der Sprache abhängig macht. Von diesen beiden Traditionen ist auch die Rede im Podcast zur Frage „Was ist Pragmatik?“

Mit diesem Hinweis möchte ich schließen. Ich sage einmal mehr *Danke für Ihre Aufmerksamkeit* und *Tschüss bis zum nächsten Mal*.

Literatur

Finkbeiner, Rita (2015): Einführung in die Pragmatik. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 51–53.

Wilson, Deirdre/Sperber, Dan (2006): Relevance Theory. In: Horn, L. (Ed.): The handbook of pragmatics. Malden: Blackwell, 607–632.

Leitfragen

„Maria mag fast gar kein Fleisch und ist allergisch auf Huhn. Sie ruft beim Gastgeber der Dinnerparty an, auf die sie eingeladen ist, und erkundigt sich nach dem Menü. Er könnte wahrheitsgemäß mit einer der folgenden Äußerungen antworten:

(1) *Es gibt Fleisch.*

(2) *Es gibt Huhn.*

(3) *Entweder es gibt Huhn oder 72 minus 26 ist nicht 46.*“ (Finkbeiner, Pragmatik, S. 52)

Welche Aussage ist nach dem Relevanzprinzip für Maria am relevantesten? Begründen Sie Ihre Meinung. (Sie können die Lösung bei Finkbeiner nachlesen. Tun Sie es bitte erst, nachdem Sie nachgedacht und/oder im Forum geantwortet haben. Wenn Sie die Lösung abschreiben, hat niemand etwas davon.)

Folge 8: Was tut man noch, indem man etwas (aus)sagt?

Herzlich willkommen zu Ihrem Podcast zur Vorlesung Semantik und Pragmatik an der HHU. Ich bin Simon Kasper und in dieser Folge spreche ich über die Frage: Was tut man noch, indem man etwas (aus)sagt? Wir alle wissen, dass wir, wenn wir etwas sagen, nicht von der Wirklichkeit losgelöst sind, sondern Teil der Wirklichkeit sind, über die wir sprechen. Das wird zum Beispiel immer dann deutlich, wenn wir jemanden böse beleidigen und dies praktische Konsequenzen hat. Wir sagen aber auch sehr vieles über die Wirklichkeit, mit dem wir die Wirklichkeit nicht verändern, weil wir eben nur über sie sprechen, ohne an ihr beteiligt zu sein: *Niemand ist 2020 so viel auf Spotify gehört worden wie Capital Bra*. können wir sagen, aber es betrifft uns nicht. Und das ist auch ein Stück weit so mit dem Beginn der wahrheitsfunktionalen Semantik. Erinnern Sie sich: Sie ist aus einer Unzufriedenheit mit der natürlichen Sprache entstanden. Die natürliche Sprache hat sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts als so mehrdeutig und unpräzise erwiesen, dass sich mit ihr logische Schlussfolgerungen nicht adäquat darstellen lassen. Außerdem, so erkannte man angesichts der damals entstehenden modernen Naturwissenschaft, kann uns die natürliche Sprache aufs Glatteis führen: Nur weil wir gleichermaßen *das Atom* wie *die Gerechtigkeit* sagen können, heißt das noch längst nicht, dass es die Gerechtigkeit in der Welt auf die gleiche Weise gibt wie das Atom. Solche Erwägungen waren es, auf denen die moderne Sprachphilosophie aufgebaut hat, aus der dann wiederum die wahrheitsfunktionale Semantik erwachsen ist. Die frühen Bedeutungsprobleme haben sich also darum gedreht, wie die Sprache die Welt repräsentiert und inwiefern ihre Funktionsweise ein Hindernis für den wissenschaftlichen, vor allem den naturwissenschaftlichen, Fortschritt ist, weil in die Sprache sozusagen ein irrationales Weltbild eingebaut ist, das man nicht aus ihr rauskriegt, wenn man versucht über gesicherte naturwissenschaftliche Tatsachen zu sprechen. Es ging um die Repräsentation von logischen Zusammenhängen, aber eben auch von physikalischen, also von Raum, Zeit und Materie. Die Relativitätstheorie war aktuell. Es ging um Fragen, die sehr weit weg sind von den Wissenschaftler*innen und Philosoph*innen, die über sie sprachen, Dinge, die überhaupt nicht davon tangiert wurden, ob und wie jemand über sie sprach. Aber man musste ja irgendwie Aussagen über diese Phänomene machen. Und das hat die Semantik geprägt. Sie hat sich lange Zeit nur mit der Frage der Repräsentation, der Abbildung begnügt. Und davon zeugen ja auch viele Zeichentheorien und das semiotische Dreieck: Darin wird ja nicht einmal dargestellt, dass diejenigen, die sprachliche Ausdrücke benutzen, die sich auf die Wirklichkeit beziehen, selbst Teil der Wirklichkeit sind, dass mit sprachlichen Ausdrücken Wirklichkeit geprägt und verändert werden kann. Dass Sprache mehr ist als Repräsentation, ist dann zur Mitte des 20. Jahrhunderts langsam ins Zentrum des Interesses gerückt, und zwar mit der sogenannten Sprechakttheorie; um die geht's jetzt.

1. John Langshaw Austin

Als Erster hat sich John Austin systematisch damit beschäftigt, was man außer Repräsentieren noch tut, indem man etwas sagt, und wie man es tut. Sprachliche Äußerungen, mit denen wir etwas beschreiben, berichten oder behaupten, so wie in

Niemand ist 2020 so viel auf Spotify gehört worden wie Capital Bra, nennt Austin „konstative Äußerungen“. Das sind Äußerungen, mit denen wir Wirklichkeit repräsentieren. Solche Äußerungen können wahr oder falsch sein. Die Bedingungen ihrer Wahrheit und Falschheit sind auch Hauptthema der wahrheitsfunktionalen Semantik. Nur dass diese eher so Sätze im Sinn hatte wie *Der Mensch ist ein rationales Lebewesen*. Daneben hat Austin aber eine zweite Art von Äußerungen vorgeschlagen, die vollständig aus dieser Betrachtungsweise herausfällt, die sogenannten „performativen Äußerungen“. Das sind Äußerungen, mit denen wir nicht beschreiben, nicht berichten, nicht behaupten, die auch nicht wahr oder falsch sind, sondern mit denen wir, indem wir sie äußern, eine Handlung vollziehen. Von dieser Handlung würde man nicht sagen, dass man mit ihr „etwas sagt“ oder „aussagt“. Man repräsentiert nicht mit ihnen. Beispiele für solche performativen Äußerungen, mit denen Handlungen vollzogen werden, die aber nicht repräsentieren, sind: *Ich taufe dich auf den Namen Jason Tyron Wesley Liam Lennox* und dabei gießt jemand Wasser über den Kopf eines Babys. *Ich wette 100 Euro, dass ich 50 Hotdogs in zwei Minuten in meinen Hals stecken kann. Ich vermache dir diesen Dolch mit verfassungsfeindlichen Symbolen, mit dem ich in den 30er Jahren meine Heimabende in der HJ verbracht habe*. Beachten Sie, was passiert, wenn diese Äußerungen getätigt werden. Indem sie geäußert werden, wird getauft, gewettet, vererbt. Vergleichen sie das mit *Niemand ist 2020 so viel auf Spotify gehört worden wie Capital Bra* oder mit *Der Mensch ist ein rationales Lebewesen* oder mit *Ich verdiene 100 Euro, wenn ich 50 Hotdogs in zwei Minuten in meinen Hals schieben kann*. Hier ist es nicht so, dass schon, indem diese Äußerungen getätigt werden, Capital Bra so oft gehört wird, der Mensch ein rationales Lebewesen ist oder ich 100 Euro kriege, wenn ich die genannte sehr großartige Hotdog-Tat vollbringe.

Laut Austin wird mit konstativen Äußerungen berichtet, behauptet, beschrieben. Sie können wahr und falsch sein, mit anderen Worten: Sie haben Wahrheitsbedingungen. Das ist die Art von Sätzen, die auch in den meisten anderen Podcastfolgen zur Sprache gekommen sind. Mit performativen Äußerungen wird natürlich auch etwas geäußert, aber indem es geäußert wird, wird auch eine Handlung vollzogen, die nicht wahr oder falsch sein kann, sondern die misslingen kann. Ich, Simon Kasper, und Sie, die Sie mir zuhören, davon gehe ich jetzt einmal aus, wir taufen jeweils kein Kind, indem wir sagen *Ich taufe dich auf den Namen Jason Tyron Wesley Liam Lennox* und dabei dem Adressaten Wasser über den Kopf gießen. Wenn wir das tun, sprechen wir nicht die Unwahrheit, sondern die Handlung des Taufens kommt nicht zustande. Wo also konstative Äußerungen Wahrheitsbedingungen haben, haben performative Äußerungen Gelingensbedingungen.

2. Performativa vs. Konstativa

Satzpaare wie *Ich wette 100 Euro, dass* usw. vs. *Ich kriege 100 Euro, wenn* usw. oder *Ich taufe dich auf den Namen* usw. vs. *Sie tauft dich auf den Namen* usw. provozieren natürlich gleich die Frage, warum die erstgenannten Sätze performativ sind, aber die zweitgenannten nicht. *Ich taufe dich auf den Namen Huhn* kann gelingen und misslingen, je nachdem, ob bestimmte Bedingungen erfüllt sind, aber es kann nicht wahr oder falsch

sein, und *Sie tauft dich auf den Namen Huhn* kann nicht gelingen oder misslingen, aber wahr und falsch sein, je nachdem, ob die mit *sie* bezeichnete Person die mit *du* bezeichnete Person tatsächlich tauft oder nicht. Um als performative Äußerung fungieren zu können, müssen bestimmte Bedingungen erfüllt sein, über die Austin nachgedacht hat. Er ist zuerst auf Folgendes gekommen. Denken Sie dabei beispielsweise ans Taufen:

- A.1 Es muss ein konventionelles Verfahren für die performative Äußerung geben.
- A.2 Die beteiligten Personen müssen durch die Konventionen autorisiert sein.
- B.1 Das Verfahren muss korrekt durchgeführt werden.
- B.2 Das Verfahren muss vollständig durchgeführt werden.
- Γ. 1 Wenn das Verfahren sich auf Meinungen oder Gefühle anderer bezieht oder mit einer Selbstverpflichtung verbunden ist, dann müssen die anderen diese Meinungen und Gefühle auch haben und selbstverpflichtende Personen müssen auch willens und fähig sein, das durchzuführen, wozu sie sich verpflichten.
- Γ. 2 Die Beteiligten müssen sich dann auch entsprechend verhalten.

Wenn die A- und B-Bedingungen nicht erfüllt sind, kommen die Handlungen nicht zustande. Ich darf Sie beispielsweise nicht taufen. Wenn ich das Verfahren vollziehe, sind sie hinterher nicht getauft. Die Gamma-Bedingungen sind besonders relevant für alltägliche Performativa, nicht so wie Taufen. Alltägliche Performativa sind zum Beispiel Versprechen, Warnungen, Vorhersagen, Entschuldigungen, Befehle, Aufforderungen, Gratulationen usw. Versprechen beziehen sich beispielsweise auf Meinungen und Gefühle anderer und enthalten eine Selbstverpflichtung. Ein Versprechen wie *Ich verspreche dir, an deinem Geburtstag zu kommen* hat also die Gelingensbedingungen, dass die 1. Person auch die Absicht hat, dahin zu kommen, dass die 2. Person auch möchte, dass die 1. Person kommt, und dass beide sich auch so verhalten, dass das Kommen der 1. Person zustande kommt. Das Versprechen misslingt in so etwas wie *Ich verspreche dir, dass ich dir beide Beine brechen werde*. Es würde üblicherweise deswegen misslingen, weil die Bedingung, dass ein Gefühl der 2. Person, nämlich das Versprochene auch zu wollen, nicht erfüllt ist. *Ich verspreche dir, dass du im Lotto gewinnst* misslingt, weil es üblicherweise nicht in der Macht der 1. Person liegt, Lottogewinner zu bestimmen. In solchen Fällen vollzieht man im Gegensatz zu Verstößen gegen die A- und B-Bedingungen durchaus eine Handlung, aber sie ist dann unaufrichtig.

Komplizierter wird die Unterscheidung zwischen konstativen und performativen Äußerungen dadurch, dass man „implizit“ und „explizit performative Äußerungen“ tätigen kann. Wir können natürlich explizit versprechen oder auffordern: *Ich verspreche dir, zu deinem Geburtstag zu kommen* oder *Wir fordern Sie auf, das zu stoppen*. Dabei gibt es im Matrixsatz ein Pronomen der 1. Person und ein Sprechaktverb und darauf folgt ein Satz mit dem Gehalt des Sprechakts. Wir können aber auch einfach sagen: *Ich komme zu deinem Geburtstag* und *Stoppen Sie das!* und damit genauso etwas versprechen oder fordern. Mit der expliziten Form kann man testen, ob etwas ein Sprechaktverb ist. *Ich beweise dir, dass ich dich liebe* ist offenbar kein Sprechaktverb, denn obwohl wir es in die Form expliziter performativer Äußerungen bringen können, beweisen wir nichts, indem wir den Satz äußern. Der Beweis steht damit immer noch aus. Ebenso in *Ich erkenne, dass*

ich einen Fehler gemacht habe. Wer das sagt, erkennt dadurch noch nichts. Es ist nur die Beschreibung einer Erkenntnis, nicht die Erkenntnis selbst. Nochmal zum Vergleich: Mit *Ich verzeihe dir* ist das Verzeihen auch vollzogen.

Diese Beobachtungen reichen aber nicht, um Kriterien herauszuarbeiten, mit denen wir konstative Äußerungen von performativen Äußerungen immer unterscheiden können. Es gibt auch Äußerungen, die konstative und performative Aspekte vereinen: *Ich behaupte, dass Sie diesen Podcast verstehen*. Das ist zugleich eine Sprachhandlung des Behauptens, die gelingen und misslingen kann, und enthält eine Aussage, die wahr oder falsch sein kann.

In wieder anderen Fällen enthalten Performativa nicht die kanonische Form der 1. Person: *Der Angeklagte wird zu 10 Jahren Haft ohne Bewährung verurteilt*. Das ist ein Urteil, nicht nur der Bericht eines Urteils. Wenn man also für Äußerungen keine konsistenten Kriterien findet, die die Unterscheidung zwischen Performativa und Konstativa erlauben, dann ist dieser ganze Versuch vielleicht fehlgeleitet. Austin ist deshalb dazu übergegangen, in jeder Äußerung eine Dimension des Sagens und eine Dimension des Tuns anzunehmen. Das heißt, mit jeder Äußerung tut man etwas Bestimmtes und jede Äußerung hat einen Bezug zur Wahrheit oder Falschheit. Etwas äußern enthält also zwei Handlungen zugleich: den lokutionären Akt des Etwas-Sagens und den illokutionären Akt des Etwas-Tuns. Damit ist es jetzt möglich zu sagen, mit *Ich gestehe ein, dass ich einen Fehler gemacht habe* wird der gleiche illokutionäre Akt vollzogen wie mit *Ich habe einen Fehler gemacht*, aber es werden verschiedene lokutionäre Akte vollzogen. Dazu kommt noch der perlokutionäre Akt, das, was die sprechende Person durch ihren Sprechakt auslöst. Ist sie erfolgreich mit ihrem Versprechen, wenn es akzeptiert wird, ist sie erfolgreich mit ihrer Entschuldigung, wenn diese akzeptiert wird, ist sie erfolgreich mit ihrer Behauptung, wenn diese anerkannt wird? Die Perlokution wird nach den Kriterien erfolgreich/erfolglos beurteilt. So kann eine Entschuldigung als Illokution gelingen, das liegt am Vollzug der sprechenden Person, aber erfolglos bleiben, wenn die sprechende Person nicht den intendierten Effekt erzielt.

3. John Searle

Der berühmteste Schüler von John Austin, John Searle, hat die Sprechakttheorie nach Austin dann weiterentwickelt. Er wollte genauer wissen, wie sich lokutionäre und illokutionäre Akte in der sprachlichen Form niederschlagen. Denn unsere Sprachkompetenz besteht ja auch darin, dass wir sprachliche Konventionen kennen, die es uns ermöglichen, in etwas Gesagtem eine illokutionäre Kraft zu erkennen; wir erkennen, dass mit einer Äußerung gehandelt wird oder, anders gesagt, wir kennen die Regeln, unter welchen Umständen ein lokutionärer Akt als illokutionärer Akt zu behandeln ist. Laut Searle können wir das, weil es in Sätzen bzw. Äußerungen Indikatoren der illokutionären Rolle gibt. Die Indikatoren zeigen die Illokution eines Sprechaktes an. Searle führt dafür zunächst einmal eine neue – Austin hatte eine andere – Klassifikation von Illokutionstypen ein. Es gibt

- Assertiva: Mit solchen Äußerungen legt man sich auf die Wahrheit oder Falschheit von Propositionen, also Satzinhalten, fest und drückt damit seine Annahmen über die Wirklichkeit aus. Dazu zählen Aussagen, Behauptungen, Feststellungen usw. Beispiel: *Jochen geht*.
- Direktiva: Mit solchen Äußerungen sollen Adressat*innen dazu gebracht werden, etwas zu tun. Damit drückt man also Wünsche bezüglich des propositionalen Gehalts aus. Beispiel: *Geht Jochen?* Man will also wissen, wie es um den Wahrheitsgehalt der Proposition GEH (Jochen) bestellt ist. Hierzu zählen neben Fragen auch Bitten, Aufforderungen, Anordnungen, Ratschläge, Befehle usw.
- Kommissiva: Mit solchen Äußerungen legt sich eine sprechende Person darauf fest, in der Zukunft in bestimmter Weise zu handeln. Damit wird eine Absicht ausgedrückt, die sich auf die Proposition bezieht. Beispiel: *Ich gehe*. als Festlegung auf eine zukünftige Handlung als Absicht. Hierzu zählen neben Absichtsbekundungen noch Zusagen, Versprechen etc.
- Expressiva: Mit solchen Äußerungen wird ein psychischer Zustand zum Ausdruck gebracht, der sich auf die Proposition bezieht. Beispiel: *Herzlichen Glückwunsch*. Hierzu gehören neben Glückwünschen beispielsweise auch Entschuldigungen und Gratulationen.
- Deklarativa: Mit solchen Äußerungen werden sozial-institutionelle Fakten geschaffen, die sich in der Proposition äußern. Beispiel: *Ich taufe dich auf den Namen Lauchmaster Prime*. Das waren die ersten Performativa, für die sich Austin interessiert hatte. Hierzu gehören auch Ernennungen, Beförderungen, Erbschaften usw.

Für diese Illokutionstypen soll es nun bestimmte Indikatoren geben, die sich mit bestimmten grammatischen Merkmalen identifizieren lassen. Zu diesen Indikatoren gehören die Konstituentenreihenfolge, die Akzentverteilung auf Wörtern, die Satzprosodie, die Interpunktion, der Modus des Verbs und performative Verben. *Geht Jochen?* hat beispielsweise einen direktiven illokutionären Zweck, soll also Adressat*innen dazu bewegen, etwas zu tun, nämlich zu antworten. Das erkennt man an der Konstituentenreihenfolge – verbinitiale Stellung –, an der interrogativen Prosodie und am Fragezeichen. *Jochen geht*. hat einen assertiven illokutionären Zweck, das heißt, mit dieser Lokution wird die Wahrheit einer Proposition behauptet. Das erkennt man an der Verbzweit-Konstituentenstruktur, an der terminalen Prosodie – sie fällt hinten ein bisschen ab – und am Punkt. Natürlich ist es auch möglich *Jochen geht?* zu sagen und zu verstehen. Ohne Interpunktion – Sie hören hier ja keine Interpunktion – wird trotz der Verbzweitstellung die interrogative Prosodie für Sie der entscheidende Indikator für den direktiven illokutionären Zweck sein, dass es also wiederum eine Aufforderung ist zu antworten, mit anderen Worten, eine Frage. In der Äußerung *Ich gehe*. kommt dann neben den Indikatoren der illokutionären Rolle noch der Kontext hinzu. Unsere Sprachkompetenz beinhaltet ja auch, die Indikatoren für illokutionäre Zwecke von Äußerungen je nach Kontext zu interpretieren. Wenn im Falle von *Ich gehe*. klar ist, dass es um eine Situation geht, die in der Zukunft liegt, dann kann erschlossen werden, dass es

sich um einen kommissiven Sprechakt handelt, das heißt hier, ein Versprechen. In diesem Fall kann man schon darüber diskutieren, ob es hier tatsächlich Indikatoren für einen kommissiven Sprechakt gibt. Man könnte sagen, die Präsensform von *gehen* drücke wörtlich nur Präsens aus und tatsächlich weise die Äußerung *Ich gehe*. in erster Linie Indikatoren für einen assertiven Sprechakt auf, also für die bloße Feststellung oder Behauptung, dass 1SG geht.

Das ist das Thema der sogenannten indirekten Sprechakte, bei denen die tatsächliche Illokution von den Indikatoren abweicht. Hier lässt sich die Sprechakttheorie mit Grice' Implikaturen und Sperbers & Wilsons Relevanz verzahnen. Wenn die wörtliche Bedeutung irgendwie unangemessen ist, also scheinbar gegen Konversationsmaximen oder gegen das Relevanzprinzip verstößt, dann muss ein Inferenzprozess starten, der eine Interpretation herstellt, die die Kooperativität des Gegenübers sozusagen rettet. Anderes Beispiel, das so ähnlich im Podcast zu den pragmatischen Schlüssen vorkommt: *Kannst du mir sagen, wie viel Uhr es ist?* Die Indikatoren sind hier die einer Frage und propositionalinhaltlich hebt die Äußerung auf die Fähigkeit der adressierten Person ab. Wir wissen, der illokutionäre Zweck ist eigentlich eine Bitte, die Zeit auch tatsächlich zu nennen. Es handelt sich also um einen indirekten Sprechakt, dessen tatsächliche Illokution erschlossen werden muss, wofür die Mechanismen geeignet sind, die auch bei Implikaturen und bei der Relevanz am Werk sind.

Das soll es gewesen sein mit der Antwort auf die Frage, was man noch tut, indem man etwas (aus)sagt. Ich hoffe, es ist klar geworden, dass wir, indem wir etwas sagen oder aussagen, auf verschiedene Weise handeln – das Thema der Sprechakttheorie von John Austin und John Searle. Für Details verweise ich auf die Literatur und nicht zuletzt auf die Originaltexte. Für den Moment sage ich *Danke für Ihre Aufmerksamkeit* und *Tschüss bis zu einer anderen Folge*.

Literatur

Finkbeiner, Rita (2015): Einführung in die Pragmatik. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 12–21.

Liedtke, Frank (2016): Moderne Pragmatik. Grundbegriffe und Methoden. Tübingen: Narr, 47–67.

Leitfragen

1. Warum hat man sich historisch erst verhältnismäßig spät mit der Frage beschäftigt, was man tut, indem man etwas (aus)sagt?

2. Welche illokutionären Zwecke haben die folgenden Äußerungen? Welche Indikatoren weisen sie auf? Wie passen Indikatoren und (eigentliche) Illokution zusammen?

Hiermit erkläre ich Sie zu Mann und Frau.

Bekomme ich noch ein Gläschen?

Du gehst nicht mit ihr nach Hause!

Die Tür ist noch offen.

Folge 9: Wie ermittelt man Bedeutung?

Herzlich willkommen zu Ihrem Podcast zur Vorlesung Semantik und Pragmatik an der HHU. Ich bin Simon Kasper und in dieser Folge spreche ich über die Fragen: Wie ermittelt man Bedeutung? Auf welcher Grundlage trifft man wissenschaftlich Bedeutungsaussagen? Den Hintergrund dieser Fragen bildet die simple Tatsache, dass der Ausdruck „Bedeutung“ etwas bezeichnet, auf das wir keinen direkten Zugriff haben. Anders als die vokalischen Geräusche, die graphischen Symbole oder die körperlichen Gebärden, die wir als gesprochen-, geschrieben- und gebärdensprachliche Äußerungen erkennen können, entzieht sich das, was mit „Bedeutung“ in den meisten Bedeutungstheorien gemeint ist, unserer direkten Beobachtung und damit auch der Aufzeichnung und der einfachen Analyse. Wir können eine Seite des Skripts zu diesem Podcast unter das Mikroskop legen, wir können sie zentrifugieren, bestrahlen, einweichen, kochen, homogenisieren, verbrennen und schauen, was übrig bleibt, oder sie in Cern mit Teilchen beschießen. Die sprachliche Bedeutung werden wir so nicht ermitteln. Was wir beobachten können, sind zunächst also nur die materiellen sprachlichen Zeichenträger. *Boris Becker verkauft seine Trophäen.* Wir können diesen Zeichenträger nach verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, schauen, wie sie analysierbar und kombinierbar sind und entsprechend Phonetik, Phonologie, Morphologie und Syntaktik betreiben. Aber wie können wir guten Gewissens wissenschaftlich über die Bedeutung des Satzes sprechen? Woher kennen wir die Bedeutung dieses Satzes? Damit meine ich sowohl uns als Sprecher*innen des Deutschen im Alltag, die wir mit unseren Verwandten und Bekannten sprechen, als auch uns als Wissenschaftler*innen, die sich beruflich mit der Erforschung sprachlicher Bedeutung beschäftigen. Wie können Bedeutungsforscher*innen behaupten, die Bedeutung eines Satzes bestehe in dem und dem und laute so und so? Haben sie Belege dafür? Wir würden von wissenschaftlichen Aussagen mindestens erwarten, dass sie intersubjektiv nachvollziehbar sind, dass also jedx mit den angewendeten Methoden prinzipiell zu den gleichen Ergebnissen kommen sollte. Und wie sieht es aus, wenn man andere Sprachen als die eigenen untersucht? Die eigene muttersprachliche Kompetenz hilft da nicht weiter. Wie kommt man trotzdem zu validen, das heißt zustimmungsfähigen und replizierbaren Bedeutungsaussagen? Oder stellen Sie sich vor, Sie untersuchen den Spracherwerb von Kindern? Wie können Sie nachprüfbar Aussagen darüber treffen, was Kinder verstehen, die Ihnen verbal nicht adäquat Auskunft geben können, wenn man sie mit sprachlichen Reizen konfrontiert, und was Kinder meinen, wenn sie selbst etwas äußern? Ähnliche Fragen stellen sich auch in Bezug auf pathologischen Sprachgebrauch. Denken Sie an rekonvaleszierende Schlaganfallpatient*innen. So weit, so klar die Frage, wie man Bedeutung ermittelt.

Eine Antwort ist also nicht einfach, aber die Frage scheint klar genug zu sein. Bei näherem Hinsehen wird sich aber wieder einmal zeigen, dass eine ebenso klare Antwort nicht möglich ist. Dafür sind nämlich einige „Kommt drauf ans“ nötig, die uns zwingen, einige Differenzierungen vorzunehmen. Welche das sind, erfahren Sie jetzt.

1. Was ist mit „Bedeutung“ gemeint?

Wenn wir die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke ermitteln wollen, müssen wir noch keine vollständige Bedeutungstheorie haben, wir müssen aber zumindest eine Vorstellung davon haben, wonach wir suchen. Denn – und das ist das erste Unklare an der Ausgangsfrage – der Ausdruck „Bedeutung“ ist ein abstrakter Ausdruck und man hat früher genau wie heute damit sehr verschiedene Sachen gemeint. Ich verweise auf den Podcast „Worum geht’s bei der Frage nach Bedeutung und warum ist sie kompliziert?“ Wer Bedeutungen ermitteln möchte, muss also zuallererst einmal wissen, was mit dem Ausdruck gemeint sein soll.

Im Strukturalismus nach de Saussure ist die Bedeutung eines Zeichens im Sinne der *Langue*, also des abstrakten oder virtuellen Zeichensystems, etwas Abstraktes oder Virtuelles, eben etwas, das aus der *Parole*, dem realen Sprachgebrauch, abstrahiert ist. Der abstrakten, virtuellen Bedeutung liegen echte Vorstellungen oder Konzepte von echten Sprachbenutzer*innen zugrunde, die diese in der *Parole* mit echten Lautbildern assoziieren. Außerdem handelt es sich bei der Bedeutung eines sprachlichen Zeichens im Sinne der *Langue* um etwas Konventionelles. Das Wort „Konvention“ ist aber leider genauso abstrakt wie das Wort „Bedeutung“, Konventionen sind also auch nichts, was uns direkt zugänglich wäre. Aber sind uns die Vorstellungen der Sprachbenutzer*innen auf der Ebene der *Parole* zugänglich? Können Sie sehen oder sichtbar machen, was ich mir unter *rekonvaleszieren* vorstelle? Nein, das können Sie nicht. Wir können also weder abstrakte oder virtuelle und konventionelle Vorstellungen, noch konkrete und individuelle Vorstellungen beobachten. Und dennoch werden Bedeutungen strukturalistisch ermittelt, zumindest wenn wir „ermitteln“ etwas großzügig interpretieren. Eine merkmalssemantische Analyse des Ausdrucks *Fluss* ermittelt das „Semem“ des Ausdrucks *Fluss*, also genau das Bündel an Semen, d.h. einzelnen semantischen Merkmalen, das notwendig und hinreichend ist, um die Vorstellung eines Flusses von allen anderen Vorstellungen zu differenzieren, für die ebenfalls Lautbilder existieren, z.B. *Bach*, *See*, *Rinnsal* und *Meer*. Nehmen wir das Wort „ermitteln“ aber ein wenig ernster: Wie gewinnt denn die Merkmalssemantik die semantischen Merkmale und woher weiß sie immer so genau, welches semantische Merkmal welchem Lautbild, also welchem Ausdruck zuzuordnen ist? Ich stelle die Antwort zurück.

Denken Sie jetzt einmal an Frege: Nach Frege ist der Sinn eines sprachlichen Ausdrucks, den er im Falle eines Satzes auch Gedanke nennt, nichts Subjektives, nichts Individuelles, nichts im Geist von Sprachbenutzer*innen, sondern etwas Objektives, Ideales, möglicherweise etwas Denknötwendiges. Wenn Nachfolger*innen von Frege in der linguistischen Semantik über sprachliche Ausdrücke reden, meinen viele von ihnen damit keine konkreten Vorkommnisse von Sprache, keine authentischen Sprachbelege, sondern operieren mit erfundenen Beispielen, die ihnen klar genug erscheinen. Aber wie ermitteln sie dann den Sinn der Ausdrücke, über die sie semantische Behauptungen aufstellen?

Denken Sie an die Kognitive Semantik. Bedeutung ist Konzeptualisierung. Das ist gar nicht so weit von der Saussure’schen *Parole*-Auffassung entfernt. Wie ermittelt die Kognitive Semantik aber die Inhalte und Prozesse der Konzeptualisierung? Auch viele Kognitive Semantiker*innen betreiben Semantik ohne authentische Sprachbelege und

dafür mit erfundenen Beispielen meistens aus der eigenen Muttersprache, die ihnen klar genug erscheinen. So habe ich es ja auch mit *Boris Becker verkauft seine Trophäen* gemacht. Sowohl in der wahrheitsfunktionalen als auch in der Kognitiven Semantik gibt es aber viele, die Korpuslinguistik betreiben und ihre semantischen Aussagen über authentisches Sprachmaterial treffen. Aber auch bei diesem beobachten wir ja nur die sprachlichen Ausdrücke. Ihre Bedeutung sehen wir nicht.

Zwischenfazit: Es gibt verschiedene Bedeutungstheorien, aber mit welchem Vorgehen sie die Bedeutungen von sprachlichen Ausdrücken bestimmen, wissen wir noch nicht. Es scheint für solche Theorien prinzipiell schwierig zu sein, diese Frage zu beantworten, die abstrakte, virtuelle oder ideale Bedeutungsbegriffe vertreten. Auf der anderen Seite wissen wir, dass in einigen Konzeptionen, z.B. in der Kognitiven Semantik und in der Saussure'schen *Parole*, Bedeutungen in Konzeptualisierungen bzw. Vorstellungen bestehen. Diese sind zwar weder abstrakt noch virtuell noch ideal, sondern irgendwie wirklich, aber beobachtbar sind sie deswegen noch nicht. Wie lassen sich Bedeutungen also ermitteln? Oder lassen sie sich gar nicht wissenschaftlich ermitteln, so dass überprüfbare Aussagen und replizierbare Ergebnisse zustandekommen? Sind Semantik und Pragmatik nur Astrologie mit Wörtern?

Egal, welchen Bedeutungsbegriff man nimmt, bei keinem lassen sich sprachliche Bedeutungen einfach durch Beobachtung ermitteln. Modifizieren wir also ein bisschen die Fragerichtung. Ich werde Ihnen jetzt gängige semantische Untersuchungsmethoden vorstellen und anschließend diskutieren, inwiefern man damit sprachliche Bedeutungen erforscht.

3. Muttersprachliche Intuitionen, Introspektion

Sehr viele Bedeutungsforscher*innen berufen sich bei ihren Bedeutungsaussagen auf ihre muttersprachliche Kompetenz. Das trifft auf viele Bedeutungstheorien und Studien im Umkreis der wahrheitsfunktionalen Semantik und Pragmatik und der Kognitiven Semantik zu. Ein Beispiel: Eine Forschungsfrage – und das Thema einer Podcastfolge – ist beispielsweise, wie arbiträr der Zusammenhang zwischen Grammatik und Bedeutung ist. Es lässt sich zeigen, dass Ereignisse, die uns ähnlich erscheinen, ähnlich grammatisch realisiert werden. *Katharina zerbricht die Vase, Der Stein überrollt die Katze, Katja küsst ihre Freundin, Das überrascht mich, Niemand trinkt Alkohol*: Das sind alles Verbzweitsätze mit Subjekt-Akkusativobjekt-Struktur, die Ereignisse ausdrücken, in denen die Subjektreferenten die Objektreferenten affizieren oder eine Zustandsveränderung in ihnen herbeiführen. Wenn das der Fall ist, können solche Sätze auch passiviert werden, ohne dass sich an ihrem Wahrheitswert oder an ihrem Vorstellungsinhalt etwas ändert: *Ihre Freundin wird von Katja geküsst, Alkohol wird von niemandem getrunken* usw. Solche semantischen Verallgemeinerungen werden auf Basis muttersprachlicher Intuitionen vorgenommen. Die Methode heißt „Introspektion“: Man beobachtet die inneren Vorgänge in sich selbst. „Die inneren Vorgänge“ heißt: was man sich vorstellt, wenn man bestimmten Ausdrücken oder Äußerungen begegnet, oder auch ihre Beurteilung hinsichtlich eines bestimmten Merkmals.

Ein Vorteil an dieser Methode ist, dass sie immer verfügbar ist und sehr einfach semantische Daten liefert. Die Urteile betreffen hier so etwas wie, ob Subjektreferenten und Referenten von direkten Objekten in bestimmten Beispielsätzen gemeinsame Merkmale haben, ob Passivvarianten von diesen Sätzen akzeptabel sind und Ähnliches. Man kann hierbei auch sehr systematisch vorgehen und in Sätzen immer nur ein Merkmal verändern und schauen, ob sich in der Passivierbarkeit oder der Vorstellung ‚Agens affiziert Patiens‘ etwas verändert.

Ein Nachteil dieser Methode ist, dass von einem Einzelfall, den eigenen Intuitionen, auf alle Fälle, also die Intuitionen anderer, verallgemeinert wird. Solche sogenannten induktiven Schlussfolgerungen sind problematisch, weil sie logisch ungültig sind. Es wäre für eine empirische Wissenschaftsdisziplin mindestens wünschenswert, so viele Fälle wie möglich zu untersuchen, um zu demonstrieren, dass die Übertragung auf alle Fälle zumindest plausibel ist. Immerhin geht es ja um Konventionen, die in der gesamten Sprachgemeinschaft gelten sollen und nicht nur für sich selbst. Prinzipiell können sich solche Intuitionen zwischen Sprecher*innen nämlich unterscheiden.

Es ist auch nicht klar, welche Faktoren in solchen intuitiven Urteilen wirksam sind. In Urteile, beispielsweise ein solches, ob ein Satz akzeptabel ist, kann alles Mögliche eingehen, das in der Methode nicht kontrolliert wird: semantische Plausibilität, pragmatische Angemessenheit, grammatische Wohlgeformtheit, persönliche Neigungen, Gedächtniskapazitäten, linguistische Vorkenntnisse, professionelle Deformationen und so weiter.

Intuitionen sind auch fehlbar: Wir übersehen beispielsweise sehr viele Mehrdeutigkeiten. Darüber hinaus ist unser sprachliches Wissen weitgehend unbewusst. Über die allermeisten unserer sprachlichen Kenntnisse können wir keine Auskunft geben, sie stellen prozedurales Wissen dar, *Know-how*, ohne dass wir deklaratives Wissen darüber hätten, also erklären könnten, was wir tun, wenn wir sprechen und verstehen. Intuitionen kommen an dieses unbewusste *Know-how* nicht unbedingt ran.

Noch ein großer Nachteil ist, dass man mittels Intuitionen nie den ganzen begrifflichen Inhalt und nie den ganzen referentiellen Umfang von Ausdrücken erfassen wird. Denken Sie an den Ausdruck *Fluss*. Sie werden nicht in der Lage sein, für ein Wort oder einen Satz Ihrer Sprache alle semantischen Merkmale aufzuzählen, die ihn ausmachen und Sie werden nicht alle Referenten im Kopf haben, auf die der Ausdruck anwendbar ist. Oder haben Sie jetzt bei *Fluss* an den Redefluss gedacht?

Man sollte die Introspektion auf Basis muttersprachlicher Intuitionen aber nicht gänzlich verdammen. Erstens muss man die Intuitionen nicht als Endergebnis semantischer Forschung behandeln, sondern kann sie als hypothesenbildendes Verfahren einsetzen, um anschließend die mit der Introspektion gewonnenen Hypothesen an vielen Sprecher*innen oder vielen sprachlichen Belegen so zu testen, dass bestimmte Verallgemeinerungen plausibler werden. Zweitens sind Intuitionen ein unabdingbares Instrument für semantische Forschungen, wenn man nicht anstrebt, den gesamten Begriffsinhalt oder -umfang von Ausdrücken oder Äußerungen zu dokumentieren, sondern wenn man sprachliche Reize vergleichend untersucht. Freges Einsicht, dass sich *Morgenstern* und *Abendstern* in ihrem Sinn, also der Art ihres Gegebenseins, unterscheiden, aber nicht in ihrer Referenz, kommt ohne die vollständige Dokumentation

ihres jeweiligen Sinns aus. Es reicht die Erkenntnis, dass sie ungleich sind. Ebenso ist das Urteil darüber, ob *Katja tötet die Katze* bedeutungsgleich ist mit *Katja verursacht, dass der Zustand der Katze sich von lebendig nach tot ändert* nicht darauf angewiesen, dass wir alle Bedeutungsaspekte von beiden Sätzen erfassen.

3. Verhaltensexperimente

Strenggenommen ist die Introspektion, von der eben die Rede war, ein Verhaltensexperiment. Man bringt sich selbst dazu, unter bestimmten Bedingungen vorgefertigte sprachliche Ausdrücke zu interpretieren und dann die Interpretation zum Gegenstand von semantischen Urteilen zu machen, beispielsweise ob ein Satz semantisch akzeptabel ist, ob zwei Sätze gleich akzeptabel sind oder ob zwei Sätze das Gleiche oder Verschiedenes bedeuten. Der Clou an der Introspektion ist, dass man nur sich selbst untersucht, dass man weiß, warum man das untersucht, und dass die Urteile kein beobachtbares Verhalten sein müssen, sondern sozusagen im Kopf stattfinden können. Wie gesehen, sind damit viele methodische Probleme verbunden. Einige davon kann man lösen, wenn man Verhaltensexperimente mit anderen Sprecher*innen macht. Hier gibt es jetzt diverse Möglichkeiten.

Man kann Reaktionszeiten messen

Man kann beispielsweise Versuchspersonen Sätze vorspielen oder zeigen, die entweder Aktiv- oder korrespondierende Passivsätze sind, also *Die Frau tötet die Katze* oder *die Katze wird von der Frau getötet* und anschließend von ihnen verlangen, auf einen weiteren Satz hin so schnell wie möglich eine Ja- oder Nein-Taste zu drücken. Der weitere Satz könnte lauten: *Die Katze ist tot* und die Versuchspersonen sollen beurteilen, ob das dem vorangegangenen Satz entspricht oder nicht. Dabei könnte herauskommen, dass schneller und öfter die richtige Taste gedrückt wird, wenn zuvor der Aktivsatz gehört oder gelesen wurde im Gegensatz zum Passivsatz.

Unsere Frage lautet: Wie ermittelt man Bedeutung? Offenbar ist, egal, als was man Bedeutung auffasst, die Bedeutung von *Die Frau tötet die Katze* und *Die Katze wird von der Frau getötet* nicht beobachtbar. Beobachtbar ist aber das Reaktionsverhalten der Versuchspersonen. Wenn sie nun mit hunderten Aktiv- und Passivsätzen konfrontiert werden und für alle sich zeigt, dass Reaktionen auf Aktivsätze schneller und akkurater ausfallen, lässt das Rückschlüsse von ihrem äußeren Verhalten – dem Knopfdrücken – auf ihr inneres Verhalten – die Interpretationsprozesse – zu. Der Rückschluss könnte lauten: Passivsätze sind schwieriger zu interpretieren als Aktivsätze. Von dort aus könnte man jetzt weitere Hypothesen darüber bilden, warum das so ist, und sich neue Experimente ausdenken, um das zu testen. Beachten Sie, dass auch hier nicht der gesamte Begriffsinhalt und -umfang erforscht wird, sondern wieder vergleichend vorgegangen wird. Es werden zwei Reize getestet, die sich in einem bestimmten Faktor unterscheiden.

Man kann Lesezeiten mit Lesestellen korrelieren

Zeit gemessen wird auch in anderen Typen von Verhaltensexperimenten. Man kann Versuchspersonen an einen Rechner setzen und geschriebensprachliche Sätze Wort für

Wort visuell zeigen. Wann das nächste Wort gezeigt wird, bestimmen die Versuchspersonen durch Knopfdruck. Man nennt das *self-paced reading task*. Nach dem ganzen Satz erfolgt eine Verständnisfrage. So kann man beispielsweise herausfinden, wie Versuchspersonen auf lokale Ambiguitäten reagieren. Es gibt sogenannte Gartenpfadsätze, die bis zu einem bestimmten Wort ambig sind und durch dieses Wort desambiguiert werden, allerdings zu einer Lesart hin, die unerwartet ist. Ein Beispielsatz ist: *The horse raced past the barn fell*. Wundern Sie sich nicht, wenn Sie den Satz gar nicht verstehen. *Das Pferd rannte an der Scheune vorbei fiel?* Bis *The horse raced past the barn* ist noch alles in Ordnung, wir interpretieren einen Aktivsatz, nach dem das Pferd an der Scheune vorbeirannte. Dann kommt *fell* und wir bekommen es in unserer Interpretation nicht unter. Wir müssen reanalysieren, dass *raced* ein *past participle* ist. Die unerwartete Lesart lautet: 'The horse, that was raced past the barn, fell.' *Raced past the barn* ist ein reduzierter Relativsatz. 'Das Pferd, das an der Scheune vorbeigeritten wurde, fiel.' Man bekommt also schwere Probleme bei der Bedeutungskomposition. Zu der Reaktionszeitinformation kommt hier auch noch die Information hinzu, an welcher Stelle die Schwierigkeiten auftauchen. Auch hier kann man natürlich die Bedeutungskomposition nicht direkt beobachten, aber indirekt: Die Versuchspersonen sollten ohne Probleme und ohne Verzögerungen die Wörter weiterklicken, bis sie zu *fell* kommen. Und dort sollten sie lange verweilen, ohne weiterzuklicken, nämlich so lange, bis sie die Bedeutung dieses Worts in ihre Interpretation des ganzen Satzes integrieren konnten. Das lässt Rückschlüsse auf den Verlauf der kognitiven Bedeutungskomposition in Abhängigkeit von grammatischen Strukturen zu.

Ähnlich funktionieren auch *Eye-Tracking*-Experimente. Blickbewegungen sind auch eine Form des Verhaltens. Dabei werden die Fixationen des Blicks auf geschriebenem Text danach erfasst, was im Text wie lange fixiert wird. Hier ist es ähnlich wie beim *self-paced reading* so, dass längere Verweildauern des Blicks auf bestimmten Elementen Rückschlüsse auf semantisch anspruchsvolle Prozesse erlauben, ebenso und zusätzlich zum *self-paced reading* aber auch Sprünge im Text mit den Augen in den umgebenden Text.

Man kann Blickbewegungen auf Bildern mit sprachlichen Reizen korrelieren

Das Aufzeichnen und Messen von Blickbewegungen kommt auch in einer anderen Art von Verhaltensexperimenten vor. Zum Beispiel kann man etwas über die Verstehenskompetenz von Kleinkindern herausfinden, die selbst erst Einwortäußerungen produzieren. Wenn man ihnen eine sprachliche Äußerung vorspielt und ihnen gleichzeitig zwei Bilder zeigt, von denen nur eins zu dem passt, was die Äußerung aussagt, dann schauen sie länger auf dieses Bild, was als Hinweis auf Verstehen angesehen wird. Würden sie beide Bilder zufällig oder gleich lang anschauen, würde man nicht auf Verstehen schließen.

Bilder kann man auch anders einsetzen, nämlich beispielsweise, wenn man feststellen möchte, wie Versuchspersonen die Wahrheit eines Satzes überprüfen. Dafür spielt man ihnen Sätze vor und zeigt ihnen ein Bild oder eine Szene und lässt sie dann beurteilen, ob die Sätze wahr sind. Ihre Blickbewegungen geben dann über die kognitiven

Prozesse Aufschluss, die dabei beteiligt sind, wenn Sätze verifiziert oder falsifiziert werden. Man kann auch Rückschlüsse über semantische Vorhersagen treffen, die auf der Basis von sprachlichen Ausdrücken möglich sind. Zeigt man Versuchspersonen beispielsweise ein Bild mit Kuchen und anderen nicht essbaren Gegenständen und spielt ihnen dabei den Satz vor *The boy will eat the...*, dann schauen sie schon auf den Kuchen, bevor er überhaupt sprachlich realisiert ist. Das lässt möglicherweise Rückschlüsse darauf zu, wie das Verb *to eat* kognitiv repräsentiert ist, dass beispielsweise die Annahme einer semantischen Argumentstelle für Essbares psychologisch plausibel ist.

Zwischenfazit: Verhaltensexperimente lassen uns Verhalten beobachten, sie lassen uns aber nicht Bedeutungen beobachten. Sie lassen vielmehr Rückschlüsse zu, wie wir von der Wahrnehmung sprachlicher Ausdrücke zu Vorstellungen davon kommen, was mit ihnen ausgedrückt wird. Es sollte klar geworden sein, dass in solchen Experimenten immer sehr feingliedrige Fragen untersucht werden und oft nur zwei Untersuchungsbedingungen miteinander verglichen werden. Man kann also nicht erwarten, dass aus einem Experiment eine vollgültige semantische Theorie darüber resultieren kann, wie in unserer Kognition der Bedeutungsaufbau stattfindet und wie er mit grammatischen Strukturen zusammenhängt. Das verlangt ein ausgetüfteltes Forschungsprogramm, in dem systematisch sehr viele verschiedene Experimente durchgeführt werden, mit denen immer neue, aufeinander aufbauende Mini-Hypothesen getestet werden, bis sich ein übergreifendes Bild semantischer Strukturen und Prozesse ergibt.

4. Befragungen

Eine weitere Methode, um Bedeutungen indirekt zu ermitteln, sind Befragungen. Man konfrontiert Gewährspersonen mit sprachlichen Reizen und stellt ihnen Fragen oder Aufgaben dazu. Oder man konfrontiert sie mit außersprachlichen Reizen und stellt ihnen Produktionsaufgaben dazu. Solche Befragungen gehören nicht im engeren Sinne zu den Verhaltensexperimenten wie Reaktionszeitmessungen und Blickbewegungsverfolgung. Das hängt wahrscheinlich daran, dass die Verhaltensexperimente Verhalten im engeren Sinne zum Gegenstand haben, also unwillkürliche Reaktionen auf Reize. Befragungen dagegen erlauben Gewährspersonen Abwägung, Reflexion, Überlegen. Deshalb liefern sie auch keine zeitlich und räumlich aufgelösten Informationen und das, was sie tun, ist viel weniger kontrollierbar und viel weniger vom Experimentdesign vorgebahnt. Wir erfahren oft nichts über den Verlauf der Interpretation und nichts darüber, was genau in einer Reizkonstellation zu einem Urteil oder einer Bewertung geführt hat.

Befragungen können in einer ganzen Reihe von Modi durchgeführt werden. Man kann Aufgaben- oder Fragenkataloge im Labor oder zu Hause, am Rechner oder auf Papierfragebögen, mit Text- oder Ankreuzaufgaben durchführen, man kann die Akzeptabilität von Sätzen in Satzpaaren abfragen, man kann außersprachliche Kontexte vorgeben und Gewährspersonen fragen, was sie in dieser Situation selbst sagen würden. Eine Beispielstudie ist folgende: Im Deutschen gibt es einige Möglichkeiten, Possession attributiv auszudrücken. *Die Brille von Gertrud, Gertruds Brille, der Gertrud ihre Brille, der Puppenfuß, der Balkon am Haus* und ein paar andere Konstruktionen drücken

Zugehörigkeitsbeziehungen aus. Jetzt ist es so, dass nicht jede dieser syntaktischen Konstruktionen für jede Zugehörigkeitsbeziehung zwischen den Nomenreferenten zur Verfügung steht. *Gertruds Brille* ist im Standarddeutschen unauffällig, *des Hauses Balkon* ist aber antiquiert. Hier müsste es lauten *der Balkon des Hauses*. In vielen Varietäten, z.B. Dialekten und Umgangssprachen, ist der sogenannte possessive Dativ verbreitet, *der Gertrud ihre Brille*. In den gleichen Varietäten ist es aber nicht möglich, *dem Haus sein Balkon* zu sagen. Warum nicht? Eine semantische Fragestellung wäre, welche semantischen Zugehörigkeitsbeziehungen zwischen Referenten durch welche syntaktischen Konstruktionen ausgedrückt werden können. In einem möglichen Set an Aufgaben kann man in einem Kontext beschreiben, dass zwischen zwei Gegenständen eine possessive, also eine Zugehörigkeitsbeziehung im weiteren Sinne besteht. Da könnte beispielsweise eine Brille eine Rolle spielen, die Gertrud gehört. In einer Ergänzungsaufgabe werden die Gewährspersonen dann aufgefordert, diese Beziehung in Form einer attributiven Nominalphrase zu verbalisieren. Sie müssen den Satz: *Ich weiß, was das ist. Das ist...* ergänzen und dabei die Wörter *Brille* und *Gertrud* verwenden. Wenn sie nun Sprecher*innen des Standarddeutschen sind, können sie nun wählen: *Gertruds Brille, die Brille von Gertrud*, aber nicht *der Gertrud ihre Brille, die Gertrudbrille, der Gertrud Brille* und Ähnliches. In verschiedenen Aufgaben könnte man die semantischen Merkmale der Gegenstände variieren und schauen, welche der Beziehungen durch welche Konstruktion ausgedrückt wird. Dadurch erhielte man Aufschluss darüber, was semantisch gleiche und semantisch verschiedene Zugehörigkeitsbeziehungen sind.

Wenn man Hypothesen darüber hat, was bestimmte syntaktische Konstruktionen bedeuten, kann man Kontexte konzipieren, in denen diese Konstruktionen laut Hypothese präferiert verwendet werden. Nun kann man Gewährspersonen diese Konstruktionen nebst konkurrierenden Konstruktionen präsentieren und sie auffordern, diejenige anzukreuzen, die sie im angegebenen Kontext selbst verwenden würden. So würde man die Hypothese überprüfen. Man kann auch Szenen, die sich in bedeutsamen Merkmalen unterscheiden, bildlich oder filmisch darstellen und Gewährspersonen sie verbalisieren lassen. Durch systematische Manipulation der Merkmale in den Szenen können Änderungen in der Verbalisierung herbeigeführt werden und so die Bedeutungen von bestimmten Konstruktionen erschlossen werden. Hier sind Ihrer Fantasie keine Grenzen gesetzt.

Zwischenfazit: Befragungen können in vielerlei Formen durchgeführt werden. Mit ihrer Hilfe lassen sich Urteile evozieren, die semantische Plausibilität, pragmatische Akzeptabilität, Präferenzen in der Produktion und im Verstehen betreffen, und das alles kann man erfragen, indem man im sprachlichen oder nichtsprachlichen Reizmaterial semantische oder pragmatische Faktoren moduliert. Urteile durch Kreuzchen Setzen oder durch Sprachproduktionsaktivitäten machen natürlich Bedeutungen ebenso wenig sichtbar wie Reaktionszeiten, Augenbewegungen oder irgendetwas anderes. Aber es lassen sich auch hier durch systematische Testreihen Faktoren isolieren, die Unterschiede in der Akzeptabilität oder Plausibilität von Äußerungen auslösen oder die einen Umschlag in der Präferenz zwischen verschiedenen sprachlichen Ausdrücken bewirken.

5. Korpusstudien

Eine weitere Methode der Bedeutungsforschung, die ich aufführen möchte, sind Korpusstudien. Ein Korpus ist eine Sammlung an authentischem Sprachmaterial, das aus bestimmten Erkenntnisinteressen erstellt wurde. Das sprachliche Material kann in jeder Vorkommensform von Sprache vorliegen und von weiteren Informationstypen begleitet werden: Es kann zum Beispiel Filmmaterial sein, weil Sprachgebrauch in bestimmten Situationen gefilmt wurde. Es kann sich auch um Tonaufnahmen oder um Transkripte von realem Sprachgebrauch handeln. In vielen Fällen liegen auch sogenannte „Metainformationen“ zu dem Material vor, beispielsweise die Eckdaten der Aufnahme, wo sie wann von wem aufgenommen wurde, Sozial- und biographische Daten der Sprecher*innen, Sprache und Dialekt und Ähnliches. Das Material kann nicht nur in bestimmten Transkriptionsformen vorliegen, z.B. in phonetischer oder orthographischer Umschrift, sondern auch in bestimmten Tiefegraden annotiert sein, zum Beispiel morphologisch und syntaktisch, aber eben auch semantisch und pragmatisch. Da kann man zum Beispiel in einem Korpus von Zeitungstexten thematische Rollen zu den Komplementen von Verben zuweisen oder die Nomen in diesen Komplementen danach klassifizieren, welche Position sie auf der sogenannten Belebtheitsskala einnehmen. Das könnte wiederum dazu dienen, die semantischen Valenzeigenschaften von Verben herauszufinden und das damit in Relation setzen, welche semantischen Eigenschaften die Komplemente dieser Verben haben, wenn sie in Aktiv- gegenüber Passivsätzen auftauchen. Denn wie Sie vielleicht wissen, kann nicht jedes Verb im Passiv auftauchen und mit welchem das geht, ist durch semantische Faktoren bedingt.

Natürlich sind semantische und pragmatische Annotationen von sprachlichen Korpora keine direkten Zugriffe auf Bedeutung. Scheinbar ist bloßes Sprachmaterial ohne zugleich auch visuellen oder wenigsten akustischen Kanal für semantische und pragmatische Fragestellungen unbrauchbar, denn wir haben ja schlechtestenfalls nur die sprachliche Ausdrucksseite vorliegen und bestenfalls unsere eigene Kompetenz in der Sprache des Materials, so dass semantische oder pragmatische Klassifikationen wieder nur die eigene Intuition widerspiegeln würden. Das ist ein großer Nachteil an Korpusstudien. Etwas davon kann wettgemacht werden, indem das gleiche Material von mehreren Personen unabhängig voneinander annotiert wird oder wenn die Annotation automatisch erfolgen kann. Dafür muss es beispielsweise Datenbanken geben, in denen die Belebtheitswerte von Nomen gespeichert sind, die dann mit den Nomen in einem Korpus verknüpft werden können.

Ein Vorteil von Korpora liegt darin, dass sie authentisches Sprachmaterial enthalten können, also solches, das nicht von Linguist*innen vorgegeben oder kontrolliert ist wie in Verhaltensstudien und vielen Befragungen. In vielen Fällen spielt auch das Bewusstsein der Gewährspersonen, dass sie beim Sprachgebrauch beobachtet werden, keine große Rolle oder zumindest eine viel kleinere als in Laborexperimenten oder Interviewbefragungen. Die Beobachtungssituation kann nämlich große Auswirkungen auf das Sprechen haben.

Ein Nachteil an Korpusstudien ist natürlich, dass man mitunter sehr viel Material braucht, um Belege für das Phänomen zu finden, das man untersucht, insbesondere wenn es um Satzbedeutungen geht. Die semantischen oder pragmatischen Annotationen

solcher Belege sind auch in besonderem Maße unsicher, weil sie nicht innerhalb von Satzpaaren erhoben wurden, in denen nur ein Bedeutungsmerkmal kontrolliert manipuliert wurde, sondern eben unkontrolliert sozusagen in freier Wildbahn vorkommen.

Ein weiterer Vorteil von Korpusstudien ist, dass sie vielerlei sprachliche Phänomene liefern, die Linguist*innen gar nicht bedenken, wenn sie bloß introspektiv über Phänomene nachdenken, wenn sie Verhaltensstudien oder Befragungen konzipieren. Das können zum Beispiel seltene Lesarten bestimmter Verben sein. Viele Linguist*innen haben lange über die Bedeutung von *geben* nachgedacht und was es in einer ditransitiven syntaktischen Konstruktion bedeutet. Wenige denken dabei an Vorkommnisse von *geben*, die zwar häufig gebraucht werden, aber selten im Fokus semantischer Betrachtungen stehen. Zum Beispiel hat die idiomatische Wortverbindung *den Ausschlag geben* kaum einen semantischen Zusammenhang mit *geben* in der ditransitiven Konstruktion.

Ein mittlerweile großes Forschungsgebiet der korpuslinguistischen Bedeutungsforschung sind distributionelle Analysen. Dabei untersucht man riesige Textmengen mit computationaler Unterstützung und lässt sich alle Vorkommnisse beispielsweise einer Wortform ausgeben und die, sagen wir 15 Wörter davor und danach. Wenn man sich bei vielen tausend Fällen des Verbs *geben* in einem Korpus anschaut, welche anderen Wörter besonders oft in seiner Umgebung vorkommen, dann lässt das Rückschlüsse auf so etwas wie die prototypische Bedeutung dieses Verbs zu. Das wiederum lässt Vorhersagen darüber zu, welche Bedeutungen von *geben* für Sprecher*innen am leichtesten abrufbar sind, weil sie am häufigsten damit konfrontiert sind, welche sie deshalb auch am ehesten selbst produzieren und mit welchen Varianten sie am wenigsten vertraut sind. Das Motto ist dabei: Die Bedeutung eines Wortes erkennt man am besten an seiner Gesellschaft.

Zwischenfazit: Die Untersuchungsbedingungen in Korpusstudien können lange nicht so gut kontrolliert werden wie in experimentellen und Befragungsstudien, in denen semantische und pragmatische Faktoren gezielt manipuliert werden können. Die Annotation intersubjektiv nachvollziehbar zu machen, bedarf der Annotation durch viele oder der automatischen Annotation. Dafür können Korpora authentisches Sprachmaterial liefern, oft komplementiert von Informationen in weiteren Kanälen. Durch computationale Verfahren ist die Untersuchung riesiger Textmengen möglich, die viel repräsentativer für den Sprachgebrauch sind als ausgedachte Kontexte und Ausdrücke in Experimenten. Im Idealfall designt man Verhaltens- oder neurophysiologische Studien oder das Material für Befragungen, nachdem man Korpusanalysen durchgeführt hat.

6. Neurophysiologische Experimente

Neurophysiologische Experimente sind solche, die Reaktionen von Versuchspersonen auslösen, die klar außerhalb ihrer direkten Kontrolle liegen, zum Beispiel elektrische Entladungen im Gehirn, Sauerstofftransport im Gehirn, Puls und Blutdruck. Um diese Prozesse sichtbar zu machen, sind besondere Messgeräte vonnöten, zum Beispiel im Rahmen der Elektroenzephalographie (EEG), bei der ereignisrelatierte

Stromspannungsschwankungen im Gehirn auf dem Skalp gemessen werden, oder im Rahmen der funktionalen Magnetresonanztomographie (fMRT), bei der vermittelt über elektromagnetische Felder der Sauerstofftransport im Gehirn gemessen wird. Der Vorteil des EEGs liegt darin, dass Spannungsschwankungen im Gehirn sehr exakt auf die Verarbeitung sprachlicher Reize bezogen werden können. Die Spannungsschwankungen erfolgen nämlich im Bereich von 100 Millisekunden bis eine Sekunde nach Reizpräsentation. Die Spannungen können positive oder negative Polarität haben und sind außerdem grob im Kortex lokalisierbar. Die räumliche Auflösung ist der große Vorteil des fMRT; dabei ist exakt lokalisierbar, wohin im Gehirn das sauerstoffreiche Blut transportiert wird. EEG- und fMRT-Studien liegen immer schon ziemlich konkrete Hypothesen über die kognitive Sprachverarbeitung zugrunde, ähnlich wie bei den Verhaltensexperimenten. Bei diesen waren es ja beispielsweise Reaktionszeiten oder längere Blickfixationen, die auf Verarbeitungsaufwand beziehungsweise semantische, pragmatische oder grammatische Erwartungsverletzungen schließen lassen. Erhöhter Verarbeitungsaufwand beziehungsweise Erwartungsverletzungen sind immer relative Angelegenheiten, sie sind immer zwischen zwei Bedingungen feststellbar, also beispielsweise zwischen zwei Ausdrücken, die sich nur in einem Merkmal unterscheiden, zum Beispiel im Merkmal Aktiv vs. Passiv bei gleichem Inhalt. Der Nachteil der Verhaltensexperimente relativ zu den elektrophysiologischen ist, dass die Verhaltensreaktionen, z.B. Knopf drücken, nicht zeitlich aufgelöst sind, weil sie infolge eines ganzen Reizes erfolgen, oder nicht räumlich aufgelöst sind, weil man nicht sieht, welche Hirnregionen an der Verarbeitung beteiligt sind. Das EEG zeigt zeitpunktgenau die Hirnreaktionen auf einen Reiz und sei es nur ein definitiver Artikel mitten im Satz, das fMRT zeigt die Hirnreaktionen ortsgenau im Kortex. Das lässt sehr viel exaktere Hypothesen darüber zu, wie, wo und wann bestimmte Bedeutungsfaktoren verarbeitet werden. Es gibt zum Beispiel mehrere neurophysiologische Signaturen, die mit bestimmten Sprachverarbeitungsmechanismen in Verbindung gebracht werden. Eine davon ist eine Negativierung etwa 400 Millisekunden nach Reizpräsentation. Diese sogenannte N400 wird mit semantischen Erwartungsverletzungen in Verbindung gebracht. Und es ist sogar so, dass sie in der Spannungshöhe desto größer ausfällt, je größer die Erwartungsverletzung ist. Man präsentierte Versuchspersonen den Satz *The pizza was too hot to...* und in drei Versuchsbedingungen endete der Satz mit *eat*, *drink* und *kill*. Also *the pizza was too hot to eat* oder *drink* oder *kill*. Die Negativierung trat auf bei *drink* im Vergleich zu *eat*, wo sie nicht auftrat, und bei *kill* war sie stärker ausgeprägt als bei *drink*. Das demonstriert, dass an der Stelle *The pizza was too hot to...* das Gehirn eher mit *eat* als mit *drink* und eher mit *drink* als mit *kill* rechnet. Warum ist *drink* erwarteter als *kill*? Weil es wie *eat* auch etwas mit Verzehr zu tun hat, also ein semantisches Merkmal damit teilt. Und das zeigt sich hier nicht an einer theoretischen merkmalssemantischen Überlegung, sondern an Spannungsschwankungen im Gehirn. Es gibt sehr ausgefuchste Theorien darüber, welche solcher neurophysiologischen Signaturen wie die N400 welche Sprachverarbeitungsprozesse anzeigen, wann sie wo im Gehirn ablaufen und was davon semantisch, pragmatisch oder grammatisch motiviert ist.

Zwischenfazit: Neurophysiologische Experimente sind noch aufwendiger und teurer als Verhaltensexperimente und sie liefern dadurch, dass immer nur sehr

spezifische Reizkonstellationen in Vergleichsbedingungen getestet werden können, kleine Erkenntnisse darüber, wie das Gehirn auf sprachliche Reize reagiert. In ausgearbeiteten Forschungsprogrammen, in denen über Jahre hinweg systematisch verschiedene Bedingungen durchgetestet werden, lässt sich aber langsam so etwas wie eine kognitive Architektur ableiten, welche sprachbezogenen Prozesse wo und unter welchen Bedingungen ablaufen. Dazu gehören auch Prozesse, die mit Bedeutung zu tun haben.

Damit sind wir am Schluss. Introspektion, Verhaltensexperimente, Korpusstudien und neurophysiologische Experimente machen Bedeutung nicht beobachtbar. Bedeutung ist und bleibt nichts Beobachtbares. Bedeutung ist und bleibt eine Abstraktion. Was man mit diesen Methoden untersucht, ist dagegen etwas Beobachtbares oder etwas, das sich beobachtbar machen lässt. Es sind menschliche Handlungen, es ist unwillkürliches Reaktionsverhalten, es sind Muster im Sprachgebrauch und es sind neurophysiologische Reaktionen. Das sind Dinge, die wir tun oder in uns ablaufen, wenn wir mit sprachlichen Ausdrücken konfrontiert werden. Es sind weitestgehend Prozesse, die wir uns geistig nicht vergegenwärtigen können, weil sie unterhalb unserer Wahrnehmungsschwelle liegen. Die vorgestellten Methoden erlauben uns überprüfbare Aussagen über diese Prozesse und helfen uns dadurch, uns diese Prozesse bewusst zu machen und dadurch besser zu verstehen, was im Spiel ist, wenn wir auf bestimmte sprachliche Reize auf bestimmte Weise reagieren. Das ist es, was wir tun, wenn wir Bedeutung ermitteln.

Was in den großen Bedeutungstheorien passiert – „Bedeutung ist Sinn und Referenz“, „Bedeutung ist Konzeptualisierung“, „Bedeutung ist virtuell“, „Bedeutung ist Verhalten“ usw. – ist, dass von der Prozesshaftigkeit dessen, was da unter erkennbaren Bedingungen in uns abläuft, abstrahiert wird. Es wird ebenso von der Tatsache abstrahiert, dass diese Prozesse in mehr oder minder ähnlicher Weise in uns allen einzeln ablaufen. Mit dem irreführenden Ausdruck „Bedeutung“ wird ein nicht mehr prozesshafter, sondern ein statischer, ein nicht mehr individueller, sondern ein kollektiver oder sogar idealer Gegenstand geschaffen. Das kann Vorteile haben, wenn auf in allgemeiner Weise über Bedeutung sprechen will, aber dadurch geht auch in gewisser Weise der Gegenstand verloren, zumindest der beobachtbare, messbare und der, über den man intersubjektiv nachvollziehbare, nachprüfbare Aussagen machen kann.

Was Ihnen klar geworden sein sollte, ist, dass wenn ein Bedeutungsbegriff ein empirischer sein soll, also einer, der uns dabei hilft, uns besser zu verstehen, dass semantische und pragmatische Theorien dann immer auf das rückbeziehbar sein müssen, was wirkliche Menschen wirklich tun. Und damit bedanke ich mich für Ihre Aufmerksamkeit und sage *Tschüss* und *Bleiben Sie gesund!*

Literatur

Krifka, Manfred (2011): Varieties of semantic evidence. In: Maienborn, C./von Heusinger, K./Portner, P. (Eds.): Semantics. An international handbook of natural language meaning. Vol. 1. Berlin/Boston: de Gruyter, 242–268.

ergänzend:

Félix-Brasdefer, J. César/Hasler-Barker, Maria (2017): Elicited data. In: Barron, A./Gu, Y./Steen, G. (Eds.): *The Routledge Handbook of Pragmatics*, 27–40.

Frazier, Lyn (2011): Meaning in psycholinguistics. In: Maienborn, C./von Heusinger, K./Portner, P. (Eds.): *Semantics. An international handbook of natural language meaning*. Vol. 3. Berlin/Boston: de Gruyter, 2703–2724.

Golato, Andrea (2017): Naturally occurring data. In: Barron, A./Gu, Y./Steen, G. (Eds.): *The Routledge Handbook of Pragmatics*, 21–26.

Katz, Graham (2012): Semantics in corpus linguistics. In: Maienborn, C./von Heusinger, K./Portner, P. (Eds.): *Semantics. An international handbook of natural language meaning*. Vol. 3. Berlin/Boston: de Gruyter, 2859–2887.

Leitfragen

1. Was ist so schwierig an der Frage, wie man Bedeutung ermittelt?
2. Versuchen Sie in eigene Worte zu fassen, was man durch die vorgestellten Methoden ermittelt.
3. Skizzieren Sie so kurz wie möglich, wie Sie mit einer der genannten Methoden eine semantische oder pragmatische Fragestellung Ihrer Wahl untersuchen könnten.

Thematischer Block IV: Kognitive Semantik

Folge 1: Wie geht die Kognitive Semantik das Phänomen Bedeutung an?

Herzlich willkommen zu Ihrem Podcast zur Vorlesung Semantik und Pragmatik im Wintersemester 2020/21 an der HHU. Ich bin Simon Kasper und in dieser Folge spreche ich über die Frage: Wie geht die Kognitive Semantik das Phänomen Bedeutung an? Wenn in der linguistischen Community *Semantik* gesagt wird, wird meistens wahrheitsfunktionale Semantik gemeint. Die Podcasts dieser Vorlesung räumen der wahrheitsfunktionalen Semantik deshalb auch einen großen Raum ein. Ich weise aber auch immer wieder auf kontroverse Positionen hin. In ein paar Podcastfolgen – und diese hier ist eine davon – widme ich mich aber auch exklusiv der Kognitiven Semantik. Dieses Mal möchte ich ganz allgemein einige Grundannahmen der Kognitiven Linguistik vorstellen, von der die Kognitive Semantik ein Teil ist, und darstellen, wie das Phänomen der Bedeutung darin theoretisch angegangen wird.

1. Bedeutung ist Konzeptualisierung

Die Kognitive Linguistik betrachtet Sprache als Mittel, um Information zu ordnen, zu verarbeiten und zu übermitteln. Information ist das, was mittels Sprache geordnet, verarbeitet und übermittelt werden soll. Versuchen wir erst einmal, ‚Information‘ zu charakterisieren, indem wir sie im Verhältnis zu unseren wichtigsten kognitiven Prozeduren verorten. Da sind zunächst die Phänomene in der Wirklichkeit, das, was wir wahrnehmen, z.B. etwas Hautfarbendes, Glattes, das eine geschlossene Form bildet und sich von selbst geschmeidig bewegt. Das ist die Ebene der sogenannten „Perzeption“. Dann ist da dasjenige, als das wir das Wahrgenommene erkennen oder kategorisieren, z.B. als eine Nacktkatze mit fledermausähnlichem Gesicht. Das ist die Vorstellungsebene oder die „Konzeptebene“ oder, wenn man das Prozesshafte hervorheben will, die „Konzeptualisierungsebene“. Die Wahrnehmung hat es mit Perzepten zu tun, die Konzeptualisierung mit Konzepten. Wir können natürlich auch ein Konzept von etwas Bestimmtem, z.B. einer bestimmten Katze, evozieren, ohne dasjenige auch tatsächlich wahrzunehmen. Die Kognitive Linguistik geht aber generell davon aus, dass unsere Konzepte sich letztlich alle aus der Wahrnehmung speisen, wir können auch Erfahrung sagen, seien es nun aktuelle oder vergangene oder innere Erfahrungen. Vor diesem Hintergrund können wir die perzeptiven – und dadurch auch konzeptuellen – Inhalte als Information begreifen.

Was heißt weiter, dass Information, also perzeptive bzw. konzeptuelle Inhalte, mittels Sprache geordnet und verarbeitet werden? Dies verweist uns auf eine der beiden Sprachfunktionen, die in der Kognitiven Linguistik zentral gestellt werden: die symbolische Funktion. Das sprachliche Zeichen ist auch die Grundeinheit in der kognitivlinguistischen Sprachbetrachtung. Dabei wird betont, dass es sich immer um Paare aus einer Form und einem Inhalt handelt. Die Kognitive Linguistik betrachtet aber, wie ihr Name schon andeutet, sprachliche Zeichen als Einheiten des individuellen sprachlichen Wissens; deshalb sind sprachliche Zeichen selbst auch Konzepte, und das heißt, dass es sich strenggenommen um Paare von inneren Bildern von Formen und

inneren Bildern von Inhalten handelt, also um Paarungen von Form- und Inhaltskonzepten, nicht von konkreten Formen und konkreten Inhalten.

Wenn wir einen Ausdruck hören, beispielsweise *Katze*, dann gleichen wir dieses akustische Perzept mit einem Konzept, einem inneren Bild der Äußerungsform *Katze*, ab. Und wenn wir das Geräusch *Katze* als Instanz unseres Konzepts der Äußerungsform *Katze* erkennen, dann evoziert dies automatisch das dazugehörige Inhaltsbild einer Katze. Und umgekehrt wird ein wahrgenommenes Phänomen, das wir mit unserem Konzept einer Katze identifizieren, automatisch das dazugehörige Formbild der Lautkette *Katze* evozieren. Nun gehört zu diesem Zeichenbegriff aber noch eine wichtige Annahme. Man geht nämlich davon aus, dass uns so ein Konzept wie das von einer Katze unabhängig von dem sprachlichen Zeichen *Katze* nicht einfach so gegeben wäre. Das heißt, dass wir über so ein festes, immer wieder evozierbares Konzept von einer Katze verfügen, hängt daran, dass es ein sprachliches Formkonzept gibt, mit dem es konstant assoziiert ist. Die sprachliche Form gibt dem Katzenkonzept sozusagen kognitiven Halt. Nun müssen wir uns eine Sprache aber als ein ganzes System von Zeichen vorstellen, wobei der Umfang dessen, was mit einer sprachlichen Form assoziiert ist, davon abhängt, welche verwandten Phänomene von allen anderen Formen in der Sprache bezeichnet werden. Wenn wir eine Sprache sprechen, in der die Form *Katze* zum Ausdruck des Inhalts ‚Hund‘ und zum Ausdruck des Inhalts ‚Katze‘ verwendet wird, dann fixiert das Zeichen *Katze* ein Konzept, das Hunde und Katzen umfasst, aber keins, das nur das Konzept ‚Hund‘ fixieren würde und keins, das nur das Konzept ‚Katze‘ fixieren würde. So fungiert das komplette Zeichensystem als eine Konzeptfixierungsschablone und welchen Umfang das Konzept hat, das durch eine Form fixiert wird, hängt davon ab, welche anderen Formen existieren und welchen Umfang an Konzepten sie fixieren. Eine besondere Herausforderung für die Kognitive Semantik besteht darin, plausibel zu machen, wie ein sprachliches Zeichen als individuelles kognitives Faktum konventionell sein kann, mit anderen Worten, wie die Kognitive Linguistik – und die Kognition ist immer etwas Individuelles – mit dem sozialen Faktum der Konventionalität des Zeichens umgehen kann. Diese Kluft ist ja gerade das, was die Unterscheidung von *Langue* und *Parole* motiviert hat. Es gibt tatsächlich eine Möglichkeit, das Konzept, das Sprachbenutzer*innen mit sprachlichen Formen assoziieren, mit der konventionellen Bedeutung in Verbindung zu bringen. Dazu „kognitiviert“ die Kognitive Linguistik die konventionelle Bedeutung. Wie geht das? Das geht, indem man die konventionelle Bedeutung mit einem kognitiven Prototypen gleichsetzt, von dem ein konkretes Konzept mehr oder weniger abweichen kann. Mit einem Ausdruck wie *Katze* wäre also konventionell eine prototypische Katze verbunden, eine idealtypische Katze, die sozusagen den gemeinsamen konzeptuellen Nenner aller Katzenvorstellenden darstellt. Tatsächlich bilden Prototypen im Zusammenhang mit der Kategorisierung einen festen Bestandteil kognitiv-linguistischer Annahmen.

Die zweite Sprachfunktion ist die interaktive Funktion. Und diese ist natürlich ganz eng mit dem Aspekt von Sprache verbunden, ein Mittel zur Übermittlung von Information, also von Konzepten, zu sein. Wenn wir jetzt nicht so tun, als würde das sprachliche Zeichen irgendwie unabhängig von unserem Zeichengebrauch existieren, sondern nur im Vollzug, dann zeigt sich die Beziehung von Konzepten zur sprachlichen Form und von der konventionellen Bedeutung zur sprachlichen Form noch einmal anders, nämlich zum

einen in der Sprachproduktionsaktivität und zum anderen in der Sprachverstehensaktivität. Wenn wir an die Produktion denken, können wir uns vorstellen, wir nehmen etwas Hautfarbenedes, Glattes wahr, das eine geschlossene Form bildet und sich von selbst geschmeidig bewegt. Im Rahmen der Konzeptualisierung erkennen wir dieses Etwas als das Exemplar einer Nacktkatze mit Fledermausgesicht.

Jetzt stellen wir uns vor, eine Bekannte von uns hört eine Äußerung von uns, in der wir das Wahrgenommene und Kategorisierte mit der sprachlichen Form *Katze* bezeichnen, die Bekannte selbst hat aber nicht wahrgenommen, was wir wahrgenommen haben. Für sie ist der Ausgangspunkt ihrer Konzeptualisierung, d.h. ihres kognitiven Aufbaus eines Katzenkonzepts, nun nichts anderes als die sprachliche Form *Katze*. Und sie wird sich beim Ausdruck *Katze* nun ohne besondere Informationen nicht die spezielle Nacktkatze mit Fledermausgesicht vorstellen, die wir wahrgenommen hatten. Sondern sie wird sich in etwa das vorstellen, was sich die Leute eben ohne weitere, gegenläufige Informationen in der Regel vorstellen, wenn sie *Katze* hören. Nämlich eine „gute“ Katze, eine prototypische Katze. Dass diese Katze deutlich von dem abweicht, was wir wahrgenommen haben, kann sich, muss sich aber nicht in der weiteren Konversation noch herausstellen.

Wenn wir das sprachliche Zeichen also aus Interpretationsperspektive betrachten, dann ist eine sprachliche Form am ehesten so etwas wie ein Zugriffspunkt zu potentiell ganz verschiedenartigen Konzepten, die am Modell eines Ideal- oder Prototypen orientiert sind, dem, was „man“ sich eben unter einem Ausdruck so vorstellt, z.B. *Katze*. Ohne anderslautende Information wird sich jemand unter dem Ausdruck dann auch vorstellen, was „man“ sich eben unter dem Ausdruck vorstellt, bspw. eine prototypische Katze. Anders, wenn die sprachliche Form von Anfang an lautet, *hautfarbene Nacktkatze mit Fledermausgesicht*. Dann bildet zwar jeder Teilausdruck auch wieder einen Zugriffspunkt zu bloß prototypischen Vorstellungen, im Zusammenspiel beschränken sie aber wechselseitig die möglichen Ausprägungen der Konzepte und führen so zu einer relativ spezifischen Katzenkonzeptualisierung.

Wir halten zwei Dinge fest:

1. So, wie eben erläutert, macht die Kognitive Linguistik aus einer theoretisch schwierigen Beziehung zwischen einer realen individuellen und einer idealen sozialen Tatsache eine einzige kognitive Tatsache.
2. Dadurch, dass in der Kognition nun Raum für individuelle und konventionelle Konzepte ist, kann die Kognitive Semantik auch Bedeutung mit Konzeptualisierung identifizieren.

2. Das Bekenntnis zur Kognition

Eine Grundannahme der Kognitiven Linguistik ist im sogenannten „Cognitive Commitment“ oder „Kognitionsbekenntnis“ erfasst. Damit bekennt sich die Kognitive Linguistik zu der Annahme, dass linguistisch ermittelte Strukturprinzipien der Sprache damit vereinbar sein sollten, was andere wissenschaftliche Disziplinen über Kognition ermittelt haben. Das Kognitionsbekenntnis besagt, dass insgesamt keine anderen sprachlichen Strukturprinzipien theoretisch postuliert werden sollten als solche, die

durch andere Disziplinen wie etwa die Kognitive Psychologie oder die Neurowissenschaften empirisch gerechtfertigt werden können. Das schiebt der Möglichkeit, spezielle, ausschließlich sprachbezogene kognitive Prozeduren oder Komponenten zu postulieren, einen Riegel vor. Die Kognitive Linguistik weist mit dem Kognitionsbekenntnis diese Annahme ab, der zufolge, grob gesprochen, Sprachkognition prinzipiell anders sei als der Rest der Kognition, eine Grundannahme der Generativen Grammatik.

Schauen wir uns zwei Illustrationen an. Wenn wir visuell Szenen wahrnehmen wie grüßende Menschen, fliegende Vögel, miauende Katzen, Straßenverläufe usw., dann sind diese Wahrnehmungen durch unsere Blickbewegungen und durch unsere dynamische und selektive Fokussierung der Aufmerksamkeit gekennzeichnet. Wir folgen mit unserem Blick, der fast immer auch mit unseren Aufmerksamkeitsfokus zusammenfällt, demjenigen, was für uns perzeptiv auffällig ist oder dem, was für unsere Handlungsplanung relevant ist. Dasjenige sondern wir als Objekt oder als Figur der Wahrnehmung aus. Der Rest bildet den Hintergrund.

Wir können an Sätzen sehen, wie Satzstrukturen sozusagen unsere Aufmerksamkeitsverteilung in den ausgedrückten Ereignissen widerspiegeln: *Rauch steigt auf. Das Kind steht vor dem Fahrrad. Das Fahrrad steht hinter dem Kind.* Es ist kein Zufall, dass dasjenige, das in der Wirklichkeit unsere visuelle Aufmerksamkeit auf sich zieht, hier als Nomen, als Satzglied, als Subjekt ausgedrückt ist: *Rauch – steigt auf. Das Kind – steht vor dem Fahrrad.* Unser innerer Blick fokussiert den Rauch bzw. das Kind und wandert dann nach oben bzw. zum Fahrrad. In *Das Fahrrad steht hinter dem Kind* ist es umgekehrt. In *Er hat die Vase heruntergeworfen* gegenüber *Die Vase ist heruntergefallen* sehen wir, dass wir wahrgenommene Kausalketten – er verursacht, dass die Vase herunterfällt – sprachlich zerschneiden können. Wir können den Verursacher des Vase-Fallens ausdrücken – *Er hat die Vase heruntergeworfen* – oder das bloße Fallen der Vase verbalisieren – *Die Vase ist heruntergefallen.* Das kann durchaus soziale Implikationen haben. Wir können die Aufmerksamkeit auch lexikalisch lenken: In *Die Tür ist geöffnet* mit Partizip II suchen wir kognitiv eher nach einer Ursache für das Offensein der Tür als in *Die Tür ist offen* mit Adjektiv.

Ein zweites Beispiel dafür, wie allgemeinkognitive Prozeduren die Sprache durchdringen, ist die „konzeptuelle Metapher“. Dahinter steckt Folgendes: Unser Vorstellungsleben dreht sich auch um Dinge, die wir nicht unmittelbar leiblich erfahren, leiblich wahrnehmen können. Wir nennen diese konzeptuelle Zieldomänen. Solche konzeptuellen Domänen, die wir nicht unmittelbar erfahren können, müssen wir mit den Mitteln anderer konzeptueller Domänen strukturieren, und zwar solcher, die wir unmittelbar leiblich erfahren können. Wir nennen diese Domänen Quelldomänen. Ein Beispiel für eine Zieldomäne ist Macht. Macht ist als solche nicht unmittelbar wahrnehmbar und deshalb strukturieren wir das Konzept ‚Macht‘ mit einem erfahrungsmäßig sehr viel basaleren Konzept, nämlich der relativen Höhe. *Sie hat wieder die Oberhand gewonnen. Sie steht weit über ihm. Er ist wirklich tief gefallen. Das ist der Bodensatz der Gesellschaft.* Die Quelldomäne scheint an die leibliche Erfahrung körperlicher Unterdrückung, ich wiederhole, Unter-Drückung, gebunden zu sein, deren wir uns bedienen, um über Macht zu sprechen.

Neben der Wahrnehmung und der Aufmerksamkeit sowie der konzeptuellen Metapher gibt es eine ganze Reihe von weiteren kognitiven Komponenten und Prozeduren, die in der nichtsprachlichen Kognition äußerst wichtig sind und die sich ebenso prominent auch in der Sprache zeigen. Dazu gehören die Assoziation, die Routinisierung und die Automatisierung, die Kategorisierung und die Schematisierung.

3. Das Bekenntnis zur Symbolizität und Schematizität

Die Kognitive Linguistik bekennt sich auch zur Symbolizität von Grammatik, oder, weniger geschwollen, zur Zeichenhaftigkeit der Grammatik. Die Zeichenhaftigkeitsthese besagt, dass die Basiseinheit der Grammatik ein Paar aus einem Ausdruckskonzept und einem Inhaltskonzept ist. Diese Annahme hat abgrenzenden Charakter. Sie impliziert nämlich, dass Grammatik nicht untersucht werden kann, indem man nur die sprachliche Formseite untersucht, wie das der Generativen Grammatik zugeschrieben wird. Stattdessen wird die Ausdrucksseite immer nur in ihrer Verbindung mit der Bedeutung untersucht: Grammatische Strukturen sind inhärent bedeutungsvoll. Sie haben selbst Zeichencharakter. Wie soll das gehen? Ein wichtiger Aspekt dieser Zeichenhaftigkeitsthese ist, dass Paare aus Ausdrucks- und Inhaltskonzepten schematisch sein können, d.h. schematische Formseiten und schematische Inhaltsseiten haben können. Die Paare, oft auch vereinfachend und kurz „Form-Bedeutungs-Paare“ genannt, verlaufen von schablonenartigen syntaktischen Konfigurationen über Idiome und gebundene Morpheme bis hin zu Wörtern. Ein Beispiel soll genügen: *Thorsten schenkt seinem Kollegen Kuchen* ist ein ditransitiver Satz mit einer recht spezifischen Bedeutung. Die Kognitive Semantik sagt, wir können diesen Satz verstehen, weil in unserem Sprachwissen nicht nur Konzepte von *Thorsten*, *schicken*, *sein*, *Kollege* und *Kuchen* existieren, sondern auch weil darin auch ein Konzept einer schematischen ditransitiven Konstruktion existiert, einer Paarung aus der Form NP V NP NP und der Bedeutung ‚Jemand transferiert etwas zu jemandem‘. Wenn wir diesen Satz wahrnehmen, evoziert das nicht nur die Konzepte von *Thorsten*, *schicken* usw., sondern auch das der schematischen Konstruktion.

Ich fasse das Ganze noch einmal ganz kurz zusammen. Sprache dient der Informationsstrukturierung und -übertragung. Mit Information ist konzeptueller Inhalt gemeint. Sprachwissen besteht aus Konzepten von Form-Inhalts-Paaren, die sowohl individuell als auch konventionell sein können. Damit wird Bedeutung mit Konzeptualisierung gleichgesetzt. Die Mechanismen der Konzeptualisierung orientieren sich an den Erkenntnissen der Neuro- und Kognitionswissenschaften. Grammatische Strukturen symbolisieren kognitive Strukturen, z.B. Wahrnehmungsstrukturen. Die Form-Inhalts-Paare im Sprachwissen umfassen auch schematische und komplexe Formen und Inhalte. Und ich ergänze: Von Wahrheit ist dabei nicht die Rede.

Damit schließe ich für dieses Mal, sage *Danke für Ihre Aufmerksamkeit und Tschüss bis zum nächsten Mal*.

Literatur

- Evans, Vyvyan (2007): A glossary of cognitive linguistics. Edinburgh: Edinburgh University Press, Einträge "concept", "cognitive commitment", "meaning construction is conceptualization", "symbolic thesis". [Analog in der ULB; aus copyrighttechnisch dubiosen Quellen und auf eigene Verantwortung online: <https://www.textosenlinea.com.ar/libros/Evans%20-%20A%20Glossary%20of%20Cognitive%20Linguistics%20-%202007.pdf>]
- Evans, Vyvyan/Green, Melanie (2006): Cognitive linguistics. An introduction. Edinburgh: Edinburgh University Press, 5–11, 27–44. [Analog in der ULB; aus copyrighttechnisch dubiosen Quellen und auf eigene Verantwortung online: https://edisciplinas.usp.br/pluginfile.php/398854/mod_folder/content/0/Evans%20%20Green%20-%20CognitiveLinguistics-AnIntroduction.pdf?forcedownload\x3d1]

Leitfragen

1. Was sind die Funktionen der Sprache laut der Kognitiven Linguistik?
2. Was ist in der Kognitiven Semantik unter „Information“ zu verstehen?
3. Wie löst die Kognitive Semantik das Problem, dass Bedeutungen sowohl individuelle als auch konventionelle Aspekte haben?
4. Was sind Merkmale von Form-Bedeutungspaaren, die charakteristisch für die Kognitive Semantik sind?

Folge 2: Wie konstituiert sich Bedeutung in der Kognitiven Semantik?

Herzlich willkommen zu Ihrem Podcast zur Vorlesung Semantik und Pragmatik im Wintersemester 2020/21 an der HHU. Ich bin Simon Kasper und in dieser Folge spreche ich über die Frage: Wie konstituiert sich Bedeutung in der Kognitiven Semantik? Diese Frage ergänzt und vertieft die Grundannahmen der Kognitiven Linguistik. Zu diesen Grundannahmen gehört, dass Bedeutung Konzeptualisierung ist. „Konzeptualisierung“ meint, dass wir im Geist komplexe Konzepte aufbauen, wenn wir sprachliche Ausdrücke rezipieren und dass wir solche konzeptuellen Aufbauten selbst sprachlich ausdrücken, wenn wir Sprachproduzent*innen sind. Die kognitiven Prozesse, die die Kognitive Semantik dabei annimmt, orientieren sich an den Neuro- und Kognitionswissenschaften. Sprachliches Wissen nimmt die Form von Konzepten von Ausdrucks- und Inhalts-Paaren an, ähnlich wie beim Saussure'schen Zeichen, aber diesmal als individuell-kognitive Einheiten und auch in schematischer Form: In unserem Konzeptsystem gibt es auch Paarungen aus schematischen grammatischen Mustern und schematischen Bedeutungen, so wie zwischen der ditransitiven Satzstruktur und eine Transferbedeutung.

Nun aber zur Frage, wie sich Bedeutungen, also Konzepte und Konzeptualisierungen laut der Kognitiven Semantik konstituieren. Was soll diese Frage eigentlich bedeuten?

1. Bedeutungen haben ihre Basis in leiblicher Erfahrung

Beim Aufbau des menschlichen Konzeptsystems wird der sinnlichen Erfahrung der größte Einfluss zugesprochen. Frühere empiristische Erkenntnistheorien haben dabei den Menschen vor allem als passiven Beobachter der Welt begriffen und danach auch sein Wissen, sein Konzeptsystem am Leitbild des Beobachters entworfen. In moderneren Varianten spielt aber nicht nur die Erfahrung mittels der eher passiven Distanzsinn wie Sehen oder Hören eine Rolle, sondern insbesondere auch die ganzkörperliche Erfahrung, also die aktive und tätige Welterschließung über alle Sinne, das wechselseitige Einwirken von Organismus und Umwelt aufeinander.

Was soll das heißen? Vormoderne Erkenntnistheorien können uns glauben machen, unsere Körper seien für den Wissenserwerb unwichtig oder bloß Augen und Ohren seien wichtig. Durch Augen und Ohren könnten wir eine in Gegenstände, Eigenschaften und Sachverhalte vorgegliederte Außenwelt erkennen. Seit jüngerer Zeit, etwa um 1900 herum, wird aber verstärkt dafür argumentiert, dass nicht nur unsere Distanzsinn Sehen und Hören, sondern unser ganzer Leib eine zentrale Rolle für unsere Erfahrung der Außenwelt spielt. Konkret ist die These, dass die Eigenschaften unseres Leibes und die Art seiner Interaktion mit der Außenwelt auch eine bestimmte Wirklichkeit erst konstituieren, dass also unsere Auffassung von der Wirklichkeit körperlich geprägt ist.

Wie wirkt sich der Leib genau auf die Struktur von Konzepten aus? Diese Frage ist wichtig, denn sie fragt danach, was in uns kognitiv passiert, wenn wir über sprachliche Äußerungen auf Konzepte zugreifen oder wenn wir etwas konzeptualisieren, um es sprachlich auszudrücken. Das Schlagwort ist hier *Embodiment*, im Deutschen oft Verkörperung genannt. Ich spreche meistens von „Verleibtheit“, weil ein Leib etwas

Spezifischeres ist als ein Körper und hier der Leib gemeint ist. Einen Leib hat, grob gesprochen, nur, was aus seinem Körper heraus über seinen Körper nachdenken kann. Bezüglich der Verleibtheit unserer Erfahrungen wird davon ausgegangen, dass ein einziges neuronales System in Wahrnehmung und Bewegung auf der einen Seite und in der Konzeptualisierung auf der anderen Seite involviert ist. Wenn wir von der Außenwelt etwas wahrnehmen oder uns darin bewegen oder auf etwas in ihr einwirken, dann feuern dabei teilweise die gleichen Neuronen, die auch feuern, wenn wir uns solche Ereignisse in der Außenwelt nur vorstellen oder uns vorstellen, selbst etwas in der Außenwelt zu tun. Das heißt, sich etwas zu konzeptualisieren ist in bestimmten Hinsichten so, als ob man etwas wahrnehmen oder etwas tun würde. Wir sollen uns jetzt also unsere Konzeptualisierungen und ihre Produkte, unsere Konzepte, als verleibt vorstellen. Wenn wir einen sprachlichen Ausdruck hören, etwa *Peter malt mit einem Pinsel*, dann konzeptualisieren wir ein Ereignis, in dem Peter malt. Dass diese Konzeptualisierung verleibt ist, heißt, dass in unserem Körper dabei Prozesse ablaufen, die so ähnlich auch ablaufen würden, wenn wir Peter tatsächlich malen sähen und wenn wir selbst malten. Worin äußert sich nun das Embodiment, die Verleibtheit unserer Konzepte? Ein ganz wichtiger Teil der Antwort betrifft sogenannte *Image-schemas*, Bildschemata.

2. Verlebte Bildschemata

George Lakoff, einer der Mitbegründer der Kognitiven Linguistik, sagt, Bildschemata sind verhältnismäßig einfache, analoge Strukturen, die in unserer alltäglichen körperlichen Erfahrung immer wiederkehren: Behälter, Strecken, Verbindungen, Kraftübertragungen, Gleichgewicht, und dies in verschiedensten Ausrichtungen und Beziehungen: oben-unten, vorne-hinten, Teil-Ganzes, Zentrum-Rand usw. Solche Strukturen sind unmittelbar bedeutsam für uns, weil wir sie in der leiblichen Auseinandersetzung mit der Welt immer wieder direkt erfahren. Zwei Beispiele sind die Bildschemata „Behälter“ und „Strecke“. Sie stellen sich bei *Behälter* dabei wahrscheinlich bildhaft vor, dass sich etwas in etwas befindet und bei *Strecke* der Weg zwischen zwei Orten oder Gegenständen. Ein Bildschema ist sozusagen das abstrakte bildliche Schema, das in allen Ihren Vorstellungen des In-etwas-enthalten-Seins oder des Weges zwischen zwei Entitäten enthalten ist. Wichtig ist, dass sie als Bildschemata sozusagen nicht detailliert, sondern schematisch sind und unsere Erfahrung strukturieren. Und dies sieht man auch in der Sprache. Nehmen wir das Bildschema ‚Behälter‘. Wir wachen *aus* einem tiefen Schlaf auf. Wir kämpfen uns *aus* unserer Schlaftrunkenheit und werfen einen Blick *in* unser Schlafzimmer hinein, krabbeln von unter unserer Decke *heraus*, schlüpfen *in* die Hose hinein, strecken unsere Glieder *aus* und so weiter.

Während das Bildschema des In-etwas-enthalten-Seins beim Blick ins Schlafzimmer und dem Krabbeln von unter der Decke heraus noch wie eine normale Konkretisierung des schematischen Bildschemas aussieht, zeigen andere Verwendungen, *aus der Schlaftrunkenheit herauskämpfen*, *aus dem Schlaf aufwachen*, wie die konkrete, körperliche, bildschematische Erfahrung des „Enthaltenseins in“ auch strukturgebend für Konzepte ist, die gar nicht direkt körperlich als Enthaltenseinserfahrungen erlebt werden: Schlaf als Behälter für uns, Schlaftrunkenheit als Behälter für uns.

Der Ausdruck „Bild“ in Bildschema bezieht sich darauf, wie wir die Außenwelt sinnlich erfahren, nämlich in bildhafter Form. Der Ausdruck „Schema“ besagt, was wir schon gesehen haben, nämlich dass Bildschemata keine reichhaltigen und detaillierten Konzepte sind, sondern eher schablonenartige, die aus Mustern immer wieder gemachter körperlicher Erfahrungen bestehen. Bildschemata bilden eher so etwas wie die Basis für konkretere und detailliertere Konzepte, die mit sprachlichen Ausdrücken verbunden sind. Wenn Sie aus dem Haus gehen, ist auch das Behälter-Bildschema beteiligt, aber wenn Sie den Ausdruck *aus dem Haus gehen* verstehen, wird nicht nur Ihr bildschematisches Wissen evoziert, sondern auch reichhaltige kulturelle Konzepte. Sie konzeptualisieren etwas, für das Bildschemata sozusagen die Schablonen bilden. Dabei sind die genannten Beispieläußerungen keineswegs besonders. Sie sind vielmehr alltäglich. Und genau daran zeigt sich, wie fundamental verlebte Bildschemata für unsere Kognition und Sprache sind. Führen wir das Gesagte in der kurzen These zusammen: Unsere Konzepte haben eine verlebte Basis.

Unsere konkreten Konzeptualisierungen spielen sich aber auch auf schematischen Schablonen ab, die ebenfalls verleibt sind und unsere Einzelerfahrungen und -konzeptualisierungen in bestimmte basale, schematische, verlebte Formen gießen, nämlich Bildschemata.

Nimmt man jetzt noch hinzu, dass Konzeptualisierungen sich als simulierte Wahrnehmungen bzw. Motoraktivitäten charakterisieren lassen, ergibt sich eine bestimmte Sichtweise auf die Sprache und den Sprachgebrauch: Dann wird nämlich Sprachverstehen zur verlebten, durch Bildschemata vermittelte Simulation von Wahrnehmungen und Motoraktivitäten auf Basis sprachlicher Äußerungen.

2. Bedeutung ist enzyklopädisch

Ich habe schon erwähnt, dass in der Kognitiven Semantik ein Ausdruck wie *aus dem Haus gehen* für Sie der Anlass zu einer Konzeptualisierung ist, die auf bildschematisches Wissen zurückgreift. Ich habe aber auch gesagt, dass dazu aber auch reichhaltiges kulturelles Wissen kommt. *Aus dem Haus gehen* erschöpft sich nicht in bildschematischer Bedeutung. Das möchte ich hier noch ein wenig ausführen. Das kulturelle Wissen, das hinzukommt, kann man auch enzyklopädisches Wissen oder Weltwissen nennen.

Welche Annahme ist zunächst einmal mit dem Konzept „enzyklopädisches Wissen“ verbunden? Es ist die folgende: Nach der Kognitiven Semantik sind einfache sprachliche Ausdrücke nicht mit fein säuberlich verpackten Bedeutungen assoziiert wie etwa in einem Wörterbuch, sondern dienen bloß als Zugangspunkte zu riesigen Wissensbeständen zu einem bestimmten Konzept oder zu einer konzeptuellen Domäne. Die konventionelle Bedeutung, die mit einem Ausdruck verbunden ist, ist lediglich ein Ansatzpunkt für die Aktivität des Bedeutungsaufbaus, dem Prozess der Konzeptualisierung. Das soll heißen, dass zwar sprachliche Formen in uns Konzepte hervorrufen, dass aber diese Konzepte keine isolierten Wissensblöcke sind, sondern an ihnen riesige Wissensrepertoires dranhängen. Gibt's dafür Beispiele? Im Sprachgebrauch kommt es nicht vor, dass Ausdrücke keinen Kontext haben. Ausdrücke sind eingebettet in andere Ausdrücke, in Situationen, in Interaktionen, oftmals in alles zugleich. Und wo auch

immer sie auftreten, fordern sie uns zur Bedeutungskonstruktion auf, dienen sie uns zusammen mit den vorhandenen Hinweisen als Zugangspunkte zu unseren Wissensrepertoires. Nehmen Sie folgende Beispiele: *Der Strand ist sicher. Der Impfstoff ist sicher. Die Waffen sind sicher. Peter ist sicher. Das Kind ist sicher.* Was heißt hier *sicher*? Der Ausdruck ist hier nicht mehr als der Zugangspunkt zur Konzeptualisierung reichhaltiger Ereignisse, Situationen, Szenen usw. Irgendetwas haben die Bedeutungen gemeinsam – vielleicht sogar ein Bildschema? – aber die simulierten Wahrnehmungen und Motoraktivitäten, zu denen sie uns in den verschiedenen Äußerungen veranlassen, sind ganz verschiedene. Was die Kontexte, oder in diesen Beispielen eher die jeweiligen Kontexte des Ausdrucks *sicher* machen, ist, jeweils bestimmte Wissensrepertoires in uns zu aktivieren, die uns zum Bedeutungsaufbau, zu reichhaltigen Konzeptualisierungen dienen. Diese Äußerungen und das, was sie bedeuten, bilden sozusagen Rahmen, die uns erlauben, wenn wir den Ausdruck *sicher* in den Rahmen einfügen, etwas Konkretes zu konzeptualisieren. Und „Rahmen“ heißen diese Dinge auch. Frames, oder Rahmen, sind nämlich kulturell geprägte, Zitat, „konzeptuelle Wissensseinheiten, die sprachliche Ausdrücke beim Sprachverstehen evozieren, die also Sprachbenutzerinnen und Sprachbenutzer aus ihrem Gedächtnis abrufen, um die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks zu erfassen. Zu wissen, was ein Ausdruck bedeutet und wie ein Ausdruck zu verwenden ist, heißt demnach, über eine bestimmte kognitive Struktur zu ‚verfügen‘, die mit einem Ausdruck konventionell assoziiert ist.“ (Ziem, Frames, 2) Zitat Ende. Und der Entdecker, oder Erfinder, wie man will, von Frames, Charles Fillmore, hat gesagt: Die Bedeutung von Ausdrücken ist nur relativ zu den Szenen, in denen sie auftreten, anzugeben. Frames bilden nun eine ganz zentrale Sorte von enzyklopädischem Wissen. Frames sind Ergebnisse von kulturellen Erfahrungen und damit variabler als verkörperte Bildschemata. Sie sind aber dennoch erfahrungsgebunden, nämlich an die Erfahrung von sinnvoll verknüpften Einzelereignissen, die auf spezifische Weise, bspw. aus bestimmten Perspektiven, in bestimmten Rollen erfahren werden, die zusammen ein sinnvolles Ganzes bilden. Sie können beispielsweise eine kommerzielle Transaktion als Käufer*in, als Verkäufer*in oder, wenn es schlecht läuft, auch als Ware erfahren. Frames oder Rahmen sind also komplexe Konzepte von Ereignissen im weitesten Sinne, die spezifischer sind als Bildschemata, aber immer noch schematischer als konkrete Ereigniskonzepte.

3. Verschiedene Bedeutungsschichten

Sprachliche Ausdrücke sind in der Kognitiven Semantik Einstiegspunkte zur Bedeutungskonstruktion, die Konzeptualisierung genannt wird. Ich habe jetzt schon zwei Konzepte erläutert, die bei dieser Konzeptualisierung beteiligt sind: Das erste war das verlebte bildschematische Wissen. Es bildet die Basis bei der Konzeptualisierung. Obendrauf kommt jetzt sozusagen das Wissen, das ein Frame beisteuert. Wenn Sie einen Ausdruck wie *sicher* hören, evoziert das einen strukturierten Komplex von enzyklopädischem Wissen über Gefahren, Gefährder, Gefährdetes und wie jemand oder etwas geschützt sein kann. Dazu kommen jetzt noch zwei weitere Bedeutungsschichten, die auch in der wahrheitsfunktionalen Semantik angenommen werden, die

Ausdrucksbedeutung und die Äußerungsbedeutung. Die Ausdrucksbedeutung besteht in dem spezifischen konzeptuellen oder Bedeutungsbeitrag, den ein Wort leistet. Denn auch, wenn ein Wort wie *sicher* nur ein Zugangspunkt zur Bedeutungskonstruktion ist, hat es doch nicht keine Bedeutung. Und die Äußerungsbedeutung ist dann diejenige, die sprachliche Ausdrücke zusätzlich zu ihrer bildschematischen, Frame- und Ausdrucksbedeutung in einer konkreten Sprachgebrauchssituation annehmen. Exemplarisch zu nennen sind hier deiktische Ausdrücke wie *ich*, *hier* und *jetzt*, die konkrete Bedeutungen erst in konkreten Situationen annehmen.

Einigen zentralen Konzepten aus diesem Podcast widme ich nochmal eigene Folgen. Für dieses Mal sage ich allerdings *Danke für Ihre Aufmerksamkeit* und *Ciao bis zum nächsten Mal*.

Literatur

- Evans, Vyvyan (2007): A glossary of cognitive linguistics. Edinburgh: Edinburgh University Press, Einträge "embodied cognition", "encyclopaedic semantics", "frame", "image schema". [Analog in der ULB; aus copyrighttechnisch dubiosen Quellen und auf eigene Verantwortung online: <https://www.textosenlinea.com.ar/libros/Evans%20-%20A%20Glossary%20of%20Cognitive%20Linguistics%20-%202007.pdf>]
- Evans, Vyvyan/Green, Melanie (2006): Cognitive linguistics. An introduction. Edinburgh: Edinburgh University Press, 156–163, 176–191. [Analog in der ULB; aus copyrighttechnisch dubiosen Quellen und auf eigene Verantwortung online: https://edisciplinas.usp.br/pluginfile.php/398854/mod_folder/content/0/Evans%20%20Green%20-%20CognitiveLinguistics-AnIntroduction.pdf?forcedownload\x3d1]

Auswahl Originalliteratur:

- Ziem, Alexander (2008): Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz. Berlin: de Gruyter. [Online über ULB verfügbar]

Leitfragen

1. Was versteht man unter ‚Embodiment‘ bzw. der ‚Verleibtheit‘ von Konzepten?
2. Was sind Bildschemata?
3. Was sind Frames?
4. Welche Bedeutungsschichten kann man in der Kognitiven Semantik unterscheiden?

Folge 3: Wie wirkt es sich sprachlich aus, wenn gleiche konzeptuelle Inhalte auf verschiedene Weisen konzeptualisiert werden?

Herzlich willkommen zu Ihrem Podcast zur Vorlesung Semantik und Pragmatik im Wintersemester 2020/21 an der HHU. Ich bin Simon Kasper und in dieser Folge spreche ich über die Frage: Wie wirkt es sich sprachlich aus, wenn gleiche konzeptuelle Inhalte auf verschiedene Weisen konzeptualisiert werden? Mit dieser Frage befinden wir uns eindeutig in der Kognitiven Semantik, denn sie allein spricht von Konzeptualisierung und setzt sie gleich mit Bedeutung. Für die Kognitive Semantik ist Bedeutung Konzeptualisierung. Konzeptualisierung wiederum ist ein mehrdeutiger Ausdruck. Damit kann ein Prozess gemeint sein, in dem ein Konzept konstruiert wird, und damit kann das Ergebnis dieses Prozesses, ein resultierendes Konzept, gemeint sein. Der kognitiv-semantische Bedeutungsbegriff umfasst beides, Prozess und Ergebnis. Das Thema dieser Podcastfolge ist, dass nicht nur die konzeptuellen Inhalte wichtig dafür sind, wie etwas sprachlich ausgedrückt wird, sondern vor allem auch die Art und Weise, in der diese Inhalte konstruiert werden. Ich möchte Ihnen das erläutern.

Ich stütze mich dabei auf die Kognitive Semantik von Ronald Langacker. Er ist einer der Begründer und seit den 1980er Jahren einer der wichtigsten Vertreter*innen der Kognitiven Linguistik und er vertritt mit seiner sogenannten „Kognitiven Grammatik“ die mit Abstand umfangreichste und ausführlichste kognitive Grammatiktheorie. Ich möchte aber betonen, dass die Kognitive Semantik im weiteren Sinne aus vielen kleineren und größeren Ansätzen von vielen Personen besteht. Sie sind sich aber mehr oder weniger einig darin, dass Inhalt und Art und Weise der Konzeptualisierung sprachlich relevant sind.

1. Grundannahmen

Langacker schreibt und ich übersetze: „Die Bedeutung einer Äußerung ist nicht bloß der konzeptuelle Inhalt, den sie [im Geist; SK] hervorruft. Genauso wichtig ist, auf welche Art und Weise dieser Inhalt konstruiert wird.“ (Cognitive Grammar, 55) Langacker Ende. Den konzeptuellen Inhalt nennt Langacker „conceptual content“, die Art und Weise, wie dieser Inhalt konzeptualisiert wird, nennt er präzise und handlich „construal“. Ich möchte Sie jetzt nicht mit englischen Originalzitate vollknatschen, deshalb verlege ich mich ab jetzt auf die Übersetzungen „konzeptueller Inhalt“ bzw. „konzeptuelle Konstruktion“. Den englischen Ausdruck „construal“ für die konzeptuelle Konstruktion sollten Sie allerdings kennen. Was steckt hinter dieser Unterscheidung? Nochmal Langacker mit Einschüben von mir:

„Man kann sich schwer der visuellen Metapher entziehen, wobei man sich den konzeptuellen Inhalt als eine visuelle Szene vorstellen kann und die Konzeptkonstruktion als die Art und Weise, wie man diese Szene betrachtet. [...] Was wir tatsächlich sehen, wenn wir eine Szene betrachten, hängt [nämlich] davon ab, aus welcher Nähe wir sie begutachten,“ – das nennt Langacker Spezifität – „worauf wir uns genau entscheiden zu blicken,“ – das nennt er Fokussierung – „worauf wir am meisten achten“ – genannt Prominenz

– „und von welcher Position aus wir es betrachten“ – das nennt er Perspektive. (Cognitive Grammar, 55) Langacker mit meinen Einschüben Ende.

Ein komplexes Konzept kann also verschieden konstruiert werden und zwar hinsichtlich der Aspekte Spezifizität, Fokussierung, Prominenz und Perspektive. Wie das jeweils aussieht, darum geht es jetzt. Und jetzt wird es auch konkret.

2. Spezifizität

Wir können ein- und denselben konzeptuellen Inhalt so ausdrücken: *heiß, über 30 Grad, 35 plus minus zwei Grad, 36 Grad*. Wir können das Konzept eines Vorschlaghammers unter anderem als *etwas*, als *Gegenstand*, als *Werkzeug* oder als *Vorschlaghammer* bezeichnen. Hier geht es also um eine Skala der „Granularität“ oder „Auflösung“ im Prozess der konzeptuellen Konstruktion eines Konzepts. Am einen Pol der Skala befindet sich die größtmögliche Spezifizität – *Vorschlaghammer* – am anderen Pol die größtmögliche Schematizität – *etwas*. Das funktioniert auch für Ereigniskonzepte. *Etwas ist passiert. Jemand hat mich gesehen. Die Uni-Präsidentin hat mich beobachtet, als ich Heinrich Heine einen Bart angelötet habe*. Für die Kommunikation wählen wir routinemäßig immer den gerade relevanten Grad an Spezifizität. Schematischere Konzeptkonstruktionen enthalten sozusagen spezifischere. Durch wiederkehrende Erfahrungen, die in bestimmten Aspekten übereinstimmen, extrahieren wir schematische Konzepte aus diesen Erfahrungen. Schematische Konzepte subsumieren also spezifischere Konzepte, die sich in bestimmter Hinsicht ähnlich sind, unter Absehung von Spezifischerem, hinsichtlich deren sie sich unterscheiden. Im schematischen Konzept ‚Gegenstand‘ ist das Konzept ‚Vorschlaghammer‘ subsumiert. Wir wählen dann in der Kommunikationssituation den relevanten Spezifizitätsgrad. Er schlägt sich wiederum in bestimmten sprachlichen Ausdrücken nieder, eben beispielsweise in *Gegenstand* oder *Vorschlaghammer*. Und – das ist der Witz dabei – verschiedenen Ausdrücken für verschiedene Spezifizitätsgrade kann ein und derselbe konzeptuelle Inhalt entsprechen. Der sprachliche Unterschied kommt durch den Spezifizitätsgrad zustande, mit dem wir diesen Inhalt konzeptuell konstruieren.

3. Fokussierung

In unserem Wahrnehmungs- und Vorstellungslieben gliedern wir unsere Wahrnehmungs- und Vorstellungsinhalte, denn sonst könnten wir ja keine voneinander abgegrenzten Objekte wahrnehmen und uns vorstellen. Denken Sie daran, wie Sie, wenn Sie etwas beobachten oder wenn Sie etwas zuhören dieses Etwas in den Vordergrund holen und alles andere, was Sie sonst noch sehen oder hören, in den Hintergrund schieben. Sie können im lauten Stadtverkehr auf ein Lied achten, das von irgendwoher ertönt. Sie können beim Fußballspiel auf den Laufweg der defensiven Mittelfeldspielerin achten. Diese Konstruktion einer Vordergrund-Hintergrund-Gliederung könnte aber in denselben Situationen auch anders ausfallen. Sie können statt des Liedes dem Sound eines Fahrzeugs ihre auditive Aufmerksamkeit zuwenden. Dann befindet er sich im Vordergrund und das Lied im Hintergrund. Sie können der Bewegung des Balls statt der der Mittelfeldspielerin ihre visuelle Aufmerksamkeit widmen. Dann rückt die Spielerin in den Hintergrund, auch wenn Sie sie noch im visuellen Feld haben. Die Vordergrund-Hintergrund-Gliederung ist ein Prozess verschiedenartiger konzeptueller Konstruktionen identischer konzeptueller Inhalte. Sie nehmen jeweils Lied und Fahrzeug, Ball und

Spielerin wahr, nur die Vordergrund-Hintergrund-Gliederung fällt verschieden aus. Das äußert sich in verschiedenen sprachlichen Strukturen für die gleichen konzeptuellen Inhalte. Vordergrund-Hintergrund-Strukturen unterliegen nicht nur unserer Kontrolle. Tatsächlich drängen sie sich uns oft auch auf, insbesondere wenn bestimmte Reize besonders aufmerksamkeitsheischend sind, z.B. wenn sie grell oder laut sind. Durch Konzentration können Sie das aber durch Ihre gewünschte eigene Struktur überlagern.

Man spricht bei Vordergrund-Hintergrund-Strukturen auch von Figur-Grund-Strukturen. Figur-Grund-Strukturen spiegeln sich in sprachlichen Strukturen allgegenwärtig wider: *Hänschen klein* – das ist die Figur, das Zentrum Ihrer Aufmerksamkeit – *ging allein* – das ist die Relation – *in die weite Welt hinein* – das ist der Hintergrund zu ihrer Figur. Sie bilden sogar komplexe Verschachtelungen. Eine Figur oder ein Grund können eine Figur oder ein Grund höherer Ordnung sein, die auf der Ebene darunter selbst wieder aus einer Figur-Grund-Beziehung bestehen können. *Während du auf der Couch schließt*, - Grund - *ging ich Brötchen holen* – Figur. *Während du auf der Couch schließt* besteht wiederum aus einer Figur – *du* – und dem Hintergrund, vor dem *du* fokussiert wurde – der Couch. Besonders offensichtlich werden die asymmetrischen Figur-Grund-Strukturen in asymmetrischen syntaktischen Strukturen: *Alex (Figur) steht neben Steffen* – *Steffen (Figur) steht neben Alex*. *Das Fahrrad steht hinter dem Auto*. *Das Auto steht vor dem Fahrrad*. *Alex schläft über Steffen*. *Steffen schläft unter Alex*. Gleiche konzeptuelle Inhalte, aber verschiedene Konzeptkonstruktionen mit dem Effekt von unterschiedlichen grammatischen Strukturen.

4. Prominenz

Es ist nicht ganz klar, was Langacker mit „Prominenz“ meint. Wenn Sie außerhalb von GALA oder BUNTE Prominenz hören, sollten Sie skeptisch werden. Damit soll irgendeine Skala der Wichtigkeit gemeint sein, aber hinsichtlich wessen und aufgrund welcher Kriterien etwas wichtig ist, das bleibt nach meiner Erfahrung immer unklar. Deshalb verzichte ich hier auf das Konzept. Wichtiger sind ohnehin die zwei Konzepte „Profilierung“ und „Trajector-Landmark-Ausrichtung“, die Langacker unter dem Label „Prominenz“ als Phänomene der konzeptuellen Konstruktion behandelt.

Profilierung

Ich beginne mit der Profilierung und muss gleich ein bisschen ausholen. In anderen Podcastfolgen geht es um enzyklopädisches oder Weltwissen. Das ist unser Erfahrungswissen über grundsätzliche Zusammenhänge in der Welt. In der Kognitiven Semantik hat es eine andere Rolle als in der wahrheitsfunktionalen Semantik. In der Kognitiven Semantik sind nämlich sprachliche Ausdrücke bloß Zugangspunkte zu reichhaltigen Wissenskomplexen, nämlich dem Weltwissen. Langacker binnendifferenziert das Weltwissen aber sehr detailliert, etwa wenn er angibt, dass ein Ausdruck Wissenskomplexe zunächst in seinem unmittelbaren Skopus, dann in seinem maximalen Skopus, dann in bestimmten Domänen evoziert, die seine Matrix bilden. Ich möchte hier auf Details verzichten, aber das ist in Bezug auf die Profilierung relevant, denn: Wenn Sie *Ellbogen* hören, dann ist der Wissenskomplex, den der Ausdruck unmittelbar in Ihnen hervorruft, der, welche Rolle der Ellbogen im Aufbau des Arms spielt, und der Wissenskomplex, den der Ausdruck mittelbar hervorruft, die Organisation des menschlichen Körpers. Vor dem Hintergrund der Vorstellung eines Arms macht die Vorstellung des Ellbogens

eine besondere Substruktur aus, auf der durch den Ausdruck *Ellbogen* besondere Aufmerksamkeit liegt. Wenn der Ausdruck *Ellbogenknochen* lauten würde, dann würde die Vorstellung vom Ellbogenknochen eine Substruktur von der Vorstellung vom Ellbogen bilden, auf dem der Aufmerksamkeitsfokus liegen würde. Die Substrukturen, auf die sprachliche Ausdrücke den Aufmerksamkeitsfokus lenken, heißen „Profile“, d.h. sie sind profiliert. Der Ausdruck *Hand* evoziert dieselben Wissenskomplexe wie *Ellbogen*, auch in der gleichen Reihenfolge, aber nun liegt der Aufmerksamkeitsfokus eben auf derjenigen Substruktur des Arms namens *Hand* und nicht mehr auf dem Ellbogen. Die beteiligten konzeptuellen Inhalte sind also die gleichen, welche darin profiliert werden und was in welcher Intensität mitaktiviert wird, unterscheidet sich aber.

Die Wissenskomplexe, die die profilierten Substrukturen mitaktivieren, wandern sozusagen in ihrem Aktivierungsgrad an den übergeordneten und untergeordneten Teil-Ganzes-Strukturen entlang, beispielsweise von dem Ellbogenknochen über den Ellbogen über den Arm zum ganzen Körper nach oben und nach unten über Handfläche, Finger und Fingerspitze nach unten, wobei dabei die Aktivierung der Wissenskomplexe nach Entfernung zur profilierten Substruktur jeweils abnimmt.

So weit, so gut. Das Profilierungskonzept hat aber noch viel größere grammatische Relevanz, denn es wird auch auf Gegenstände und Relationen angewendet. Das heißt, der semantische Unterschied zwischen einem Ding und einer Relation ist kein Unterschied im konzeptuellen Inhalt, sondern ein Unterschied der konzeptuellen Konstruktion, und genauer gesagt, der Profilierung. Wenn etwas als eine Substruktur profiliert wird, resultiert ein Dingkonzept, wenn etwas in seinem Verlauf profiliert wird, resultiert ein Relationskonzept. Die sprachlichen Reflexe davon sind Nomen bzw. Verben. Beispielsweise profiliert der Ausdruck *ankommen*, wie etwas, das sich bewegt, ein Ziel erreicht, und zwar entlang seines Verlaufs, während der Ausdruck *Ankunft* alle Teilmomente des Verlaufs gleichzeitig als abgegrenztes Ganzes profiliert. Dabei wird die Zeitlichkeit konzeptuell sozusagen herausgenommen, bzw. der Verlauf übergriffen.

Überlegen Sie, was das bedeutet: Schauen Sie aus dem Fenster oder in den Spiegel. Was Sie sehen, hören oder riechen, ist nicht von sich aus Ding, Relation oder Eigenschaft, sondern durch den kognitiven Prozess der Profilierung, der zur konzeptuellen Konstruktion konzeptueller Inhalte gehört.

Trajector-Landmark-Ausrichtung

Unter dem Label „Prominenz“ behandelt Langacker auch die Trajector-Landmark-Ausrichtung. Diese Unterscheidung sieht derjenigen zwischen Figur und Grund zum Verwechseln ähnlich, aber sie betrifft nur Figur-Grund-Strukturen in profilieren Relationen. In solchen profilierten Relationen zwischen Gegenständen ist das, worauf der primäre Fokus liegt, der Trajector, und das, worauf der sekundäre Fokus liegt, die Landmark. Es muss aber keine Landmark beteiligt sein. Langacker sagt, Zitat, „Äußerungen können denselben Inhalt haben, die gleiche Relation profilieren, aber verschiedene Bedeutungen haben, weil sie sich in der Zuordnung von Trajector und Landmark unterscheiden.“ (Cognitive Grammar, 70) Zitat Ende. Hier nennt er nun die Relationen, die ich bereits bei der Figur-Grund-Strukturierung genannt hatte, *x ist über/neben/vor y gegenüber y ist unter/neben/hinter x*. In den erstgenannten Beispielen ist *x* Trajector und *y* Landmark, in den letztgenannten ist es umgekehrt. Logisch sind diese Relationen symmetrisch: Wenn *x* hinter *y* steht, dann steht *y* vor *x*. In Bezug auf die konzeptuelle Konstruktion und auf den

sprachlichen Ausdruck sind sie oft asymmetrisch, weil die Aufmerksamkeitsverteilung asymmetrisch ist und weil wir sprachlich bei solchen Relationen in vielen Fällen einen Gegenstand in der Subjektsfunktion und einen anderen in einer anderen Funktion ausdrücken müssen. Wir können zwar, wenn Stefan hinter Alex steht, symmetrisch sagen: *Sie stehen hintereinander*, aber stellen Sie sich vor, ein Fahrrad stünde hinter einem Parkhaus, dann ist es wohl nicht konventionell zu sagen: *Sie stehen hintereinander*. Der kognitive Mechanismus, der dafür verantwortlich ist, ist die Trajector-Landmark-Ausrichtung.

5. Perspektive

Sie haben jetzt schon gesehen, dass vieles an der Kognitiven Semantik und vor allem die Idee der konzeptuellen Konstruktion Gebrauch von der visuellen Wahrnehmung macht. Die Aktivitäten der Bedeutungskonstruktion werden so behandelt, als würden sie visuelle Aktivitäten simulieren. Spezifität, Profilierung, Prominenz dreht sich in hohem Maße um Aktivitäten, wie man auf Dinge schaut, wohin man die visuelle Aufmerksamkeit richtet und so weiter. Das Ganze ist zwar nicht so visuell gemeint, denn Langacker selbst weist immer wieder darauf hin, das sei nur eine Metapher. Aber auch im letzten Teilaspekt der konzeptuellen Konstruktion, nämlich der Perspektive, dreht sich offenbar wieder alles um das Visuelle. Andererseits wird hier – das werden Sie gleich sehen – der Perspektivbegriff metaphorisch auf alles Mögliche Nichtvisuelle ausgedehnt.

Was meint Langacker mit der Perspektive? Er meint ganz wörtlich die Position von Sprecher*in und Hörer*in im Raum. Zitat: „Die objektiv gleiche Situation kann von jedem möglichen Blickpunkt aus beobachtet und beschrieben werden, was in verschiedenen konzeptuellen Konstruktionen resultiert, die jeweils wahrnehmbare [sprachliche; SK] Konsequenzen haben können.“ (Cognitive Grammar, S. 75). Zitat Ende. Das haben Sie wahrscheinlich schon bemerkt, als es um Figur und Grund bzw. Trajector und Landmark ging. Ob jemand sagt, *das Laufrad steht hinter der Mülltonne* oder *die Mülltonne steht vor dem Laufrad*, hängt teilweise davon ab, von welcher von zwei gegenüberliegenden Seiten man diese Relation betrachtet. Diese Blickwinkel können tatsächliche sein oder sie können fiktiv eingenommen werden. Sie sind ja in der Lage, mental alle möglichen Blickwinkel einzunehmen, die Sie aktuell nicht einnehmen, und sie dann zu versprachlichen. *In Düsseldorf gehen die Lichter aus* können Sie konzeptualisieren, weil Sie sich an einen Punkt fünfhundert Meter über Düsseldorf versetzen können, von dem aus Sie das mental beobachten können.

Langacker weitet den Perspektivbegriff aber auch auf die Zeit aus. Bei den Ausdrücken *nächstes Jahr* und *übernächstes Jahr* haben Sie sozusagen ein Jahr „vor“ sich – ein räumlicher Begriff – und „hinter“ diesem Jahr – erneut ein räumlicher Begriff – befindet sich ein weiteres Jahr. Sie bewegen sich also metaphorisch vorwärts durch die Zeit und rückwärts in die Vergangenheit.

Sie können auch sozusagen von hinten und von vorne ein Ereignis betrachten. Das hat dann die entsprechenden sprachlichen Konsequenzen: *Paula schießt den Ball in das Fenster der Nachbarin* gegenüber *In das Fenster der Nachbarin wird der Ball von Paula geschossen*. Es gibt also einen zeitlichen Ablauf, in dem Sie das Ereignis wahrnehmen oder sich vorstellen und es gibt die Reihenfolge der Ausdrücke in der Äußerung. Je nachdem, wo – oder besser gesagt: wann – Sie sich positionieren, kann das Einfluss darauf haben, wie Sie das Ereignis versprachlichen. Und die Versprachlichung eines Ereignisses hat Einfluss darauf, wie Sie sich beim Verstehen, das heißt, beim Konzeptualisieren, positionieren.

Analoges gilt auch für die possessive Nominalphrase im vorangegangenen Beispiel: *das Fenster der Nachbarin* gegenüber *der Nachbarin ihr Fenster*. Hier sagt Langacker, das jeweils zuerst genannte Konzept, *Nachbarin* oder *Fenster*, diene als referentieller Anker, um mentalen Zugriff auf das jeweils andere zu erleichtern.

So viel zu den Teilaspekten der konzeptuellen Konstruktion. Langacker sagt dazu, man dürfe die visuelle Metapher nicht wörtlich verstehen. Wenn man das Visuelle aber so dehnt, wie er es tut, muss man sich schon fragen, ob er sich damit theoretisch nicht selbst hintergeht.

6. Konzeptueller Inhalt und konzeptuelle Konstruktion vs. Freges Sinn und Referenz

An der Unterscheidung von konzeptuellen Inhalten und wie sie konzeptuell konstruiert werden, lässt sich ein wichtiger Unterschied zur Semantikauffassung der wahrheitsfunktionalen Semantik aufzeigen. Denken Sie an Gottlob Frege, einen der Ahnherren der wahrheitsfunktionalen Semantik, und an das semiotische Dreieck. Klar, Frege kennt die Ausdrucksecke unten links. Er rechnet mit dem Sinn von Ausdrücken an der Spitze des Dreiecks. Im Falle von Sätzen hat der Sinn die Form eines Gedankens oder von Gedankenteilen. Die Wirklichkeit rangiert rechts unten im Dreieck. Sätze drücken Gedanken aus und die Gedanken können sich zutreffend oder unzutreffend auf die Wirklichkeit beziehen. Dann sind die Sätze wahr bzw. falsch. So, und nun hat schon Frege gesagt, Ausdrücke können sich auf dasselbe in der Wirklichkeit beziehen, aber ihre Sinne können sich unterscheiden. So bei den Ausdrücken *Morgenstern* und *Abendstern*, die beide die Venus bezeichnen. Das Interessante daran ist, dass Frege den Sinn von Ausdrücken auch „die Art des Gegebenseins“ von Gegenständen nennt. Die Venus ist also demjenigen, der *Morgenstern* hört oder sagt, anders gegeben, als derjenigen, die *Abendstern* hört oder sagt. Sieht das nicht zwei verschiedenen konzeptuellen Konstruktionen der gleichen konzeptuellen Inhalte aus der kognitiven Semantik sehr ähnlich? Ja und nein. Ja, was die abstrakte Unterscheidung zwischen einem Inhalt und wie er präsentiert ist, betrifft. Langacker kennt Freges Werke natürlich und ich denke, er wollte mit seiner Kognitiven Semantik hinter bestimmte semantische Erkenntnisse nicht zurückfallen. Andererseits gibt es wichtige Unterschiede, die den Unterschied zwischen der wahrheitsfunktionalen und Kognitiven Semantik prägnant auf den Punkt bringen. Erstens sind Freges Sinne von Ausdrücken und Gedanken von Sätzen objektive, ideale Einheiten, die sich auf eine objektive Realität beziehen lassen. Die Konzepte in der Kognitiven Semantik sind, wie die Terminologie schon suggeriert, kognitive und damit subjektive Einheiten. Und zweitens spielt die untere rechte Ecke des semiotischen Dreiecks, die Wirklichkeit, in der Kognitiven Semantik keine Rolle, und zwar, weil sie annimmt, die Wirklichkeit sei kognitiv konstruiert und zwar genau durch solche Mechanismen, die zur konzeptuellen Konstruktion gehören. Damit spielen auch Wahrheit und Falschheit keine Rolle. In der Frege-Semantik ist die Wirklichkeit unterschieden davon, wie sie gegeben ist, deshalb müssen auch die Wahrheitsbedingungen von Sätzen überhaupt geklärt werden. Deshalb ist die Wirklichkeitsecke im semiotischen Dreieck relevant. Freges Programm gehört zur Aufklärung, wie man Sprache so benutzen kann, um zutreffend über die Wirklichkeit zu sprechen. Langackers Programm ist, zu klären, wie Sprache kognitiv repräsentiert ist. Hier verweise ich auch auf die Frege-Podcasts und denjenigen über die Frage, warum die Frage nach der Bedeutung kompliziert ist.

Damit möchte ich für heute enden. Ich hoffe, illustriert zu haben, dass die Kognitive Semantik davon ausgeht, dass es in verschiedenen sprachlichen Formen resultiert, wenn gleiche konzeptuelle Inhalte auf verschiedene Weise konzeptuell konstruiert werden. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und sage *Tschüss, bis zum nächsten Mal!*

Literatur

Langacker, Ronald W. (2008): Cognitive Grammar. A basic introduction. Oxford: Oxford University Press, 66-88.

Leitfragen

1. Erläutern Sie anhand eines eigenen Beispiels, was Langacker bei der konzeptuellen Konstruktion mit Spezifität meint.
2. Erläutern Sie anhand eines eigenen Beispiels, was Langacker bei der konzeptuellen Konstruktion mit Prominenz meint.
3. Erläutern Sie anhand eines eigenen Beispiels, was Langacker bei der konzeptuellen Konstruktion mit Perspektive meint.
4. Inwiefern weist das Konzept der konzeptuellen Konstruktion/des Construals Ähnlichkeiten zu Freges Bedeutungsbegriff (im weiteren Sinne) auf?

Folge 4: Inwiefern sind sprachliche Ausdrücke „nur“ Zugangspunkte zu Wissenskomplexen?

Herzlich willkommen zu Ihrem Podcast zur Vorlesung Semantik und Pragmatik an der HHU. Ich bin Simon Kasper und in dieser Folge spreche ich über die Frage: Inwiefern sind sprachliche Ausdrücke „nur“ Zugangspunkte zu Wissenskomplexen? Damit bewegen wir uns im Umkreis der Framesemantik, einer Theorie innerhalb der Kognitiven Semantik. Im Schlepptau der Framesemantik finden sich einige andere Punkte, die Unterschiede zwischen kognitiven und wahrheitsfunktionalen Semantiktheorien akzentuieren. Ich leite zuerst zur Grundidee der Framesemantik hin und gehe dann auf das ein, was sie im Schlepptau hat.

1. Vorgeplänkel

Die Kognitive Semantik untersucht sprachliche Bedeutung als kognitives Phänomen. Genauer betrachtet sie das, was wir „Bedeutung“ nennen, als mentale Konzepte, das heißt als das, was wir mental mit sprachlichen Ausdrücken verbinden. Das nennt man „mentale Repräsentationen“ oder einfach „Konzepte“. Die Kognitive Semantik geht aber nicht davon aus, dass es feststehende Konzepte zu sprachlichen Ausdrücken gibt, sondern sie beschäftigt sich auch mit den kognitiven Prozessen des Konzeptaufbaus, der sogenannten „Konzeptualisierung“, die wir vornehmen, wenn wir mit sprachlichen Ausdrücken, besonders mit zusammengesetzten sprachlichen Ausdrücken, konfrontiert werden. Wie wir uns unser konzeptuelles Wissen vorstellen müssen, also wie unsere Konzepte organisiert sind, mit denen wir beim Sprachgebrauch mental operieren, war jahrhundertlang von Aristoteles geprägt. Mit Aristoteles verbindet man in der Semantik eine bestimmte Theorie des Begriffs oder des Konzepts, das die Kognitive Semantik beansprucht, überwunden zu haben. Ich sage „Theorie des Begriffs oder Konzepts“, weil das bei Aristoteles noch in eins fällt. Der objektive Begriff einer Olive – das, was eine Olive wirklich ist –, fällt mit dem mentalen Konzept zusammen, sofern das Konzept das Wesentliche der Olive erfasst. Und das tut es, wenn man angeben kann, welcher Gattung die Olive angehört und wenn man sie von allen anderen Dingen unterscheiden kann, die ebenfalls Vertreter dieser Gattung sind. Dafür muss man Eigenschaften angeben können, die auf die Olive notwendig und hinreichend zutreffen, also die Eigenschaften, die sie haben muss, um ein Vertreter der Gattung zu sein und die Eigenschaften, die aus- oder hinreichen, sie von allen anderen Vertretern der Gattung zu unterscheiden. In früheren Theorien der Psychologie – dabei sind wir jetzt aber schon im 20. Jahrhundert – hat man sich dementsprechend ein Konzept von etwas vorgestellt als eine Liste seiner Eigenschaften, und damit hat man vor allem Merkmale gemeint. Das Konzept eines Autos hätte also aus einer Liste von Automerkmalen bestanden: Reifen, Felgen, Motor, Karosserie, Lenkrad usw. Es ist nicht schwer zu sehen, dass das unserem Wissen über Autos nicht gerecht wird, denn bei allen Merkmalen, die man aufzählen kann, fehlt hier unser relationales Wissen völlig. Das heißt, wir wissen auch – mehr oder weniger zumindest – wie diese Merkmale zueinander in Beziehung stehen, zum Beispiel die Fahrerin, die Zündung und der Motor, und außerdem, was man mit Autos machen kann

und so weiter. Um diesen theoretischen Mangel zu überwinden, ist man auf die Idee, auf den Begriff des Wissensrahmens gekommen, auch „Frame“ genannt.

2. Marvin Minsky und Frames in der Künstlichen Intelligenz

In die Forschung zur Künstlichen Intelligenz hat diesen Ausdruck und den dazugehörigen Begriff Marvin Minsky eingeführt. Folgendes steckt dahinter: Wir haben in unserem Leben schon viele Male Erfahrungen mit würfelförmigen Gegenständen gemacht. Wenn wir einen solchen Gegenstand anschauen, sehen wir ihn aber nie ganz. Oft sehen wir nur drei Seiten. Er hat aber sechs, und die sechs Seiten sehen wir nie gleichzeitig. Trotzdem erkennen wir den Gegenstand als Würfel. Die Idee ist, dass der Anblick der drei Seiten – sagen wir die Seiten vier, fünf und sechs – in unserer Kognition aufgrund unserer vorangegangenen Erfahrungen mit gleichartigen Gegenständen einen schematischen Würfel-Frame evoziert und dieser Würfel-Frame besteht aus verschiedenen Attributen und deren Wertausprägungen. Das Attribut ‚Seiten‘ könnte den Wert ‚6‘ haben, das Attribut ‚Seitenlängenverhältnisse‘ den Wert ‚gleich‘ und so weiter. Zu diesem Frame würde auch die Information gehören, dass man den Würfel rotieren kann und dass sich durch die Rotation sein Anblick verändern würde, indem sich Seiten, die eben noch im Vordergrund für uns waren, in den Hintergrund bewegen und umgekehrt. Wir könnten durch eine leichte Rotation nicht mehr die Seiten vier, fünf, sechs, sondern fünf, sechs und drei sehen. Auch dieser räumlich-visuelle Anblick des Würfels wäre im Würfel-Frame enthalten. Der Würfel-Frame würde, kurz gesagt, alle räumlich-visuellen Anblicke, in denen er sich uns darbieten kann, enthalten. Wenn in uns schon der erste Anblick des Würfels mit den drei Seiten vier, fünf und sechs den Würfel-Frame evoziert, dann können wir mithilfe der Informationen, die in dem Frame enthalten sind, also vorhersagen, wie er von anderen Seiten aussehen würde, falls er sich drehte oder wir um ihn herumgingen. Der wichtigste Punkt ist Folgender: Durch das Framewissen ist sichergestellt, dass wir zwei verschiedene Anblicke eines Gegenstands tatsächlich als zwei Anblicke desselben Gegenstands identifizieren und nicht Anblicke von zwei verschiedenen Gegenständen. Und so sind nun alle unsere Wahrnehmungen mit Wissen verknüpft – via Frames. Die Wahrnehmungen müssen keine visuellen sein, sondern können allen Sinnesmodalitäten entspringen, die Attribute müssen keine geometrischen, sondern können verschiedener Art sein. Wichtig ist vor allem der Gedanke, dass sinnliche Erfahrungen in uns Frames evozieren, vor deren Hintergrund wir sie deuten und als bestimmte Dinge erkennen.

Im Falle des Autos könnten also manche aristotelischen Merkmale im Frame als Attribute auftreten, Kraftstoff, Motor, Reifen usw., deren Ausprägungen dann so etwas wären wie Diesel, Vierzylinder, Winterreifen oder Ähnliches. Daneben hätten wir Attribute wie die Fahrerrolle und Beziehungen wie die zwischen Kraftstoff und Motor und Fahrer und Gaspedal und sehr viel anderes mehr.

3. Charles Fillmores und Frames in der linguistischen Semantik

Charles Fillmore war derjenige, der in den 1970er Jahren, als die Kognitive Semantik langsam groß wurde, Marvin Minskys Framebegriff für die linguistische Semantik fruchtbar gemacht hat. Wie hat Fillmore das gemacht? Er hat, kurz gesagt, vor allem

Wortbedeutungen (aber auch Konstruktionsbedeutungen) als abhängig von Frames bestimmt. Das heißt, wir können die Bedeutungen von Wörtern (und Konstruktionen) nicht angeben ohne die Information, mit welchem Frame sie assoziiert sind. Der Frame, der durch Fillmore zum bekanntesten geworden ist, ist der der kommerziellen Transaktion. Sie alle haben schon einmal etwas eingekauft oder vielleicht auch verkauft und wissen, wie das abläuft. In diesem Frame gibt es verschiedene Rollen, die besetzt sind: verkaufende Person, kaufende Person, Güter, Geld. Sie stehen in bestimmten Beziehungen zueinander. Da wird gekauft, verkauft, Geld wechselt den Besitz, Güter wechseln den Besitz in umgekehrter Richtung, und mehr. Beachten Sie nun, dass Sie, wenn Sie über ein Ereignis der kommerziellen Transaktion sprechen, je nachdem, ob Sie das Verb *kaufen*, *verkaufen*, *transferieren*, *den Besitzer wechseln* oder anderes verwenden, die beteiligten Rollen verschieden sprachlich ausdrücken und so auch die beteiligten Rollen in den Vordergrund oder Hintergrund rücken.

Boris Becker verkauft Tennistrophäen.

Beim Verb *verkaufen* werden Verkäufer- und Güterrollen als Subjekt und direktes Objekt sprachlich obligatorisch ausgedrückt. Sie befinden sich deshalb obligatorisch im Vordergrund. Käufer und Kaufbetrag werden hier nicht obligatorisch ausgedrückt, lassen sich aber fakultativ mit adverbialen Bestimmungen ausdrücken, also auch aus dem Hintergrund in den Vordergrund holen:

Boris Becker verkauft Tennistrophäen für einen unbekanntem Preis an Oliver Pocher.

Anders mit dem Verb *kaufen*:

Oliver Pocher kauft Tennistrophäen.

Hier werden Verkäufer und Preis nicht obligatorisch ausgedrückt und befinden sich so im Hintergrund und die Käufer- bzw. Güterrollen werden als Subjekt und direktes Objekt ausgedrückt und in den Vordergrund gerückt.

Nochmal anders sieht es mit dem Verb *gehen* in einer speziellen Lesart aus:

Die Tennistrophäen gehen an Oliver Pocher.

Hier sind die Käuferrolle als Präpositionalobjekt und die Güter als Subjekt obligatorisch realisiert. Verkäufer und Kaufbetrag lassen sich fakultativ hinzufügen: *Die Tennistrophäen gehen für einen unbekanntem Preis von Boris Becker an Oliver Pocher.* Das Ereignis so auszudrücken evoziert vielleicht am ehesten einen Versteigerungs-Frame als Untertyp der kommerziellen Transaktion. Letzte Versprachlichung mit *wechseln* in einer speziellen Lesart:

Der Kaufbetrag wechselt zu Boris Becker.

Hier sind der Kaufbetrag obligatorisch als Subjekt und der Verkäufer obligatorisch als Präpositionalobjekt realisiert. Der Käufer lässt sich fakultativ noch leicht als adverbiale Bestimmung unterbringen, die Güter nicht mehr.

Der Kaufbetrag wechselt von Oliver Pocher zu Boris Becker.

In dem möglichen Satz

Der Kaufbetrag für die Tennistrophäen wechselt von... zu...

ist *die Tennistrophäen* nicht mehr vom Verb abhängig, sondern ein Attribut zu *Der Kaufbetrag*.

Was ist damit framesemantisch jetzt anzufangen? Der Frame der kommerziellen Transaktion ist ein schematisches Stück Wissen in unserem Langzeitgedächtnis, das durch konkrete Erfahrungen mit kommerziellen Transaktionen entstanden ist und durch jede weitere weiter gespeist wird. Damit einher gehen in uns Erwartungen darüber, wie kommerzielle Transaktionen auch in Zukunft aussehen werden. Der Wissenskomplex ist schematisch, weil im Frame von konkreten Personen, Gütern und Preisen, die die Rollen besetzen, abgesehen wird, ebenso von einer ganzen Reihe von Begleitumständen. Es besteht also eher aus einem funktionalen Gerüst für die kommerzielle Transaktion. Dieser Frame besteht aus verschiedenen Unterframes. Diese Unterframes sind an die Ausdrücke geknüpft, durch die sie evoziert werden. Das sind (wohlgemerkt unter anderem) die Verben *kaufen*, *verkaufen*, *gehen* und *wechseln* aus den Beispielen von eben. Je nachdem, welches Verb gewählt wird, sind andere der beteiligten Partizipantenrollen „profilert“, also in der Aufmerksamkeit in den Vordergrund gerückt. Beim Verb *kaufen* sind das, wie gesehen, die obligatorischen Komplemente, die den Käufer und die Güter ausdrücken. Beim Verb *verkaufen* sind das die obligatorischen Komplemente, die den Verkäufer und die Güter ausdrücken, und so weiter. Aber gerade weil sie über das Framewissen verfügen, wissen Sie, wenn nur von Käufer und Gütern die Rede ist, dass die anderen Rollen trotzdem beteiligt sind, obwohl sie sprachlich nicht ausgedrückt werden und im Hintergrund bleiben. Genau das wird durch den Frame geleistet, in dem dieses ganze Wissen strukturiert repräsentiert ist. Die Verben, die über ihre Unterframes den Oberframe der kommerziellen Transaktion aufrufen, fungieren hier ganz analog wie der Anblick von nur drei Seiten des Würfels bei Marvin Minsky. In beiden Fällen bildet das wahrgenommene Element – hier beispielsweise der frameevozierende Ausdruck *kaufen*, dort der Anblick von drei bestimmten Würfelseiten –, einen Zugangspunkt zu Framewissen. Das Framewissen garantiert für uns, dass wir den Kaufen-Unterframe als Instanz der kommerziellen Transaktion erkennen, so dass wir die Rollen, die sprachlich nicht ausgedrückt sind, beim Verstehen trotzdem mitverstehen, genauso wie der Würfelframe uns garantiert, dass wir, obwohl wir nur drei Seiten sehen, die verdeckten Seiten mitkonzeptualisieren. Man kann es durchaus wörtlich verstehen, wenn ich sage, dass in Frames verschiedene Perspektiven auf dasselbe zusammengeführt sind.

Es gibt mittlerweile für einige Sprachen framesemantische Projekte, in denen die Frames katalogisiert werden, die durch bestimmte Ausdrücke der Sprache evoziert werden. Darin sind die Frames beschrieben, die Rollen werden charakterisiert, die obligatorisch oder fakultativ sprachlich in den Vordergrund gerückt werden können, und ebenso die Beziehungen, die zwischen den Rollen bestehen. So, wie der Frame des kommerziellen Ereignisses Unterframes hat, die nicht mehr ganz so schematisch sind und die durch spezifische Verben der kommerziellen Transaktion evoziert werden, so bestehen zwischen allen Frames in einer Sprache Beziehungen. Das Resultat ist ein riesiges Netzwerk aus Frames, die mittels Über- und Unterordnungsbeziehungen oder durch gemeinsame Bestandteile inhaltlich miteinander verknüpft sind. Hier in Düsseldorf leitet Alexander Ziem ein solches Projekt, in Berkeley arbeiten die Erben Fillmores an einem FrameNet für das Englische. Suchen Sie mit einer Suchmaschine einfach nach FrameNet Düsseldorf oder FrameNet Berkeley und browsen Sie durch die Framebeschreibungen. Ein Framenetzwerk als Ganzes repräsentiert, so der Anspruch, unser Wissen, auf das wir beim Sprachverstehen zugreifen. Es ist also ein strukturiertes Inventar an Frames und ihren Beziehungen, das unser kulturelles Wissen darüber darstellt, wie Zustände und Ereignisse in unserer Lebenswelt funktionieren. Wenn wir sprachliche Ausdrücke hören, dann besteht unser Verstehen, dann bestehen unsere Bedeutungszuweisungen darin, dass wir über die Ausdrücke und Konstruktionen kognitiv den Weg in bestimmte Frames finden, die uns mit der reichen kulturellen Bedeutung versorgen, von der eben die Rede war.

4. Die Framesemantik im Kontext der linguistischen Semantik

Ich habe Ihnen jetzt die Grundannahmen und die grundlegende Funktionsweise der Framesemantik beschrieben. Was hat sie für Implikationen im Schlepptau? Wie lässt sich die Framesemantik jetzt innerhalb der linguistischen Semantik inhaltlich verorten? Ich werde sie jetzt schlagwortartig zu bestimmten semantischen Theoremen in Bezug setzen.

Die Framesemantik repräsentiert eine Ein-Ebenen- gegenüber einer Mehr-Ebenen-Semantik

Die Framesemantik repräsentiert relativ zu anderen Semantikkonzeptionen eher eine Ein-Ebenen-Semantik. Eine Ein-Ebenen-Semantik ist eine Semantiktheorie, in der davon ausgegangen wird, dass sich die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke unmittelbar aus unserem nichtsprachlichen Konzeptsystem speist – das genannte kulturelle Framewissen, das durch Ausdrücke evoziert wird. Demgegenüber behauptet eine Mehr-Ebenen-Semantik, dass sprachliche Bedeutungen innerhalb unseres Wissenssystems eine oder mehrere vom restlichen Wissen getrennte Untereinheiten bilden, eben weil sie direkt mit sprachlichen Einheiten assoziiert sind. Diese „sprachlichen Konzepte“ sind noch einmal zu unterscheiden von dem Wissen, das nicht direkt mit sprachlichen Einheiten verknüpft ist. In der Mehr-Ebenen-Semantik entspricht den beiden Ebenen die kontextunabhängige Ausdrucksbedeutung gegenüber dem enzyklopädischen oder Weltwissen.

Die Framesemantik repräsentiert eine enzyklopädische gegenüber einer Lexikon-Semantik

Weil in der Framesemantik Ausdrucksbedeutungen nur relativ zu Frames anzugeben sind oder, anders gesagt, Wörter nur in Relation zu Frames verstanden werden können, ist die Framesemantik nicht vereinbar mit Sichtweisen, die Wortbedeutungen als abgeschlossene Wissensblöcke in unserem mentalen Lexikon verorten. Die Framesemantik wendet gegen eine solche Sichtweise ein, dass es gerade keine Liste mit notwendigen und hinreichenden Merkmalen geben kann, die die Bedeutung eines Ausdrucks darstellt, weil es keine scharfe Grenze zwischen einer solchen lexikalischen Ausdrucksbedeutung und unserem restlichen kulturellen Wissen geben kann. Das hängt vor allem daran, dass je nachdem, in welchem Frame ein Ausdruck auftaucht, verschiedene Portionen unseres Wissens über ihn in den Vordergrund gerückt werden. Denken Sie an das Wort *Single* im Kontext von Tinder und dem Vatikan. Die Framesemantik hält die Annahme, dass das mentale Lexikon abgegrenzte Ausdrucksbedeutungen enthält, für artifiziell. Abgegrenzte Ausdrucksbedeutungen sind künstlich aus dem Sprachgebrauch herausisoliert, denn kein Auftreten eines sprachlichen Ausdrucks ist jemals wirklich kontextlos. Die Sichtweise, die für ein solches mentales Lexikon argumentiert, streitet nicht ab, dass solche Ausdrucksbedeutungen Abstraktionen sind, sie spricht ihnen aber auch kognitive Realität zu. In einem mentalen Lexikon-Eintrag beispielsweise zum Verb *kaufen* wären dann unter anderem die thematischen Rollen Agens für die Rolle des Kaufenden und Thema für die Rolle der Güter vorhanden. Hier würde die Framesemantik einwenden, dass das unserem Wissen übers Kaufen nicht gerecht wird, denn wer weiß, wie Kaufen funktioniert, weiß gleichzeitig, wie Verkaufen, Geld- und Gütertransfer funktionieren. Dieses Wissen ist aber im Lexikoneintrag nicht erfasst. Im Frame aber schon. Die wahrheitsfunktionale Semantik muss das nachträglich nach der Bedeutungskomposition durch die Bedeutungsanreicherung mittels Kontext regeln. Anschaulich fassen lässt sich der Gegensatz zwischen enzyklopädischer und Lexikon-Sichtweise in folgenden Metaphern. In der Framesemantik sind Ausdrücke bloß Zugangspunkte zu enzyklopädischem Wissen, in der Lexikon-Semantik sind sie Container für Bedeutungen.

Die Framesemantik lässt die Standardkonzeption der Kompositionalität problematisch erscheinen

Wenn es aus prinzipiellen Gründen keine abgrenzbaren Ausdrucksbedeutungen im mentalen Lexikon gibt, dann wird es auch schwierig, von einem Prozess der Komposition zu sprechen, bei der kleinere Satz- oder Äußerungsteile zu größeren komponiert, zusammengesetzt werden und parallel dazu auch ihre Bedeutungen zusammengesetzt werden. Wenn nämlich Ausdrücke Frames evozieren können, dann ist es möglich, dass schon ganze schematische Ereignisse oder Szenen konzeptualisiert werden, bevor sie mit Einzelkonzepten sozusagen aufgefüllt werden. Ein Beispiel: Wenn Sie hören *Kaufst du...* evoziert *kaufen* schon den *kaufen*-Frame als Teil des Frames der kommerziellen Transaktion und zu diesem Frame gehören die Rollen, Beziehungen und unser kulturelles Wissen darüber, bevor diese überhaupt erwähnt werden, falls sie überhaupt erwähnt werden. Zudem können beispielsweise Phraseologismen oder Idiome, die niemals rein kompositionelle Bedeutung haben, als Ganze Frames evozieren. So ist ihr Verstehen

organisch aus der Framesemantik erklärbar. In der Wörterbuch-Semantik müssen sie Sonderbehandlungen bekommen.

Die Framesemantik versperrt sich einer scharfen Trennung von Semantik und Pragmatik

Zu dem enzyklopädischen bzw. Framewissen, zu denen uns Ausdrücke Zugang verschaffen, gehört auch Wissen darüber, in welchen Situationen solche Ausdrücke verwendbar sind. *Reihern* und *Auswurf haben* verwenden Sprecher*innen in verschiedenen Typen von Situationen. Ebenso eine Imperativkonstruktion und einen Fragesatz wie *Gib mir den Hammer!* gegenüber *Würdest Du mir bitte den Hammer geben?* Zu den Frames, die diese Konstruktionen evozieren, gehört auch Wissen über die Beziehung von Sprecher*in und Adressat*in in Bezug auf Nähe/Distanz, Höflichkeit usw. Da das aber Unterscheidungen sind, die in einer Mehr-Ebenen-Semantik in die Pragmatik fallen, ist die traditionelle Unterscheidung von Semantik und Pragmatik in der Framesemantik nicht zu treffen. Das gilt umso mehr, da ja in Frames einiges Situations- und enzyklopädisches Wissen bereits enthalten ist, Informationstypen also, die traditionell unter dem Begriff des Kontextes der Pragmatik zugeschlagen werden.

Das soll es zur Frage gewesen sein, inwiefern sprachliche Ausdrücke „nur“ Zugangspunkte zu Wissenskomplexen sind. Damit Sie einen konkreteren Eindruck davon bekommen, wie Frames aussehen und wie sie funktionieren, schauen Sie doch einmal ins Düsseldorfer und Berkeleyer FrameNet rein und inspizieren Sie einmal den ein oder anderen Eintrag genauer. Ich sage *Danke für die Aufmerksamkeit* und *Tschüss bis zu einem anderen Mal. Bleiben oder werden Sie gesund.*

Literatur

Evans, Vyvyan/Green, Melanie (2006): Cognitive linguistics. An introduction. Edinburgh: Edinburgh University press, 206–230.

Gawron, Jean Mark (2011): Frame semantics. In: Maienborn, C./von Heusinger, K./Portner, P. (Eds.): Semantics. An international handbook of natural language meaning. Vol. 1. Berlin/Boston: de Gruyter, 664–687.

Leitfragen

Denken Sie an einen Satz wie *Boris Becker verkauft seine Trophäen.*

a) Schauen Sie sich jetzt im Berkeley FrameNet den Frame „Commerce_sell“ an (<https://framenet.icsi.berkeley.edu/fndrupal/frameIndex>).

Ermitteln Sie, welche „FEs“ (*frame elements*) *Boris Becker* und *seine Trophäen* repräsentieren und nennen Sie sie. Ergänzen Sie dann den Beispielsatz um zwei weitere Frame-Elemente Ihrer Wahl, wie sie gemäß dem Frame vorgesehen sind.

b) Der Commerce_sell-Frame repräsentiert unser kulturelles Wissen über das Verkaufen. Bestimmte Verben, darunter *verkaufen*, evozieren diesen Frame und auf das Wissen greifen wir zurück, um Sätze zu verstehen, in denen diese Verben vorkommen.

In einer Grammatiktheorie, die dagegen mit einer **wahrheitsfunktionalen Semantik** arbeitet, könnte ein Eintrag im mentalen Lexikon, der die Ausdrucksbedeutung von *verkauf-* erfassen soll, folgendermaßen aussehen:

verkauf- (Wortart: Verb)

SEM: (Agens, Thema)

 | |

SYN: Subjekt dir. Objekt

Rufen Sie sich ins Gedächtnis, was Sie über Kompositionalität, die Bedeutungsebenen (Ausdrucksbed./kontextunabh. Bed., Äußerungsbed./kontextabh. Bed.), Semantik und Pragmatik und über die ursprüngliche Ausrichtung der wahrheitsfunktionalen Semantik (Frege!) wissen. Wie unterscheiden sich die Bedeutungskonzeptionen? Wo ist bei der wahrheitsfunktionalen Bedeutungskonzeption das ganze Wissen, das in der Framesemantik im Frame enthalten ist? (Sie müssen keine vollständige Antwort geben. Schreiben Sie, was Ihnen dazu einfällt, und wenn es nur ein Satz ist.)

Literaturverzeichnis

- Aristoteles, De Interpretatione, z.B. in der Übersetzung von Eugen Rolfes.
- Basile, Pierfrancesco/Röd, Wolfgang (2014): Die Philosophie des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts 1. Pragmatismus und Analytische Philosophie. München: C. H. Beck, 184–206.
- Bloomfield, Leonard (1926): A set of postulates for the science of language. *Language* 2(3), 153–164.
- Bühler, Karl [1934] (1982): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Stuttgart/New York: Gustav Fischer, 102–148.
- de Rijk, Lambertus M. (1992): Artikel „Peter Abaelard (1079–1142)“. In: Dascal, Marcelo/Gerhardus, Dietfried/Lorenz, Kuno/Meggle, Georg (Hrsg.): Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbband. Berlin/New York: de Gruyter, 290–296. [HSK 7/1]
- de Saussure, Ferdinand [1931] (2020): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Reprint der zweiten Auflage. Hrsg. v. Charles Bally und Albert Sechehaye. Berlin: de Gruyter.
- Evans, Vyvyan/Green, Melanie (2006): Cognitive linguistics. An introduction. Edinburgh: Edinburgh University Press, 5–11, 27–44, 156–163, 176–191, 206–222, 206–230.
- Evans, Vyvyan (2007): A glossary of cognitive linguistics. Edinburgh: Edinburgh University Press, Einträge „concept“, „cognitive commitment“, „meaning construction is conceptualization“, „symbolic thesis“.
- Evans, Vyvyan (2007): A glossary of cognitive linguistics. Edinburgh: Edinburgh University Press, Einträge „embodied cognition“, „encyclopaedic semantics“, „frame“, „image schema“.
- Félix-Brasdefer, J. César/Hasler-Barker, Maria (2017): Elicited data. In: Barron, A./Gu, Y./Steen, G. (Eds.): *The Routledge Handbook of Pragmatics*, 27–40.
- Finkbeiner, Rita (2015): Einführung in die Pragmatik. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 7–11, 12–21, 21–31, 51–53.
- Frazier, Lyn (2011): Meaning in psycholinguistics. In: Maienborn, C./von Stechow, P. (Eds.): *Semantics. An international handbook of natural language meaning*. Vol. 3. Berlin/Boston: de Gruyter, 2703–2724.
- Gawron, Jean Mark (2011): Frame semantics. In: Maienborn, C./von Stechow, P. (Eds.): *Semantics. An international handbook of natural language meaning*. Vol. 1. Berlin/Boston: de Gruyter, 664–687.
- Golato, Andrea (2017): Naturally occurring data. In: Barron, A./Gu, Y./Steen, G. (Eds.): *The Routledge Handbook of Pragmatics*, 21–26.
- Grice, Paul H. (1975): Logic and conversation. In: Cole, P./Morgan, J. L. (Eds.): *Speech acts*. New York/Academic Press, 41–58.
- Gutzmann, Daniel (2020): Semantik. Eine Einführung. Berlin: Metzler, 1–6, 1–18.
- Heinekamp, Albert (1992): Artikel „Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716)“. In: Dascal, Marcelo/Gerhardus, Dietfried/Lorenz, Kuno/Meggle, Georg (Hrsg.): Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbband. Berlin/New York: de Gruyter, 320–330. [HSK 7/1]

- Husted, Jørgen (2000): Gottlob Frege: Der stille Logiker. In: Hügli, Anton/Lübcke, Poul (Hrsg.): Philosophie im 20. Jahrhundert. Band 2: Wissenschaftstheorie und Analytische Philosophie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 82–108.
- Kambartel, Friedrich (2004): Artikel „Pragmatik“. In: Mittelstraß, Jürgen (Hrsg.): Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. Band 3. Stuttgart/Weimar: Metzler, 323–324.
- Katz, Graham (2012): Semantics in corpus linguistics. In: Maienborn, C./von Heusinger, K./Portner, P. (Eds.): Semantics. An international handbook of natural language meaning. Vol. 3. Berlin/Boston: de Gruyter, 2859–2887.
- Krifka, Manfred (2011): Varieties of semantic evidence. In: Maienborn, C./von Heusinger, K./Portner, P. (Eds.): Semantics. An international handbook of natural language meaning. Vol. 1. Berlin/Boston: de Gruyter, 242–268.
- Langacker, Ronald W. (2008): Cognitive Grammar. A basic introduction. Oxford: Oxford University Press, 66–88.
- Lehmann, Christian (2007): Motivation in language. Attempt at a systematization. In: Gallmann, P./Lehmann, C./Lühr, R. (Hrsg.), Sprachliche Variation. Zur Interdependenz von Inhalt und Ausdruck. Tübingen: Narr.
- Levinson, Stephen (2000): Pragmatik. Dritte Auflage. Tübingen: Niemeyer, 1–8, 6–37, 59–106, 107–144, 183–245.
- Levinson, Stephen (2000): Presumptive meanings. The theory of general conversational implicature. Cambridge: MIT Press.
- Liedtke, Frank (2016): Moderne Pragmatik. Grundbegriffe und Methoden. Tübingen: Narr, 47–67, 83–95.
- Löbner, Sebastian (2015): Semantik: Eine Einführung. Zweite, aktualisierte und stark erweiterte Auflage. Berlin/New York: de Gruyter, 1–8, 9–19, 48–59.
- Long, A. A./ Sedley, D. N. (2000): Die hellenistischen Philosophen. Texte und Kommentare. Übersetzt von Karlheinz Hülsner. Stuttgart/Weimar: Metzler, 230 (33B).
- Lyons, John (1991): Bedeutungstheorien. In: von Stechow, Arnim/Wunderlich, Dieter (Hrsg.): Semantik. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung. Berlin/New York: de Gruyter, 1–6. [HSK, Band 6]
- Meibauer, Jörg/Demske, Ulrike/Geilfuß-Wolfgang/Pafel, Jürgen/Ramer, Karl-Heinz/Rothweiler, Monika/Steinbach, Markus (2015): Einführung in die germanistische Linguistik. Dritte, überarbeitete und aktualisierte Auflage. Stuttgart/Weimar: Metzler, 164–178.
- Meier-Oeser, Stephan (2017): Artikel „Signifikation“. In: Ritter, Joachim/Gründer, Karlfried/Gabriel, Gottfried (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Onlineversion. Basel: Schwabe, o. S. [DOI: 10.24894/HWPh.3895]
- Meier-Oeser, Stephan (2019): Meaning in pre-19th century thought. In: von Heusinger, Klaus/Maienborn, Claudia/Portner, Paul (Eds.): Semantics. Foundations, history and methods. Berlin/Boston: de Gruyter, 182–216.
- Meier-Oeser, Stephan (2019): Meaning in pre-19th century thought. In: von Heusinger, Klaus/Maienborn, Claudia/Portner, Paul (Eds.): Semantics. Foundations, history and methods. Berlin/Boston: de Gruyter, 182–191.

- Meier-Oeser, Stephan (2019): Meaning in pre-19th century thought. In: von Heusinger, Klaus/Maienborn, Claudia/Portner, Paul (Eds.): Semantics. Foundations, history and methods. Berlin/Boston: de Gruyter, 192–203.
- Morris, Charles William (1972) [1938/1939]: Grundlagen der Zeichentheorie. Ästhetik und Zeichentheorie. München: Hanser, 17–68.
- Pafel, Jürgen/Reich, Ingo (2016): Einführung in die Semantik. Grundlagen – Analysen – Theorien. Stuttgart: Metzler, 223–231.
- Platon, Kratyllos, z.B. in der Übersetzung von Friedrich Schleiermacher.
- Streminger, Gerhard (1992): Artikel „John Locke (1632–1704)“. In: Dascal, Marcelo/Gerhardus, Dietfried/Lorenz, Kuno/Meggle, Georg (Hrsg.): Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbband. Berlin/New York: de Gruyter, 308–320. [HSK 7/1]
- Thomas von Erfurt (1998): Abhandlung über die bedeutsamen Verhaltensweisen der Sprache (Tractatus de Modis significandi). Übersetzt und eingeleitet von Stephan Grotz. Amsterdam/Philadelphia: Grüner.
- Wilson, Deirdre/Sperber, Dan (2006): Relevance Theory. In: Horn, L. (Ed.): The handbook of pragmatics. Malden: Blackwell, 607–632.
- Wolters, Gereon (1992): Artikel „Die Lehre der Modisten“. In: Dascal, Marcelo/Gerhardus, Dietfried/Lorenz, Kuno/Meggle, Georg (Hrsg.): Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. 1. Halbband. Berlin/New York: de Gruyter, 596–600. [HSK 7/1]
- Ziem, Alexander (2008): Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz. Berlin: de Gruyter.
- Zimmermann, Thomas Ede (2014): Einführung in die Semantik. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 19–36.